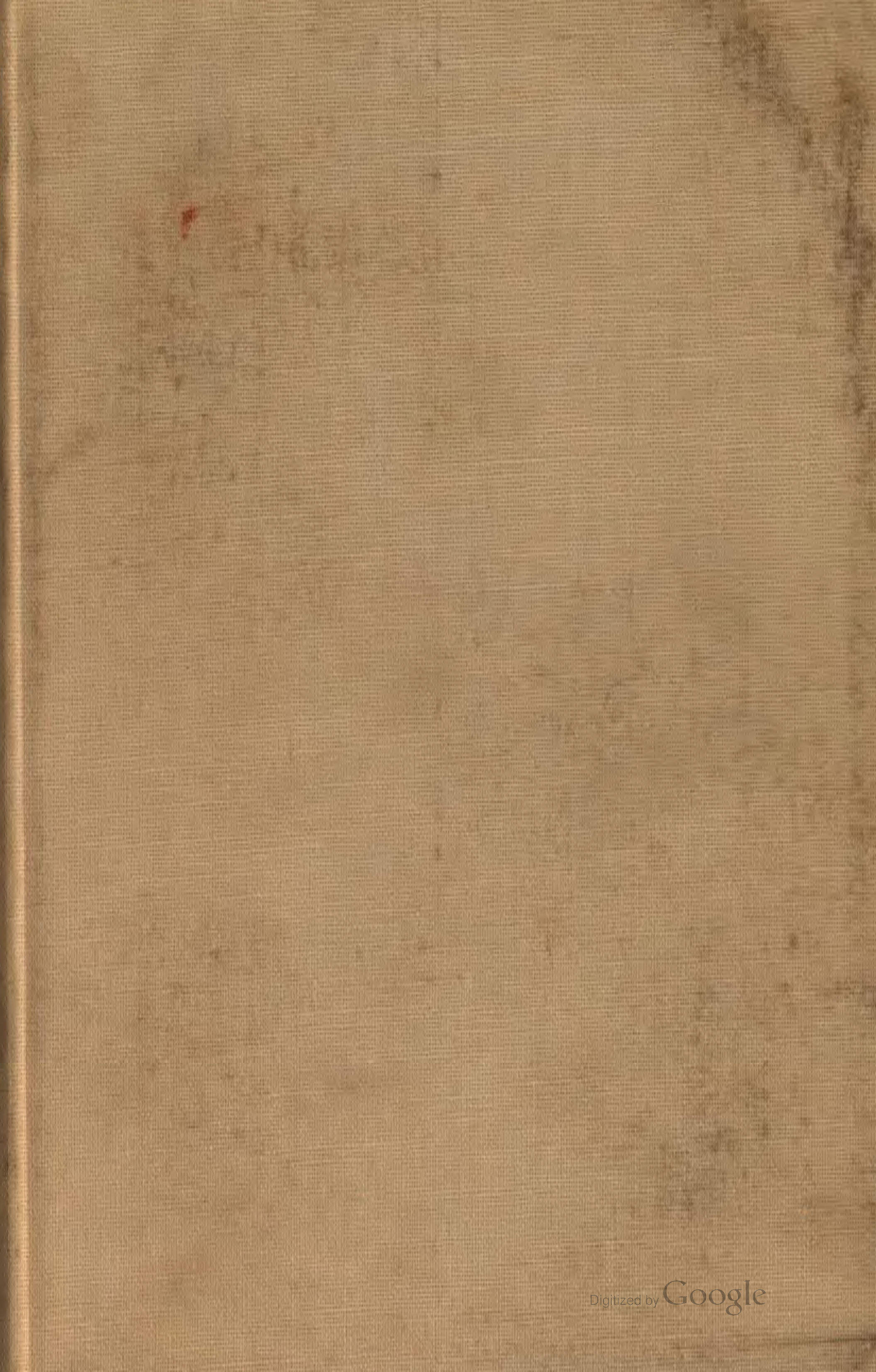



LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY
OF
CALIFORNIA

SCHNEIDER · HERRSCHER UND HEILIGE

REINHOLD SCHNEIDER

HERRSCHER UND HEILIGE

BEI JAKOB HEGNER IN KÖLN & OLTEN

INHALT

I. TEIL

II. TEIL

III. TEIL

IV. TEIL

I. TEIL

DER AUFTRAG Christi an den heiligen Petrus, die Schlüssel des Himmelreiches zu verwalten, zu binden, zu lösen, die Herde zu weiden, ist wohl in großer geschichtlicher Stunde geschehen, aber er geht über alle Zeitlichkeit hinweg, in vollkommener Reinheit, unberührt von der Farbe der Ära, die sich jedem menschlichen Wort mitteilt; er spannt sich über die Zeit ins Himmelreich, dem Ziel, der letzten Verantwortung zu. Für die Träger des Auftrags fast alle gilt, daß sie dorthin geführt werden, wohin sie nicht wollen: tief in die Zeit und Zeitlichkeit, in das Ringen mit Menschen und Gewalten, deren Begegnung sie nicht gesucht; der Fischer aus Galiläa mußte nach Rom, in die Stadt der Cäsaren, die er, eh er den Ruf Christi vernommen, wohl schwerlich zu sehen gedacht, noch zu sehen gewünscht hatte. In immer neuer Verwandlung öffnet sich der Schauplatz der Geschichte dem, der mit den Schlüsseln beschwert worden ist. Der Auftrag und die an ihn geknüpfte Verheißung sind unveränderlich. Aber welches erhebende oder erschreckende Spiel der Farben entfaltet dieses himmlische Licht, sobald es in die Trübe der Erde strahlt und das Nebelgewoge des Völkergeschickes, die Wolkenballungen der Macht zu durchdringen sucht! Immer ist es Petrus, der die Schlüssel empfängt: – etwas wird in dem Erwählten angerufen, das nicht mehr bedingt ist von Zeit und Ort. So mächtig ist die Gnade und ihre Forderung, daß sie den von ihr Getroffenen erhöhen, verwandeln muß – sofern sie ihm nicht zum Gericht wird und der Mensch, aber niemals das Amt, ihr erliegt; daß sie als das Leben in seinem Leben nichts dulden will als den Schlüsselbewahrer, der da bindet und löst für die Ewigkeit. Aber er steht in der Zeit, in Anspruch genommen von der ganzen Stärke geschichtlicher Wirklichkeit, die ein einziges Mal ist und auf ihn gewendet ist; er ist, eben da er von oben kommt, angewiesen auf den ganzen Gehalt der Zeit, die er, von der Höhe des Amtes, tiefer als andere zu erfassen vermag. Geschichte ist sein Leben in radikalem Sinn; es ist gerade sein Priestertum, das ihn in sie verbannt. Sein persönliches Geschichtsbewußtsein soll das der Kirche, der Priester und Laien erwecken, befeuern.

Aber jene Gestalten erscheinen uns doch als die bedeutendsten auf dem Throne der Welt, die in vollem Bewußtsein ihres Ortes und Augenblicks an der Kreuzung der Geschichte und Ewigkeit stehen, den Blick

auf den sich furchtbar heranwälzenden, tobenden Strom des Erdengeschicks gerichtet, das Haupt umleuchtet vom Ernst des Amtes, von der Gnade des Friedens Christi. In ihnen lebt das Unveränderliche; es ist ihre Macht, ihre des Menschen Kräfte übersteigende Bestimmung, das Göttlich-Unveränderliche dem Wandel aufzuprägen, das über die Ufer drängende Leben hinzulenken auf das Himmelreich. Ihr Wirken bemächtigt sich aller Gegebenheiten der Geschichte, und es ist kein Anliegen der Zeit, das sie nicht bewegen muß; ihre innerste Festigkeit aber: die ihres heiligen Standorts, des Felsens, ist dem Wechsel nicht unterworfen. Wir können ihre Geschichte nicht erzählen, ohne ein Geheimnis zu achten; dieses nicht aufzulösende Geheimnis ist der Ursprung ihrer Kraft, die Mitte ihrer Geschichte. Wie der eine unsägliche Verfolgung erduldet, der andere die Wut eines heranstürmenden Volkes gezähmt, die Hoheit gewahrt, gefestigt hat, von der die Welt nichts wissen wollte; wie in anderen das Heilige mächtige Tendenzen der Erde niederrang, den Irrtum, die Versuchungen zurückwarf; was sie allesamt in Wahrheit an Verantwortung und Sorge erlitten und wiederum entschwert haben im verzehrenden Eifer für Gottes Haus, das vermögen wir nur in den Grenzen der Andeutung zu erfassen. Hinter ihnen steht der Erste, der die Schlüssel empfangen, deutlicher sichtbar oder wieder verhüllt und doch als die Gestalt, die ein unbesiegliches Anrecht auf sie hat und ausübt. Und da die Liebe, die den Weltbau trägt, doch stärker ist als das Zerstörende, so mußte auch die Bindegewalt in der Geschichte mächtiger sein als die Gewalt zu lösen; hat sie doch von innen her, nicht mit Fesseln, sondern aus wachsender Liebesmacht die Geister, die Herzen gegen Rom hin bewegt und die Völker aus römischem Erbe geformt. Die formende Kraft Roms ward durch die Nachfolger Petri in das Heilige erhoben und in eine heiligende Kraft verwandelt; da sie den Völkern entgegendrang und diese sich ihrem Walten aufschlossen, wurde den Völkern eine höhere, ihre eigentliche Lebensform erreichbar. Das Höhere kann ja nur aus der Begegnung des Gegebenen mit einem Neuen entstehen; im Zusammenklang von Empfangen und Geben, Annahme und Opfer, Tod und Wiedergeburt sollten die Lebensformen sich bilden, von denen wir freilich nicht sagen können, ob sie zur Vollendung, zur ganzen möglichen Fülle geformten Lebens gediehen sind. Und doch sehen wir die Völker, die Rom

angerufen hat, und die dem Anrufe folgten, in einer neuen, gleichsam verklärten Gestalt sich ordnen im Umkreis Roms.

Mit den Geschichtszeiten wechselt die äußere Gestalt des Apostelamts: wir müßten den ganzen Zug der Schlüsselverwalter vom Anfang bis zum Ende der Zeiten überblicken können, wenn wir sagen sollten, welche Kraft in des Herrn Wort beschlossen war und ist, dem Senfkorn, das auf dem Weg nach Cäsarea Philippi in die Erde gesenkt wurde. Die Gebärde der Papstmacht, das Gewand, die Erscheinung in der Geschichte sind in einem steten Sichentfalten, Keimen und Blühen begriffen; was unabdingbar schien, erwies sich oftmals als vergänglich; was die Zeitlichkeit gefordert, gebildet hat, muß mit ihr dahingehen. Um das Dasein, das immer neue Hervortreten Petri geht alles, um seine Gewalt und den ihm verheißenen Geist: darum, daß der Fischer sich als verzehrend gegenwärtig erweist und sich im Sturm auf die Wellen schwingt, um Christus zu finden. Sein Los soll sein bis zum Ende, daß er sich dorthin führen läßt, wohin er nicht will. Kein Wort, kein von Menschen erdachtes Gesetz bestimmt die Möglichkeiten der Entfaltung im Widerspiel zum Völkergeschick, unter Gottes Gebot. Was die Nachfolge Petri in Wahrheit in der Geschichte ist, das vermöchten nur Gestalten auszusagen durch das Ganze ihres Seins und Wirkens; in ihnen erst, die aus der Gnade die Zeitlichkeit bestanden haben, wird die Macht des Amtes, der unendliche Trost der ihm einwohnenden Verheißung lebendige Gegenwart.

Unter den schrecklichen Schatten seines Jahrhunderts, eingehüllt in die Dämmernis, die von dämonischen Gewalten über ein Zeitalter verbreitet wird, erscheint uns Gregor der Große. Noch geht der Vornehme aus dem alten Hause der Anicier im seidenen, mit Edelstein geschmückten Kleid durch die Trümmerstadt Rom; er ist Präfekt und leitet die gesamte bürgerliche Verwaltung; Fluß und Hafen, die Mauern und Märkte, die Aquädukte und Theater überprüft er auf seinen Wegen. Aber am Tun der Menschen, an den Werken der Vorfahren haftet der Verfall; dies alles ist erschüttert. Die kühnen, in mächtigem Gleichmaß vom Gebirge her ziehenden Bogen zerbrechen, und keine Mahnung vermag die Unterbeamten zu tatkräftiger Hilfe zu bewegen; Tempel stürzen ein – und der Präfekt sieht sie vielleicht ohne Schmerz ihrem Untergang entgegensinken. Draußen ragen noch immer Säulen,

Giebel und Statuen verlassener Villen auf; diese sind zu Steinbrüchen geworden und stehen jedem offen, der bauen will. Völker haben sich mit furchtbarer Wucht über das Land ergossen: den Goten gewannen die Feldherren des in Byzanz gebietenden Kaisers in lange hin- und herwogendem Kampf Stadt um Stadt wieder ab. Unter dem Vesuv starb das letzte Gotenheer hin. Nun aber werfen sich die Langobarden, ein unter viele Herzöge verteiltes Kriegervolk, von Oberitalien her gegen Süden, und es scheint, daß der Kaiser nur die Küstenstädte behaupten kann, denn auf die See wagen sich die Langobarden nicht, aber das Innere der Halbinsel verfällt ihnen unaufhaltsam; Grundherren, die noch verschont waren, werden vertrieben oder erschlagen. Der Kaiser erhofft Hilfe von den in die Lombardei gerufenen Franken, nicht mehr von eigener Heereskraft. So verschlingen einander die Völker auf dem Boden Italiens. In Rom drängen sich Flüchtlinge zusammen. Aber die Mauern werden sie nicht vor Hunger schützen. Und wer vertraut noch auf die Mauern Roms? Weder der Statthalter in Ravenna, noch der militärische Befehlshaber in Rom bringen die Umsicht der Leitung, der Fürsorge, die Tatkraft umfassender Hilfe auf, deren es bedürfte. Und aus sich selber vermag sich Rom nicht mehr zu bewahren, zu verwalten. Seine großen Geschlechter sind hin; der Senat ist nur noch ein Name; auch das Volk ist tot, es ist nicht mehr, was es gewesen. Der Untergang, das Ende ohne Widerruf, hinter dem das Weltende dämmert, beschwert die Gemüter. In ein entsetzliches Dunkel scheint alles zu münden. Jetzt ist das Geschlecht heraufgekommen, dessen Bestimmung es ist, ein gewaltiges Erbe versinken zu sehen; ein Geschlecht, das nicht mehr fähig ist, Erbe zu sein.

Der Präfekt entsagt seinem Amt, der Welt. Da alles nach der Tat zu drängen scheint, leistet er Verzicht, übereignet er seine reiche Habe geistlichen Zwecken. Offenbar läßt die Ungeduld anstürmender Völker keine Zeit mehr, sich zu rüsten, von innen her zu erstarken; aber Gregor baut ein Kloster am Hang des Celio, dem Palatin gegenüber, und weiht es dem heiligen Apostel Andreas. Er wird Mönch nach der Regel des heiligen Benedikt. Ist es ein Abschied für immer – oder nur die Wahl einer neuen, der stärksten Form? Ist der Verzicht der Weg zur Tat, führt die Abkehr von der Welt in ihre Mitte? Und ist jetzt die Zeit gekommen, da die uneingeschränkte Hingabe an Christus, das

strengste, ernsteste Leben allein noch wirken kann? Es ist ein Geheimnis im Leben Gregors, daß Ende und Beginn in ihrer ganzen Gegensätzlichkeit zusammentreffen, zusammenwirken; gerade darin ist dieses Leben eine Antwort auf die Zeit, die Untergang und Aufgang ist. Im Untergang und dem bittersten Schmerz darüber schwingt die Seele – den Aufgang fügt Gott. Lösung ist Gnade. Aber die erste Frage für den Christen ist: was er *sein* muß, wenn er Gnade erhoffen will.

Papst Pelagius II., der um die Zeit gewählt wurde [579], da die Römer bereits von ihren Mauern die sich unter Brand und Greueln heranwälzenden Langobardenscharen sahen, rief Gregor aus dem Kloster, weihte ihn zum Diakon und zog den erfahrenen Staatsmann in seinen Dienst. Begleitet von einigen Mönchen seines Klosters reiste Gregor an den Hof des Kaisers, dort die Geschäfte des Papstes zu wahren und vor allem das Dringendste: die Hilfeleistung für Rom, zu betreiben. Wohl erwarb er sich die Auszeichnung, des Kaisers ältesten Sohn aus der Taufe zu heben, die Freundschaft einflußreicher Männer und Frauen des kaiserlichen Hofes; die erwirkte Hilfe reichte nicht aus. Um 584 klagte der Papst, daß er samt der Stadt dem Untergang preisgegeben sei, wenn Gott das Herz des Kaisers nicht rühre. Stadt und Land waren ohne Verteidiger. Aber die Perser bedrängten das Reich von Osten, die Slaven von der Donau her. Etwa zwei Jahre später rief Pelagius seinen Nuntius zurück. Doch das Kloster am Celio sollte ihn nicht mehr für lange Zeit befrieden. Wie die aufgewühlten Völker über die Ufer traten, so auch der Tiber; die Fluten umspülten die schon lange hinfällig gewordenen Tempel und Monumente der Römer, die päpstlichen Kornspeicher, bis sie einstürzten; sie bedeckten die ruinenhaften Wohnstätten und verwandelten Plätze und Straßen in gärende Sümpfe. Schon hörten prophetische Gemüter unheimliche Stimmen in den Lüften; Tuben schmetterten, ein Kriegsheer anzuzeigen, das noch schlimmer war als die durch die Campagna schweifenden Barbarenhorden; Gregor selbst berichtete, er habe mit seinen eigenen Augen gesehen, wie Pfeile vom Himmel schwirrten und die Menschen durchbohrten. Die also Getroffenen verbrannten in wenigen Tagen am Fieber. Die Pest, ein Dämon, den viele meinten in leibhaftiger Gestalt gesehen zu haben – einer der Geister aus der Luft, die der Apostel wie die Väter als dämonischen Bereich verstanden –, richtete sich auf in der Stadt und beherrschte sie.

Auch der Papst wurde von einem jener tödlichen Pfeile getroffen: der einzige, dem noch die Sorge um Rom am Herzen gelegen. Der Klerus, die Patrizier, das Volk wurden in der äußersten Not einig und wählten einstimmig den einstigen Präfekten Gregor zum Papst.

Wohl lehnte Gregor die heilige Würde ab, schrieb er sogar an den Kaiser Mauritius, er möge ihn vor ihr bewahren und seine Wahl nicht bestätigen. Aber schon war dem Widerstrebenden die große Sorge unabweislich zugefallen. Ihm schien es das dringendste Gebot, Gott zu versöhnen und das Volk, wie schwer auch das Unglück auf ihm lastete, zur Buße zu bewegen. In sieben Zügen, von sieben verschiedenen Kirchen wallten die Kleriker, die Äbte und Mönche, die Äbtissinnen und Nonnen, die Kinder, die Laien, die Witwen, die verheirateten Frauen mit den Presbytern ihrer Regionen der großen Kirche der Gottesmutter, Santa Maria Maggiore, unter den machtvollen Gesängen zerknirschter Herzen entgegen. Als sie dem künftigen Papst das Geleite zur Tiberbrücke und hinüber nach St. Peter gaben, erschien der Erzengel Michael über dem geheimnisvollen Grabmal des Kaisers Hadrian und steckte sein Flammenschwert in die Scheide: das Schwert des Zornes sollte das Volk nicht mehr schlagen.

Das Volk hatte wohl Not erfahren; aber auch das bitterste Unglück wird vergeblich erduldet, wenn es nicht gedeutet, nicht auf das Tun des Menschen und Gottes Gerechtigkeit bezogen wird. Erst dann bewegt es die Herzen, wird es zur verwandelnden Kraft. Gregor sah sich berufen zum Deuter seiner Zeit – zum innern Vollzug der Geschichte. Dieses Bewußtsein muß ihn durchglüht haben, als der vom Kaiser wider seinen Willen Bestätigte das Opfer des beschaulichen Lebens, nach dem sein Herz sich sehnte, unwiderruflich gebracht hatte und zum ersten Mal als Papst in St. Peter zum Volke sprach. Die Zeit rollte entsetzliche verwirrende Bilder vorüber; Gregor gab ihnen die flammende Inschrift und entsiegelte die Geschichte aus Gottes Wort – als Gottes Wort in der Zeit. Er berief sich auf die Zeichen, die Christus selbst angekündigt hatte als Boten des Endes: daß Volk sich wider Volk erheben und Pest, Hunger und Schrecken vom Himmel kommen werden. Denn, so sagte der Papst, wer Gott nicht schauen wolle in Ruhe, der lerne sein nahendes Gericht fürchten unter Plagen. Vieles habe sich schon erfüllt, was die Schrift vorausgesagt, und wenn auch die Ge-

stirne noch nicht erschüttert worden seien, so flammten doch Schwerter in den Lüften vor den Langobarden her. Aber wer Gott liebt, der solle jauchzen über das Ende der Welt; jetzt sei die Zeit gekommen, die Liebe zum Vergänglichen zu tilgen bis auf die Wurzel und über die zum Tode sinkende Erde zum ewigen Leben hinüber zu dringen. – Gregors Seele neigte sich dem Propheten Ezechiel zu, den Gott mit dem furchtbaren Wort vom kommenden Ende beschwert hat: »Siehe, es kommt ein Unglück über das andere. Das Ende kommt, es kommt das Ende, es ist erwacht über dich; siehe, es kommt« [Ezech. 7, 5–6]. Drei Jahre später [593] wurde die Sprache der feurigen Schwerter wahr, als Gregor eben den Propheten auslegte; Männer, denen die Hände waren abgehauen worden, kündigten das Herannahen der Langobarden unter ihrem neuen König Agilulf. Unter dem Bild des siedenden Topfes, das einst das Schicksal Jerusalems dargestellt hatte, schilderte Gregor den Untergang Roms. Als die Stadt erbaut wurde und die Völker in ihr zusammenströmten, da ward der erzene Topf aufs Feuer gestellt und gefüllt mit den Stücken und Knochen. Da begann es zu sieden und zu wallen von der Liebe zum Weltruhm; in der Glut zerfielen die Knochen: das waren die Mächtigen, und das Fleisch zerging: das waren die Völker. Aber der Prophet sollte auch den leeren Topf auf die Glut setzen, damit sein Erz entbrenne, seine Unreinigkeit verzehrt werde. Gleich dem leeren Topf brenne nun das leere Rom. Denn wo sind der Ruhm, der Stolz, die Pracht und die Weltlust? Wo sind die Mächtigen und Gewaltigen, die einst die Stadt mit Beute gefüllt? Wie ein alter entfiederter Adler, der kahl ist am ganzen Körper, sucht die Stadt vergebens die Schwingen auszubreiten, die einst zu kühnem Raub trugen. »Wo ist der Senat? Wo ist das Volk? Die Knochen sind zerkocht, das Fleisch verzehrt, alle Pracht erloschen. Es brennt das leere Rom.«

Dieses ungeheure Bild der Geschichte, das zwischen den Zeiten aufsteigt, erleuchtet die Antike wie die christliche Zeit, das ganze Geschick des Abendlandes: Ehrsucht verzehrt die Macht und die Mächtigen, das Fleisch der Völker, bis die leeren Städte glühen und zerfallen, und der Adler grenzenlosen Verlangens, der die Welt überschattete, erschöpft und entfiedert, in schmählicher Nacktheit sich auf der Erde hinquält. Sollte nicht auch der Wille des Mannes, vor dem die Wirklichkeit seiner geschichtlichen Stunde in dieser unbarmherzigen Klarheit stand,

gelähmt werden wie der greise Adler? Aber im Papst lebte eine andere Kraft. Nicht der Ruhm durchglühte ihn: es war die von Christus gestiftete Liebe des Hirten. Diese Liebe setzte dem Untergang eine gewaltige Macht entgegen. Obwohl der Exarch ihn hinderte, statt ihm beizustehen, und das einzige von ihm in Rom gelassene Regiment zu meutern drohte, vermochte Gregor die Stadt vom Feind loszukaufen. Er unterstellte den reichen, über Italien und Sizilien, Korsika, Gallien und Dalmatien ausgebreiteten Grundbesitz der Kirche Rektoren, die er weihte und am Grabe des heiligen Petrus durch einen Eid zu gewissenhafter Amtswaltung verpflichtete. So füllten sich die Kornspeicher wieder. Er selber war der »Verteiler des Armenguts«. Als er einmal hörte, daß ein Bettler vor Hunger auf der Straße gestorben sei, verschloß er sich vor Scham in seinem Gemach; mehrere Tage wagte er nicht, vor den Altar zu treten. Er verschmähte es nicht, dem Rektor in Sizilien zu schreiben, daß er die zur Zucht nicht mehr tauglichen Kühe verkaufen, ein Gestüt verringern, die Pferde an Gutshöfe abgeben solle. Mit großer Schärfe tadelte er die Unterdrückung oder Ausnutzung der auf den Patrimonien ansässigen Bauern. Eine neue Gestalt der Macht und ihrer Verwaltung wird sichtbar; sie ist noch nicht fest umgrenzt, aber doch deutlich bestimmt im Gegensatz zur alten Welt, deren Formen sie sich gleichwohl dienstbar macht und sie dadurch rettet: es ist eine Macht, deren innerstes Leben die Liebe ist, Herrschaft über die von Christus Erlösten, deren Würde nicht angetastet werden darf. »Bei allen euren Handlungen«, schrieb Gregor an den Exkonsul Libertinus in Sizilien, »sollt ihr zuvor die Gerechtigkeit und dann die Freiheit im Auge behalten.« Libertinus hatte sich vermessen, einen einstigen Präfekten mit Ruten streichen zu lassen; als Bischof von Rom verwies es ihm Gregor, einen freien Mann auf diese Weise zu erniedrigen. In der Richtung auf die Freiheit, die Gerechtigkeit wollte er die Ämter, die Macht verwaltet wissen, und er stellte diese Forderung aus dem Bewußtsein geistlicher Macht, die ihn zum Anwalt der Unterdrückten und Schutzflehenden aufgerufen hatte.

Aber die Geschäfte der Verwaltung, die große Not des geschichtlichen Geschehens, das ihn, wie er oftmals sagte, »zwischen die Schwerter der Langobarden« gestellt hatte, machten doch nur einen geringen Teil seines Wirkens aus. Der Seelsorger hat weit Größeres getan und erfahren,

wenn es uns wohl auch nie gelingen würde, dieses große Werk·Gregors zu erforschen. Als Seelsorger der Völker hat er seine größte Tat vollbracht: die Aussendung seines Abtes Augustin nach England. Die Liebe zu den Seelen hat ihn angerufen in der bedeutungsschwersten Stunde seines Lebens, da er die schönen Jünglinge aus Britannien auf dem Forum erblickte und den Sklavenhändler fragte nach ihrer Heimat und ob sie Christen seien. Sie seien Heiden, wurde ihm erwidert. Es schmerzte ihn tief, daß Menschen so hellen, leuchtenden Ansehens, von solcher Anmut dem Fürsten der Finsternis untertan sein sollten. Er fragte nach dem Namen des Volksstamms. Man nenne sie Angeln, antwortete der Kaufmann. Ja, rief Gregor, Engel sollten sie werden, denn sie trügen ein englisches Antlitz und seien bestimmt, Gefährten der Engel im Himmel zu werden. Er selber wollte ihnen das Heil bringen. Doch ein Zeichen hielt ihn auf dem Weg fest, und er gehorchte verzichtend. So fuhr Augustin mit seinen Mönchen unter dem Kreuze nach England [596]; aber die Insel stand im Ruf solcher Schrecknisse, daß Augustin im südlichen Gallien umkehrte. Ein Brief des Papstes ermutigte ihn wieder. Bald zeigte es sich, daß Britannien längst bereitet war für die Botschaft und der Auftrag des Papstes in die geheimnisvoll angebrochene Stunde der Erlösung traf. Die Heimat der schönen Sklaven sollte das Evangelium mit Inbrunst ergreifen und zu einer Insel der Heiligen werden, begnadet, geeinigt, zu einer höheren Einheit geweiht von Rom.

Gregors war *alle* Sorge, alle Verantwortung; er stand für das Seelenheil der Welt. Italien nannte er einmal »mein Land«; »sein«, in höherem Sinn, waren die Länder und Völker alle; die sichere Hoffnung auf die Bekehrung der Langobarden – die Eroberer sollten von Rom begnadet und dadurch »gebunden« mit göttlicher Bindegewalt, überwunden werden –, die Bekehrung des Westgotenkönigs Reccared bedeuteten in diesem größten Zusammenhang nur wenig. Wer in solchem Maße erschüttert wurde vom Ende, von der immer wieder aufbrechenden Vergänglichkeit der Welt, der kann nicht besitzen; er sieht alles in der Perspektive des Gerichts, im Antlitz des Richters, vor dem er Rechenschaft ablegen muß. Einmal soll Gregor, als er über das Forum ging, von einem antiken Bildwerk auf besondere Weise ergriffen worden sein. Es stellte Trajan dar, wie er, eben im Aufbruch zum Krieg,

noch einmal vom Pferd sprang, um einer Witwe, deren Sohn erschlagen worden war, Recht zu sprechen. Der Kaiser hätte ja fallen können im Krieg – und dann wäre die Klage des armen Weibes ungehört geblieben. Der Papst weinte darüber, daß ein so gerechter Herrscher Heide geblieben und der Verdammnis verfallen sein sollte. Aber in St. Peter hörte er eine Stimme von oben: sein Gebet sei erhört worden, die Seele des Kaisers erlöst; doch solle er nie mehr für Heiden beten.

Vielleicht will diese Erzählung sagen: der Papst habe auch Verantwortung gefühlt für die Vergangenheit, wie er sie für die Gegenwart und die Zukunft getragen. Es war vielleicht sein geheimnisvolles Vorrecht, das eigentliche Zeichen seines Ranges, zu weinen um die Seele Trajans, um die Seele des Altertums. Einen mächtigen Klang dieser Seele nahm er in die Gesänge hinüber, die in seiner Kapelle erklangen; diese Gesänge begleiteten den kleinen Zug italienischer Mönche, als sie im fernen Norden, vorüber an der Kapelle der frommen Königin Berta der Burg des Königs von Kent entgegenzogen. So tönte die Stimme des Altertums, verwandelt, verklärt, in nebelhaft aufsteigende Reiche der Christenheit. Auch das Erbe der Germanen wollte der Papst nicht tilgen, sondern aufnehmen, verwandeln, erhöhen; die Missionare sollten das gesunde Wachstum der Völker veredeln, nicht etwa stören oder entwurzeln; sie sollten die Orte, die ihnen für heilig galten, achten und in Wahrheit heiligen. Rom wirkte aus der Gnade verklärender, läuternder Kraft, das Bestehende verbindend mit dem, was von oben gekommen ist. – Aber noch an ein andres Geheimnis rührt jene Legende: es ist die Gebetsmacht Gregors. Wir kennen ihre Grenzen, ihre Wirkung nicht, aber wir müssen sie verehren als eine gewaltige Wirklichkeit der Geschichte.

In ihr steht Gregor der Große an unverrückbarem Ort. Er wurde nicht aufgezehrt von der Geschichte wie andere, die wohl ihre Stürme zu entfesseln vermögen, aber nichts von dem Wort wissen, mit dem der Herr aller Zeit die Stürme beschwichtigt hat. Als Gregor starb [604], hatte sich die Kraft der Nachfolge Petri offenbart in einer der furchtbarsten Stunden der Welt, einem schrecklichen Heute, in dem Gestern und Morgen auseinanderzubrechen drohten. Wie sehr wir auch des Papstes Tatkraft, seine Umsicht, seine väterliche Liebesmacht bewun-

dern mögen, so scheint uns das größte, was er als Mensch der Gnade seines Amtes hinzugefügt hat, der grandiose Mut zu sein, mit dem er aus dem Untergang hinüber in die Zukunft handelte, die für den Christen nichts anderes sein kann als Advent, Ankunft des Herrn und seiner Stadt. Ringsum sah Gregor Trümmer; fast alles, was sichtbar war, schien verwirkt, die Mächtigen und Mächte zerbrachen, und die feurigen Schwerter, die neue Drangsal ankündigten, glühten in der Luft; Gregor wußte, wie der Apostel, das Ende aller Dinge ganz nahe, aber durch den Sturm, das Krachen der letzten Pfeiler der alten Welt vernahm er das *eine*, ruhige, unabänderliche Gebot, *alle Völker* zu taufen und zu lehren; zu binden, zu lösen; für die Herde einzustehen in Ewigkeit, Jerusalem aufzubauen zwischen den geborstenen irdischen Pfeilern, und er gehorchte als »Knecht der Knechte Gottes«: so nannte er sich, seinen Vorrang vor allen Dienern der Kirche in die tiefste Demut kleidend. Zu einer jeden Stunde war Gregor auf die großen Schrecknisse am Himmel gefaßt, unter denen die Welt vergehen wird; aber Christi Auftrag an Petrus ward von dieser Erwartung nicht eingeschränkt, im Gegenteil: er wurde von ihr auf das äußerste verstärkt; Gregor ergriff ihn und lebte ihn, ohne zu fragen. Was er zerbrechen sah, war nur Menschenwerk, war die Welt der Sünde. Ihr Untergang dämpfte die Glut seiner Seele nicht. So wirkte durch ihn und über den Untergang hinweg das Apostelamt eine neue Ordnung, die noch Jahrhunderte fordern sollte für ihre Entfaltung und deren großartige, aber von besonderen Gefahren verhangene Weite um jene Zeit auch ein Hochbegnadeter kaum ermessen konnte. Als »Konsul Gottes«, wie der Grabstein rühmte, stand er römisch-christlichen Antlitzes dem Reich vor, in das Kulturen und Völker hinübersterben können, ohne zu vergehen, weil seine geheimnisvolle Geschichte der Sinn aller Auf- und Untergänge ist.

DER CHRISTLICHE KÖNIG
ALFRED DER GROSSE

DIE KÖNIGLICHEN Pilger der englischen Frühzeit waren fast alle in späten Jahren und oftmals mit letzter schon erlöschender Kraft nach Rom gewandert; die Ewige Stadt war für sie die Vorstadt des himmli-

schen Reiches gewesen, und sie mochten glücklich sein, wenn sie diese noch erreichten und nicht unterwegs, bevor sie das irdische Ziel ihrer Wanderung erblickt hatten, hinweggenommen wurden. Denn auch das war manchem frommen Pilger begegnet, wie der letzten Königin von Mercien, die in Pavia starb, während Burhed, ihr Gatte, nachdem er sein Reich an die normannischen Räuber verloren, noch den Anblick der ersehnten Stadt genossen hatte. Rom war für diese Pilger das Ende; sie versuchten nicht mehr in der Welt zu leben, nachdem sie dort gewesen, und waren darum auch nicht Träger des schwersten Auftrages geworden. Aber im Jahre 853 wurde ein fünfjähriger Königsknabe über die Alpen getragen, Alfred, ein Sohn des Königs Ethelwulf von Wessex, der, da er drei ältere Brüder hatte, nicht für den Thron bestimmt zu sein schien. Dennoch soll Papst Leo IV. den Knaben zum König geweiht haben: in dieser Bedeutung wenigstens mußte späteren Chronisten die frühe Romreise Alfreds erscheinen, als dieser ein großer christlicher König geworden war. Vielleicht war des Knaben Großvater, der mächtige König Egbert von Wessex, unter denen gewesen, die sahen, wie der Frankenkönig Karl in Sankt Peter sich widerwillig unter dem Gewicht der Kaiserkrone beugte. Und wie hätte Egbert, der dreizehn Jahre lang als Verbannter am Hof des Frankenkaisers lebte, dessen Herrlichkeit sehen können, ohne entflammt zu werden und die Sage davon nach England zu tragen? Nun, ein Jahr, nachdem Ludwig, Kaiser Lothars Sohn, feierlich gekrönt worden war, sandte Britannien einen Knaben. Das Stadtviertel unter der Peterskirche hatte sich aus dem Schutt der Verwüstung erhoben, die sarazenische Plünderer angerichtet hatten. Wie Rom, das im Schutz der Aurelianischen Mauer unversehrt geblieben war, so war nun auch der Vatikan von einer mit Türmen bewehrten Mauer umgürtet, die, am Grabmal Hadrians ansetzend, den Hügel erstieg, Sankt Peter in einem Halbbogen umfaßte und sich dann zum Strom hinabsenkte; sie verteidigte mit den Heiligtümern auch das Viertel der Pilger, die sich zwischen der Basilika und dem Strom ansiedelten oder dort Herberge fanden. Hier hatte der angelsächsische König Ina das Hospital der Sachsen gegründet und mit Stiftungen ausgestattet, die später von Offa von Mercien erhöht worden waren: der Mercierkönig hatte dem König von Kent Reich und Leben genommen und dann versucht, durch Gaben seine

Schuld zu büßen. Wie der Glaube der Völker, so baute auch ihre Schuld an Rom. Die Inschrift auf dem Tore des heiligen Peregrinus, durch das die nordischen Pilger die Stadt Leos betraten, pries das Haupt, den Glanz und die Hoffnung der Welt, das »goldene Rom«, den Papst, der die Stadt mit ragenden Zinnen umgeben, und den Kaiser, der dieses Werk beschützt hatte. Und ob auch von den Plünderern sogar das Kreuz auf dem Sarg des Apostels, ja der Hochaltar verschleppt und auch der Sarg erbrochen worden waren, so strahlte doch Sankt Peter von goldenem Gerät, von edelsteinbesetzten Altarplatten, Kreuzen, Lampen und Bildnissen. Auch die geraubten Juwelen waren, von den Sarazenen an Händler verkauft, in die Hände des Papstes zurückgekehrt; die Sarazenen selbst, die drei Jahre nach der Plünderung bei Ostia geschlagen worden waren, rollten und karrten als Gefangene in Ketten die Bausteine der Kirchen herbei, die sie zerstört hatten. Wie in eine Brunnenschale, die ihren Reichtum nur spendet, um sich wieder zu füllen, waren die Schätze der Völker in die Heilige Stadt zurückgeströmt; die Gläubigen und die Büßer, die Schuldigen und die Verzichter, die Könige und ihre Edeln kannten kein höheres Glück, als diese Schalen zu füllen. Zwei Jahre darauf kam der Knabe noch einmal, nun an der Seite seines Vaters Ethelwulf, der, seinem Ende schon nahe, die Symbole der Herrschaft, eine Krone, ein Schwert aus Gold und eine goldgestickte Tunika, reiche Stoffe, goldene Vasen und Bildnisse und silberne Hängelampen sächsischer Arbeit vor dem Altar Petri aufhäufte; Vater und Sohn verweilten ein Jahr in der Ewigen Stadt. Alfred sollte sie nicht wieder betreten. »Romburg«, wie er die Stadt später nannte, stand am Anfang seines Lebens, und schwerlich wird ihr Glanz vor seinen Augen vergangen sein; aber das ihm im Norden auferlegte Werk gab ihn nicht mehr frei. Um diese Zeit, da sich das Kreuz sieghaft erhoben hatte, um, mit den Kronen vereint, Wesen und Schicksal des Erdteils für immer zu bestimmen, führten im Süden die Sarazenen, im Norden die Normannen ihre kühnsten Angriffe auf das christliche Abendland; nun sollten noch auf den fernsten Inseln des Nordens, woher kaum eine Botschaft kam, die Blutzeugen des Glaubens sich bewähren. Die Mönche Jonas verbluteten, die Kreuze umklammernd, auf dem weißen Sandstrand der kleinen Bucht, achtundachtzig Märtyrer, die das Schwert der Wikinger hingemäht hatte. Die schwar-

zen, geschwungenen Boote der Räuber, die flach auf den Wellen lagen, wimmelten tanzend auf der Irischen See, flogen von Insel zu Insel und drangen, schnell wie Fische, mit dreißig oder fünfzig Ruderpaaren ausgreifend, in die Buchten und Flußmündungen der Küste Erins ein; von dorther, wo die Nordmänner Festungswälle auftürmten und wie auf Man eine Zwingherrschaft errichteten, schwärmten sie gegen die englische Küste. Nun sprangen die eisenklirrenden Männer an den Strand Lindisfarnes, erschlugen die knienden, bebenden Mönche oder warfen sie ins Meer, während der Rauch von Kirche und Zellen aufkräuselte. Die Brüder, die sich zuvor mit den Gebeinen des heiligen Fluthbert geflüchtet hatten, durchirrten unter der Last der wundertätigen Truhe acht Jahre lang Britannien, vom Sturm wieder an die Küste verschlagen, wenn sie England verlassen wollten, vom Feind aufgeschreckt und dorthin und dahin verjagt. Wirbelstürme, Donner und durch die Lüfte schießende feurige Drachen zeigten das Kommen des heidnischen Volkes an. Auch an der südlichen Küste stießen die Dänen die spitzen Kiele in den Sand; sie hieben unter Hohnrufen den königlichen Beamten nieder, der, sie für fremde Kaufleute haltend, ihnen entgegengeritten war, um den Zoll zu fordern, dann sprengten sie der Stadt zu.

Ihretwegen hatte Ethelwulf seine Pilgerreise angetreten, Gott um Schutz für sein Land zu bitten; aber bald lag das Reich Egberts, der Mercien niedergeworfen, die südenglischen Reiche und selbst Northumbrien sich untertänig gemacht, Cornwall erobert hatte, im Todeskampf mit den Räubern, die wohl schnell vom Schlachtfeld auf die Schiffe flohen, aber nur um wiederzukehren. Die Söhne Ethelwulfs folgten einander rasch in der Herrschaft, die kaum mehr als die Führung im Kampf war; machte sich der König auf, dem Feind im Osten zu begegnen, so ereilte ihn schon ein Bote mit den Worten: »Herr König, wohin reitest du? Der Feind ist im Westen gelandet und wird alles verheeren, wenn du nicht kommst.« Und wenn dann das Heer sich zur westlichen Küste wendete, so sprengte am folgenden Morgen wieder ein Bote an: »Ihr Herren, wohin zieht ihr? Im Norden plündern die Dänen! Schon stehen euere Häuser in Brand, werden euere Güter weggeschleppt, eure Kinder geschlachtet, euere Frauen entehrt.« Die Dänen, die zuerst nur wie Raubvögel niedergestoßen und wieder aufgeflügelt waren, nach-

dem sie in London, Rochester und in Winchester ihre Schiffe beladen und die Männer zwischen den brennenden Häusern erstochen, hatten es endlich gewagt, auf der Insel Sheppey, an der Mündung der Themse, zu horsten. Dort schlugen sie unter den Mauern eines Klosters ihre Zelte und Hütten auf, dem Winter zu trotzen. Dann, sobald das Frühjahr kam, stürmten sie über Ostanglien hinweg, unentwegt nordwärts vordringend, um sich in der Kaiserstadt York zu verschanzen. Die Christen erstiegen die Wälle und brachen sie nieder; zwischen den Häusern starben sie samt ihren Königen unter den Schwertern der Dänen. Edmund, der König von Ostanglien, erlitt, an einen Baum gebunden, den Märtyrertod durch die Pfeile der Nordmänner; im Tal der Themse bekämpften die Söhne Ethelwulfs den in ihr Reich strömenden Feind. Bei Ashdown traf Alfred, der Dreiundzwanzigjährige, auf die Räuber. Die Nordmänner hatten sich in zwei Haufen geteilt, so auch das Heer der Christen. Noch hörte Ethelred, der König, in seinem Zelt die Messe; er wollte sich nicht von Gott dem Herrn wenden, ehe der Priester geendet hatte: sollte er den Gottesdienst lassen um irdischer Dinge willen? So entschied Alfred die Schlacht, indem er sie begann: er lief seinem Haufen voran, die Höhe hinauf, wo der Feind bereit stand; dort, wo ein einsamer verkrüppelter Dornbusch in den Himmel starrte, prallten die Heere unter lauten Schlachtrufen zusammen. Ethelred, »mit Waffen und Gebeten umgürtet«, stürmte dem jungen Bruder nach in den Kampf auf dem Schlachthügel; sie schwangen die Schwerter, bis der Dornbusch, der lange gedürstet, das Blut des Normannenkönigs und fünf mächtiger Jarle zu trinken hatte.
Bald darauf wurde Alfred König. Wich der Feind endlich aus dem Tal der Themse, so doch nur, um seine Flotte an die südliche Küste zu lenken, dort, in Dorset und Devonshire, Häfen zu befestigen und wieder ins Land zu stoßen. War er auch hier geschlagen, so leistete er Eide auf das Heiligste, nur um sie zu brechen; vom Westen aus, wo sich die Dänen am Bristol Avon verschanzten und über die Irische See immer neuen Zuzug empfingen, bedrohten sie Wessex, das letzte kriegsmächtige Reich der Insel, mit dem Untergang. In Somerset, hinter dem verschwundenen Wald, der sich vom Avon südwärts erstreckte, blieb dem König ein von Sümpfen durchzogenes Stück Land, in dessen Dickicht es von Hirschen wimmelte; ein langer Hügel hob sich über die

Sümpfe empor: die Insel Athelney. Für den König, den – anders als seine von der Krone niedergebeugten Ahnen – das furchtbarste Unglück nicht zerbrach, wurde auch dieses Versteck zur Festung, die letzte Zuflucht zum Ausfalltor. Denn nicht so lange, wie es die Sage will, und nicht so verzweifelt, wie er in dieser erscheint, lebte Alfred in dem Sumpfland von Athelney; noch blieben ihm die Getreuen, die ihm gefolgt waren, die Thane, ohne deren Rat und Zustimmung auch er nicht zu handeln pflegte, und die Getreuen von Somerset und Devonshire. Aber wie, wenn das Volk nicht mehr von ihm wüßte, nicht mehr an ihn glaubte? Schon nach wenigen Monaten durchritt er gerüstet den Selwood zu einem heiligen Stein, der hinter dem Wald lag; die Männer von Somerset, Wiltshire, Hampshire sammelten sich um ihn im Osten des Waldes; am folgenden Morgen führte er sie in den Krieg. Vielleicht tobte die Schlacht nicht ferne dem Tal, über dem das uralte, gespenstige Bild eines weißen Pferdes aus dem Kalkhügel leuchtet; germanische Kraft war, wie im König so auch im Volk, zum Träger und Streiter des Kreuzes geworden und siegte über germanisches Heidentum. Den Dänen, die, kühn und doch planlos, verwegen und doch ohne die letzte unzerbrechliche Zähigkeit, im Wagnis selbst ihr Leben suchten, widerstand ein vom Glauben erfülltes, seiner Erde treues Volk; über die Unsteten siegte eine geordnete Kraft. Und selbst der Todesrausch des Seekönigs Ragnar Lodbrock, der, als er im Turm von Schlangen verzehrt wurde, sich seiner Schlachten erinnerte und lachend starb, war nicht mächtiger als der Glaube Alfreds. Sogar das Banner, in das die drei Töchter Lodbrocks, die Schwestern der normannischen Führer, an einem einzigen Morgen den Raben Odins eingewoben hatten, war im nördlichen Devonshire von den Angeln erbeutet worden; der Rabe, der siegverheißend die Flügel gebreitet hatte, wenn der Wind die Fahne schwellte, flog nicht mehr zum Sieg voraus. In Aller, einem Dorf in Somerset, dessen kleine Kirche noch einen alten, einer steinernen Tulpe gleichenden Taufstein hütet, legte Guthrum, der Normannenkönig, mit den dreißig Edelsten seines Stammes das weiße Taufgewand an; der Sieger empfing ihn in seinen Armen als seinen Sohn, den Getauften mit einem christlichen Namen nennend.

Aber was wäre der Sieg allein? Alfred hatte ein Reich zurückgewonnen, das bis zur Watlingstreet reichte, der London mit Chester verbin-

denden Römerstraße. Im Norden und Osten drängte sich der geschlagene Feind zusammen. Die Mauerringe der verheerten Städte schlossen sich wieder; die Städte wurden wieder zu Burgen, und Bürger wohnten in ihnen, die wie die Bewohner Londons nicht schlechter mit Bogen und Langschwert umgingen als die Ritter Alfreds. Die alten Königsgeschlechter von Kent, Essex und Mercien erloschen, und Alfred setzte ihm unterstehende Ealdormen an Stelle der Könige ein; doch indem er das Land errettete und die drohende Verwirrung noch einmal zurückwarf, gab er ihm weit mehr als Siege und Mauern: das Gesetz und das Vorbild eines Lebens unter dem Gesetz. Völker leben endlich nicht von der Kraft und Macht, sondern von dem Krongut unwandelbarer Werte, das sich im stillen, unter dem Boden der Geschichte, aus Beispielen und Schicksalen zusammenhäuft; diese fordern, wie alles Große, ihre Wiederholung und sichern den Fortgang des Lebens, das in Taten sichtbar und wirksam ist, aber sich nicht in ihnen erschöpft. Der Besieger der Normannen, der sein Reich für seine eigene Zeit und das folgende Jahrhundert errettet hatte, aber doch nicht für immer, schenkte seinem Volke das Bild eines christlichen Herrschers, des Königs, dem von Gott der Auftrag wurde, das Recht zu vertreten.

Alfred begehrte diesen Auftrag nicht, sondern er übernahm ihn; Recht war für ihn, was er als Recht erkannte und darum ergriff. Wie er den Verlust seines Reiches erlebt hatte, das auf eine Insel in den Sümpfen Somersets und das wenige umliegende Land zusammengeschrumpft war und dann wieder wuchs, so hatte er auch den Unwert irdischer Gewalt erfahren; tiefer als er mochten auch die Könige nicht gelitten haben, die, ihrer Lasten müde, die Krone auf den Altarstufen St. Peters niedersetzten. Mit Schweiß sei sein Gewand befleckt gewesen, mit geronnenem Blut sein Schild; so schwer habe das Königtum auf ihm gelastet, sagt der Chronist. Aber ihm war das Königtum nicht Besitz, sondern Auftrag, und darum konnte er nicht von ihm lassen. Die christliche Entwertung der Erde war ihm zum eigensten Eigentum geworden und machte ihn stark. Seine Väter waren krank geworden, als es sich auf unwidersprechliche Weise zeigte, daß das Gold nicht Gold war; als das Gemach, wo der König Ina von Wessex noch eben gefeiert hatte, und selbst das Bett, in dem er geruht, dem plötzlich Umkehrenden

sich darboten in der Verwüstung, befleckt vom Kot der Erde: war die Gewalt nicht mehr, schützte sie nicht einmal vor diesem Betrug? Die diesen als erste durchschauten, mußten dem himmlischen Heimweh verfallen: der Nebel teilte sich, sie erblickten das ferne Land, dem sie zugehörten, und konnten nun nicht mehr verweilen; wie hätten sie das Gebot Gottes noch hören und verstehen sollen, das sie festbannte in der Fremde und ihnen in ihr ein Werk zu tun befahl? Aber vor den großen Werten steht das Nichts; das Bleibende erscheint endlich denen, die an der Vergänglichkeit der Dinge zu sterben glauben.

War nicht jetzt erst die Zeit eines christlichen Königs gekommen? Die Normannen verheerten, ungeachtet ihrer Versprechungen, das Land, Schätze auf Schiffe schleppend, die der nächste Sturm schon an die Felsen der walisischen oder kornischen Küste warf und zerschellen ließ; woher waren sie gekommen, und wohin strebten sie? Der Hunger jagte sie von einer Strommündung in die andere; sie lagerten in den zerfallenden Mauern der Römerstadt Chester, verzehrten selbst ihre Pferde und schifften sich wieder ein. Auch in den Schlachten hielten sie nicht mehr stand; ja, sie verloren Mut und Besonnenheit und vergaßen wie kranke Raubtiere ihre alte List. In seinen letzten Jahren, als der König mit seinem Heer vor »Londonburg« lagerte, dort, wie es sein Amt war, die auf den Feldern Arbeitenden beim Einbringen der Ernte zu schützen, bemerkte er, den Lea hinaufreitend, die normannische Flotte. Wie von einem Schwarm verirrter Fische wimmelte der Fluß von den schmalen Booten; der König ließ Ketten von Ufer zu Ufer spannen, um den Rückweg zu versperren, wie der Fischer seine Reusen legt. So wurde die ganze Flotte den Bürgern Londons zur Beute, während die Räuber auf dem Landwege flüchteten. Und wenn es ihnen einmal gelungen war, den Raub in Sicherheit zu bringen, was blieb ihnen dann? Kaum mehr als Rausch und Tod.

Es mußte ein anderes Leben beginnen, und der König selbst lebte es vor; er, der nicht mehr war und sein wollte als ein Handwerksmann Gottes. Denn wie ein Handwerksmann in der königlichen Burg, so war auch Alfred in seinem Land bestellt worden, und wie dieser, so bedurfte auch der König des Handwerkszeuges; es waren für ihn die Menschen; das Land muß reich an Menschen sein. Drei Arten waren vonnöten: Beter, Soldaten und Arbeitsleute; ohne sie vermag der König nichts.

Und für sie waren wieder Land und Stiftungen, Waffen, Speise, Trank und Kleider nötig. Ohne diese Dinge kann der König sein Handwerkszeug nicht in Ordnung halten und ohne das Handwerkszeug nicht vollbringen, was ihm aufgetragen ist. »Darum habe ich beständig danach gestrebt, mir diese Werkzeuge zu beschaffen und mit ihrer Hilfe die Macht auszuüben, so daß einmal mein Name nicht vergessen oder verschwiegen werden würde. Denn eine jede Kunst und eine jede Macht veralten schnell genug, um der Vergessenheit zu verfallen, wenn nicht Weisheit in ihnen ist; niemand vermag ein Handwerk zu meistern ohne Weisheit. Was immer von der Narrheit getan wird, das kann nicht als ein Handwerk angesehen werden. Und dies kann ich nun in der Tat von mir sagen, daß ich gestrebt habe, würdig und ehrenhaft zu leben, solange ich lebte, und nach meinem Leben den Nachkommen mein Andenken in guten Werken zu hinterlassen.«
Das erste Werk des Königs ist die Wahrung des Rechts. Es ist von Gott selbst ausgegangen, einem jeden sichtbar und verständlich, der König hat nur dieses Recht nach seinem Vermögen in Kraft zu setzen; so stellte Alfred die Zehn Gebote an den Anfang seiner Gesetzgebung. Aber Gesetze sind auch in der Überlieferung, und es ist gefährlich, neue zu ersinnen; vieles von dem, was der König Ethelbert von Kent, der erste Christ, was Ina von Wessex und Offa von Mercien mit ihren Weisen beschlossen haben, das gilt noch immer, wenn auch die Späteren prüfen und sichten müssen und nach reiflicher Beratung alte Gesetze verwerfen können. Gefährlich ist es aber vor allem, Gesetze allein zu erlassen, ohne Rat und Billigung der Weisen des Landes. »So kühn wagte ich nicht zu sein, daß ich viel Eigenes niedergeschrieben hätte, denn ich konnte nicht wissen, wie es denen gefallen würde, die nach uns kommen... Und so zeigte ich, Alfred, König der Westsachsen, dies alles meinen Witan; und sie erklärten, daß sie es billigten und halten wollten.« Aber die Witan, die Freigeborenen des Landes, von denen meist nur die leitenden Männer des Bezirkes erschienen und nur der höhere Adel vom König selbst aufgefordert wurde, hatten wohl zu billigen und zu prüfen; darauf zu achten, daß das Recht auch Recht bleibe, war des Königs Amt. Die Verantwortung für das Gesetz trugen die Witan mit ihm, die letzte Verantwortung für die Geltung des Gesetzes lag auf ihm, dem Handwerksmann Gottes. So ließ er sich über ein je-

des Urteil berichten, das in seinem Land gefällt wurde, um es mit allem Ernst zu prüfen; war es ungerecht, so ließ er den Richter kommen. Hatte dieser aus Unwissenheit gefehlt oder aus Begehrlichkeit, aus Liebe, aus Furcht, Haß oder Gewinngier? Der König stellte dem Schuldigen die Wahl, entweder sein Amt niederzulegen oder sich aufs neue und mit ganzem Ernst in das Gesetz zu versenken. So begannen die hohen Beamten und die Adligen lesen zu lernen, unter schweren Seufzern darüber, daß sie es in ihrer Jugend nicht gelehrt worden waren. Wem es nicht gelingen wollte, sich der schweren Kunst zu bemächtigen, der ließ sich von einem Freund vorlesen; oder er hatte vielleicht das Glück, daß einer seiner Söhne mit den Königssöhnen selbst in der vom König gegründeten Schule unterwiesen und erzogen wurde.

Die Sachsen, die einstmals über das Meer gekommen waren, hatten sich der Erde verschrieben und fast die Seefahrt verlernt; Alfred führte sie wieder auf die See, damit sie den Normannen in deren eigenem Element begegnen konnten. Die Form der langen Schiffe ersann der König selbst: sie waren weder in der Art der friesischen noch der dänischen gebaut, wenn auch vielleicht am Anfang mit Friesen bemannt. Mit sechzig Rudern griffen sie aus, rascher und sicherer sich bewegend und auch höher aus den Wellen ragend als die schwarzen Boote der Normannen, die nun an der Süd- und Südostküste Englands von einem stärkeren Feind überrascht und auseinandergejagt wurden.

Ordnung war das Geheimnis der Kraft; es war eine Ordnung der Werte, die sich in der ganzen Verwaltung kundgab und dem Staat nicht mehr gewährte als dem Glauben; denn erst wenn die Inhalte des Lebens gesichert scheinen, steht der Staat. Der König wies seine Beamten an, seine Einkünfte gleichmäßig zu teilen. Die eine Hälfte gehörte weltlichen Zwecken und wurde wieder gedrittelt: den Soldaten und den Hochgeborenen, die abwechselnd als Beamte am Hofe dienten, war das erste Drittel bestimmt, das zweite Handwerks- und Bauleuten, die aus verschiedenen Ländern nach Wessex kamen, ihre Künste auszuüben und zu lehren, das letzte den Fremden: Pilgern, die aus dem Norden oder aus Irland sich aufgemacht hatten, nach Rom oder selbst Jerusalem zu wandern, oder von dort zurückkamen; Gelehrten, die, wie Scotus Erigena, der den Hof des Frankenkönigs verlassen hatte, vom Rufe Alfreds angelockt wurden. Die zweite, in vier Teile aufgespal-

tene Hälfte war dem Glauben und der Betätigung christlicher Liebe zugedacht: den Armen, den vom König gegründeten Abteien. Auf dem Hügel von Athelney, wo Alfred seine Zuflucht gefunden, ragten nun Klostermauern auf; die Glocke rief über Wasser und Sümpfe, auf einer Brücke wallten die Beter heran. Auch das Inselkloster Ely erstand wieder auf seinem langgestreckten Hügel; in Shaftesbury beteten Nonnen für den königlichen Stifter und sein Werk. Das dritte Viertel diente der Erhaltung der Adelsschule; das letzte gehörte den Abteien von Mercien und Wessex; blieb noch ein Rest, so sollte dieser an die Kirchen von Wales, Cornwall, Northumbrien und – am seltensten – an die Kirchen Irlands verteilt werden.
Doch wie wenig war noch immer für das Volk getan, das kaum verbunden war mit dem großen Reich des Geistes! Da es gerettet und in seinem Glauben befestigt war, so konnte es nun auch zum Wissen gelangen: dem eigentlichen Wissen, das nicht in sich selbst, sondern im Glauben ruht. Es fehlte an Büchern; und da der König am besten wußte, was seinem Volk diente, was dieses erfahren sollte von der Vergangenheit und ihrer Macht, von der Welt, ihrer äußeren Gestalt und dem in ihr wirkenden Gesetz, so schrieb er diese Bücher selbst. Sie sollten belehren und erziehen, sagen, auf welcher Pflicht das Amt des Königs beruht, wieviel kostbarer als alle Güter der Welt echte Weisheit ist, mit welcher Kraft der Glaube die Geschichte durchdringt, lenkt und erfüllt. König Alfred übersetzte das Geschichtswerk Bedas, des Ehrwürdigen von Jarrow, der besser als die meisten seiner Nachfolger wußte, was Geschichte ist; denn er schrieb sie von der Höhe des Glaubens und sah als ihren eigentlichen Inhalt das Wirken göttlicher Macht auf der Erde und im Menschen an; die Geschichte eines Volkes erwies sich somit für Beda als die Geschichte seiner Kirche und ihrer Wirkungen, da in der Kirche der Glaube zur geschichtlichen, die Wirklichkeit bestimmenden Macht wird. Orosius sollte dem sächsischen Volke von der Größe Roms, seinem Zerfall und der Umwandlung seines untergegangenen Reiches in ein geistliches, dauerndes erzählen; er sollte mit seinem Buch, das dem großen Lehrer Augustin gewidmet war, vor allem die Stellung des Christentums in der Geschichte verteidigen und begründen. Der Bekehrer Englands, Gregor der Große, wurde von Alfred von neuem zum Lehrer erhoben; mit Hilfe seiner Priester über-

setzte der König des Papstes Buch von der Seelsorge, zuweilen Wort für Wort, zuweilen allein dem Geist nach, so wie es seinen Bischöfen und durch sie dem Volke am nützlichsten sein möchte. Mit dem Buch des Boethius von den Tröstungen der Philosophie machte der arbeitsame König vielleicht seinem Volk das persönlichste Geschenk; der Trost des Wissens, des Glaubens, der Ergebung bewegte ihn so mächtig, daß er, zuweilen die Übersetzung unterbrechend und gleichsam aufblickend, selbst mit seinem Volk sprach, vom Amt und seiner Last, von der Ordnung, die er angestrebt, von dem Gedenken der Späteren, auf das er hoffe.

Vielleicht lebte in ihm das Bild des großen Kaisers Karl, an dessen Hof sein Großvater geweilt hatte; wie der Frankenherrscher, so wurde auch Alfred nicht müde, seinen Vorlesern zuzuhören; wie dieser sein mächtiges, jähes Blut bezwang und sich in stillem geduldigem Fleiße übte, so heimste der König von Wessex, der kaum weniger raschen Blutes war, das Wissen ein für sich und sein Volk. Er trug ein Taschenbuch mit sich, in dem die Gebete und Psalmen, die er von seiner Jugend an gehört, verzeichnet waren; sprach einer seiner Gelehrten im Gespräch ein Zitat aus, das ihm noch nicht bekannt war, so bat ihn der König, es einzutragen. Als Asser, der Bischof, vergebens und mit einer gewissen Umständlichkeit, damit der König es merke, in dem bereits gefüllten Buch nach einer freien Stelle suchte, trieb ihn Alfred ungeduldig zur Eile; er möge ein neues Blatt nehmen; auch dieses, das am selben Tag noch dreimal hervorgezogen wurde, war bald gefüllt. Aber was wäre der Fleiß ohne die genaue Messung und Teilung der Zeit; und wieviel mehr als einem jeden andern gilt einem König die Zeit, deren jede Stunde schwer sein will vom Gewicht der Geschichte, getragener Verantwortung! Wie sein Gut, so teilte Alfred seine Zeit in den Dienst an der Welt und den Dienst des Herrn. Doch was wäre der Tag! Auf die Stunde kam es an und ihr volles Gewicht, und wie oft wollten die Gestirne im Dunkel der Sturmnacht und an trüben Tagen auf dem Feld die Stunden nicht bezeichnen! So sann der König darüber nach, wie er sich ein Maß der Zeit verschaffen könnte, um sein Gelübde mit demselben Ernst zu halten, mit dem er es abgelegt. Sechs Kerzen gleichen Gewichtes, deren jede genau vier Stunden brannte, füllten mit ihrem Licht den Ablauf eines Tages und einer Nacht; aber der in der Weise

der Väter sein Land immerfort durchreitende und durchwandernde König, der einmal hinter schlechtem, rissigem Mauerwerk, dann wieder im winddurchpfiffenen Zelte die Nächte betend und arbeitend verbrachte, mußte auf ein Mittel sinnen, die Flammen zu schützen. So erfand er eine Laterne aus Holz und dünn geschliffenem Horn, deren Fensterchen gleichfalls aus Horn war; nun liefen die Stunden ungestört vom Sturm und dem Wechsel des Lebens in ihrer stillen Ordnung ab, so wie der Herr sie eingesetzt hatte. Die Laterne brannte über einem Reliquienschrein, der, wie das Lichtmaß der Zeit, den König auf allen Zügen begleitete; der Betende, Schreibende, Sinnende in seinem Zelt wußte sich nun völlig mit der großen, klaren Ordnung eins, die Welt und Menschen leitet.

Aber auch in dieser Einsamkeit der ablaufenden Zeit war er nicht allein, und die Kerzen maßen nicht nur die Stunden seines Schlafes und seines Werkes; mit ihm wachte der Schmerz, und die langsam herabsinkenden Flammen bezeichneten Stunde um Stunde eines furchtbaren Leidens, das sich nur mit dem Leben selbst verzehren konnte. Von der Krankheit des Königs wurde Späteren nur wie von einem heiligen Geheimnis berichtet; so, wie sie seiner Zeit erschien, muß sie auch ihm erschienen sein, in dieser ihrer Wirklichkeit einer Gnade, eines erbetenen, läuternden und unheilbaren Leidens. Er habe, so wurde erzählt, in früher Jugend Gott den Herrn gebeten, ihm eine Krankheit zu senden, die ihn abziehe von fleischlicher Lust und ihn doch nicht untauglich mache zu seinem Amt; und sie sei ihm gewährt worden. Später, als sie ihn verlassen, habe ihn am Tag seiner Hochzeit eine andere Krankheit befallen, die ihn nicht mehr freigegeben; beim Hochzeitsfeste selbst, angesichts des jubelnden Volkes und der feiernden Edeln, sei diese Qual plötzlich über ihn gekommen, sein Leben für immer zu vergiften und, wenn sie für eine Stunde einmal gewichen sei, ihn mit der Furcht vor ihrer Wiederkehr, die niemals ausgeblieben, zu martern. Vielleicht machte ihn dieses Leiden erst zum König im höchsten Sinne; oft verließ er schon früh und selbst in der Nacht sein Lager, um, unbemerkt vom Hofe und den Seinen, in der Kirche zu beten. Dann kniete der Gepeinigte vor dem Herrn, dem er nachfolgte, und es mochte in solcher einsamen Stunde ein Widerschein vom Strahlenkranz göttlichen Leidens auf seinem Antlitz ruhen. Die Welt forderte ihn wieder ein, aber der

Stachel des Leidens entfernte ihn von ihr, während er ihr doch herrschend und mahnend angehörte. Als Beherrscher seines Landes, seiner Güter vermochte er doch nicht zu genießen und zu besitzen; er war Mönch und Verzichter geworden, nicht als frommer Pilger, sondern auf eine geheimnisvolle Weise, inmitten des ihn umdrängenden, ihn und seine Tat täglich fordernden Lebens.

Seine Gesandten wanderten Jahr um Jahr nach Romburg; ob es ihn selbst dorthin zog in seiner letzten Zeit? Er hatte, außer dem Glück des Lebens und Sterbens an heiliger Stätte, alles empfangen, was Rom zu vermitteln hatte; und er hatte es sich auf seine Weise zu eigen gemacht. Denn er, der in Wantage geboren war, in einem Tal, das den Namen des Weisen Pferdes trägt und wie Bratton Hill das Bild des Sachsenrosses hütet, war eins mit der Überlieferung und trug sie weiter. Er hatte als Knabe, mit den christlichen Gebeten, die alten Lieder seines Volkes von seiner Mutter gelernt; er hatte als Mann nach alter Sitte und doch in christlichem Sinn geherrscht, das Gebot der Schrift mit den Gesetzen seines Stammes verschmelzend: so daß die Geltung der Schrift verstärkt wurde durch die Tradition, die Tradition erhoben wurde durch die Schrift. Als er aber sein Volk verteidigte gegen die heidnischen Normannen, da verteidigte er zugleich das Kreuz; denn das Kreuz war seinem Volk zu eigen geworden.

Das Kreuz war in ihm selbst. Es hatte seine Ahnen bedroht und von ihrem Lande und von ihren Thronen getrieben, und doch waren sie nur geflohen, weil sie nicht stark genug waren, es anzunehmen. Das Kreuz will nicht als Last getragen, es will zur Mitte des Lebens werden. Alfred erlitt handelnd das Kreuz. Der Schmerz, der mit ihm wachte, die Trauer, die ihn in seiner Freude umdunkelte, die Furcht, die sich in seine Hoffnung mischte, machten ihn groß: er war König auf eine höhere Art als die Väter, erzogen vom Kreuz, nicht mehr der Wirklichkeit verfallen und verhaftet, sondern sie überragend und darum ordnend und meisternd.

Spät noch, als die Ordnung sich wieder zu verwirren begann, das Recht schwankte und die Träger der Krone wohl noch die furchtbaren Schicksale der Könige erfuhren, aber das Kreuz und sein Geheimnis nicht mehr als innerstes Leben in ihrem Herzen trugen wie Alfred, erinnerte sich das Volk des Königs von Wessex: er erschien ihm wieder als »Eng-

lands Hirte, Englands König« im Kreis seiner Thane, seiner Bischöfe und Weisen und sprach, wie er einst gesprochen haben mochte, milde und ernst: Von der Furcht des Herrn, von der Liebe zu Christus und von der Weisheit, ohne die kein König sei; von der Ordnung der Stände, von dem einen Recht, von dem Gericht, das einen jeden treffe, und davon, daß ein jeder ernten werde, wie er gesät habe. Er sprach von der Pflicht des Ritters, der den Feind bekämpfen, die Kirche verteidigen und den Bauern beschützen müsse; von der Jugend, die lernen solle, sich in den Willen Gottes zu schicken; und er sprach endlich, sein Vermächtnis zu überliefern, zu seinem Sohn, dem Sohn seines Herzens: dieser möge sich nahe zu ihm setzen, denn er wolle ihn Weisheit und Wahrheit lehren. Schon fühle er sein Gesicht erbleichen, seine Farbe schwinden, sein Herz versagen; er müsse sich wenden zur andern Welt und lasse seinen Sohn in all seinem Reichtum. Der Sohn möge ein Vater des Volkes sein und wahr zu Gott; er möge das Gesetz halten und die Liebe.

So kehrte der Gesetzgeber wieder ins Leben, nicht als der Mächtigste, aber doch als der Höchste; er wurde berufen zu richten, wenn das Recht zerbrach, und an den Glauben zu mahnen, wenn er zu schwinden oder zu unterliegen drohte. Seines Geheimnisses freilich und seines Leidens und des Leidens der Geschlechter, die ihn hervorbrachten, wurde nicht mehr gedacht; nur das Höchste blieb und leuchtete noch lange in die sich immer rascher wandelnde Welt, wie ein Strahl bunten zauberhaften Lichtes aus verschlossener Kapelle in die Sturmnacht schimmert.

KAISER LOTHARS KRONE

Er was wol des rîches hêrre,
Bî im was der vride guot.
Diu erde wol ir wuocher truoch.
Er minnet alle gotelîche lêre
Unt behielt ouch werltlîch êre.
[Kaiserchronik]

EH DER Kaiser zu Würzburg die Fürsten zur Heerfahrt versammelte [1136], hatte er noch einmal das Land seiner Väter besucht. Im hohen Sommer war er von Goslar auf die Güter seines Geschlechtes hinüber

geritten; Friede lag über dem fruchtschweren Land, dessen stilles Hügelgewelle der Harz beschirmte; und wo Kaiser und Kaiserin vorüberkamen, ehrte und segnete sie das Volk als die Bringer und Erhalter des Friedens. Wohl waren die Sachsen stolz auf den Kriegsruhm ihres Herrn, der die glänzenden Zeiten der Sachsenkaiser wieder gebracht und gezeigt hatte, daß in dem Jahrhundert fränkischer Herrschaft sich die Tapferkeit, aber auch der Edelsinn des alten Stamms unvermindert erhalten hatten; sie meinten, daß ihr Herr den größten Kriegshelden zu vergleichen sei, von denen Geschichte und Sage erzählen. Cäsar, erklärten die gelehrten Mönche, sei kein besserer Feldherr gewesen, und um wie vieles überrage ihr Kaiser den Gewaltherrn der Heiden durch seinen frommen Sinn!

Denn daß der Friede sich in die Herzen senkte unter Lothars Krone, schien allen das Größte zu sein in diesen Jahren; und nach langer Zeit, wenn der Kaiser und das Reich, nach dem er trachtete, wieder Schatten wären, sollten sie sich daran erinnern, daß einmal Friede war, als der Supplinburger herrschte, und daß das Reich einmal Wirklichkeit gewesen. Die Kaufleute zogen sicher ihrer Straße zu den großen Strömen, die Männer und Wagen weitertrugen; sie waren wohl versehen mit Schutzbriefen des Kaisers. Lothar hatte denen, die zu Quedlinburg unter dem Kloster der Sachsenkaiser Markt hielten, dieselben Rechte verliehen wie den in Magdeburg und Goslar Ansässigen. Wie sie priesen auch die Mönche den Herrscher, der streng war, aber allenthalben nach den alten Rechten forschte und diese wieder einsetzte; er hatte die pflichtvergessenen Nonnen aus dem Kloster Homburg an der Unstrut verjagt und Benediktiner dorthin gesandt, damit sie beteten und Zucht übten neben dem Schlachtfeld, auf dem sein Vater, Graf Gebhard von Supplinburg, gegen Kaiser Heinrich IV. gefallen war. Wenn der Kaiser Schenkungen machte und Streit schlichtete, ließ er nach Dokumenten Ottos I. und seines Sohnes suchen, auf die er sich stützen könnte; was damals Recht gewesen, sollte wieder Recht sein. Auf den Schlachtfeldern, wo die Empörer einst stritten, wurde gebetet; Schlimmes hatte sich zum Guten gewendet, so wie der Acker, der Blut getrunken, unter dem Segen des Himmels üppig trägt. Empörer, die Staufen und ihre Gefolgsleute, dienten dem Recht, das sich einen Rechtsverletzer zum Schirmherrn erwählt und ihn dadurch erhoben

und bezwungen hatte. So schien manches vergolten und gesühnt zu sein durch Not und Mühsal, die der Schuld entkeimen, und den gottesfürchtigen Sinn, der diese Last begreift und trägt; Segen folgte dem kaiserlichen Zug, während er sich gelassen den Hang des Elmwaldes hinaufbewegte, an dem herabeilenden klaren Wasser hin, bis zu dem Dorf Lutter und dem Bauplatz vor dem Wald.

Dort war der Umriß des werdenden Gotteshauses schon sichtbar; die Grundmauern eines langgestreckten Kreuzes aus breitem Längsarm und gedrungenem Querarm wuchsen aus dem Fundament empor. Schwerstes Mauerwerk war im Westen aufgeschichtet; es sollte zu beiden Seiten des schmalen Portals die doppeltürmige Front tragen. Auch der Standort der Pfeiler war schon bezeichnet, der vier gewaltigen, die den Vierungsturm emporstemmen sollten, und die von diesen ausgehenden zwei Pfeilerreihen des Langhauses. Aus dem Elmwald, wo die Bauleute auf schönen Felsen gestoßen waren, knarrten die Steinkarren heran, während Meißel und Hämmer klirrten und sangen, die Arbeitsmänner keuchten und weiter draußen im Umkreis der Baustätte die weißgekleideten Mönche auf den Feldern arbeiteten über dem sommerlichen Land.

Der Kaiser, der begleitet von der Gattin, dem Werkmeister und dem Abt, die werdende Halle durchschritt, mochte daran denken, daß hier einst seine Vorfahren, die Grafen von Neuhaldensleben, gesessen, die das erste Kloster gestiftet hatten. Der ehrwürdige Boden der Väter war längst schon zum geweihten Boden geworden. Drunten, fern unter dem Wald, schimmerten zwischen den Äckern die Mauern der Supplinburg, von der Lothar in frühen Jahren ausgeritten war, um fast wider seinen Willen an die Grenzen des Reiches zu gelangen und endlich zu den heiligen Stätten in dessen Mitte. Der Weg hatte ihn in weiten Schleifen zurückgebracht, er würde ihn noch einmal fortziehen in fernstes Land, aber nun als einen vom Alter geadelten Mann, der das Schwert wohl erheben mag, um in Milde zu richten, aber nicht, um Blut zu vergießen; und er würde ihn endlich für immer heimkehren lassen, hierher in sein irdisches und himmlisches Erbteil. Lange verweilte der Stifter vor dem Gruftgewölbe, das die Bauleute in der Mitte des Längsschiffes zwischen den vorletzten Pfeilerpaaren vor der Vierung ausmauerten; er beugte sich im Gebet um eine gute Heimkehr,

eine gesegnete ewige Ruhe in dem Grab, das ihn hier in der Heimat erwarten sollte wie eine von den Vätern vererbte Lagerstatt. Er betete auch für die Seelen aller, die neben ihn als den ersten Schläfer gebettet würden; die ihm die Nächsten waren nach dem Blut und nach dem Auftrag, sollten auch die Ruhestätte mit ihm teilen. Ein hartes Leben mochte abrollen, bis die Gruft wieder geöffnet würde, nachdem sie den Stifter empfangen, und aller Stolz und alle Not des Reiches konnten darin beschlossen sein. Aber dem Schläfer würde diese Zeit vorüberwehen wie der Flug der Dohle über dem Dachfirst; er würde warten in Geduld auf die Heimkehr der Seinen und auf den letzten Tag, da sie alle im Flammenschein des Gerichts einander wieder in die Augen blicken würden. Ob dann das Reich sich endlich wandeln würde in ein himmlisches Reich, nachdem seine viel umkämpfte Krone eines jeden Geschlechtes rechten Mann geziert; nachdem es kraft des Heiligen, das in ihm beschlossen war, in einem jeden Geschlecht alle jene geschützt, die ernsten Willens sich heiligen wollten? Denn ein heiliges Reich vermochte es nicht zu werden, da es auf Menschen stand, in denen Satan sich ewig aufreckt wider Gott; wie aber vom Domturm das Kreuz niederblitzt auf das Land, so sollte von der Spitze des Reiches die Botschaft niederleuchten, die niemals alle, aber den und jenen unwiderstehlich ergreift und an der alle, die Ergriffenen wie die Kalten und Abtrünnigen, gerichtet werden. Dann müßte es auch offenbar werden, daß das Volk von denen lebte, die sich im verborgenen Dasein und Wandel oder im verborgenen Innern zu heiligen vermochten; daß unter den Gerühmten oder den Vergessenen die Gefolgschaft Christi das Amulett vererbte, das dieses Volkes Leben schützt, und diese Gefolgschaft allein ihm zur Rechtfertigung dient vor Gott. Ihrer aller geheimes Erkennungszeichen mußte das Opfer sein; und das Opfer ward auch von dem Kaiser verlangt, der sich erhob vom Gebet an seiner Gruft, in dem unfertigen Dom, um noch einmal über die Alpen zu schreiten und in der Glut des Südens und an der Grenze der ihm zugemessenen Zeit die Ordnung der Welt zu befestigen.

Das gewaltige Heer, an dessen Spitze Kaiser und Kaiserin in der Schar der Fürsten zogen, ergoß sich durch das Tal der Etsch, auf dem schon einmal von Lothar beschrittenen Weg. Angesichts Trients stockte die Vorhut, so daß der Heerzug sich im Flußtal staute. Die Etschbrücke war ab-

gebrochen, und auf dem andern Ufer höhnten Bewaffnete die Italienfahrer, aber die Reiter suchten am Ufer nach einer Furt, fanden sie, warfen sich in den Strom und trieben die Feinde auseinander, eh diese noch ihre Waffen recht zu gebrauchen wagten. Über die neugebaute Brücke wälzte das Heer sich weiter, dem Strom folgend; Waffen blitzten auf der steilen Felsenhöhe der Veroneser Klause, bald sausten Geschosse nieder, und die Verteidiger des Passes packten die vom Tal beengten deutschen Reiter an, doch auch dieses Mal brach die Wucht der aus dem Gebirge herabströmenden Heereskraft den Widerstand. Verona, das dem Kaiser auf seinem letzten Zug die Tore verschlossen hatte, konnte sie nun nicht weit genug öffnen, und die Bürger überboten einander mit Ehrenerweisungen; italienische Große beeilten sich, dem Schirmherrn der Christenheit ihre Dienstwilligkeit zu beteuern, auch die Wächter der Burg Garda zeigten ihre Unterwerfung an. Neben Lothar ritt Heinrich der Stolze, in den Augen der meisten der künftige Herr, dessen Herrschaft der greise Kaiser vorbereitete; und um ein klares Zeichen seiner Absicht zu geben, belehnte Lothar seinen Eidam mit der eben gewonnenen Burg.

Die lombardische Ebene lag ausgebreitet vor dem Heer, wohl versehen mit gefüllten Scheuern, beschwert mit reichen wehrhaften Städten und bekränzt mit reifen Trauben; hier hatte der Abt von Clairvaux, den die Unruhe der Welt wieder aus seiner Zelle gerissen, des Kaisers Weg gebahnt, indem er dem Papst Innozenz half, den Anakletischen Erzbischof Anselm von Mailand, den hartnäckigen Widersacher und Verteidiger mailändischer Vorrechte, seines Amtes zu entheben. Der Erzbischof, der einst den Gegenkönig Konrad in Monza gekrönt, hatte sich vor seinen Gegnern schon auf seine Burgen geflüchtet; in Pisa wurden dem Abwesenden seine Würden abgesprochen, dann reiste Bernhard in die einstmals rebellische Stadt. Die Macht seines Namens, seine wachsende Nähe trieb das Volk aus den Toren und dem Gefeierten entgegen; Adlige auf schnellen Pferden überholten die eilenden Bürger und wallenden Geistlichen. Wohl hatten die Vertreter Mailands in Pisa die uralte Würde der ambrosianischen Kirche, die der widersetzliche Erzbischof Anselm im Bunde mit dem Gegenpapst zu behaupten gesucht, zu Füßen des Papstes Innozenz niedergelegt; aber die Bürger schienen in der Freude über ihren hochberühmten Gast

die Sonderrechte ihrer Stadt vergessen zu haben. Sie beugten erschüttert die Knie vor dem schmächtigen, abgezehrten Mann, in dessen Augen der Schimmer der unstillbaren himmlischen Traurigkeit stand; sie suchten seine Füße zu küssen, einen Zipfel seines Gewandes zu berühren oder gar einen Faden des groben Tuches zu erhaschen, um mit diesem die ersehnte ewige Gnade ein wenig fester an ihr sündiges Leben zu knüpfen. Er erhob die segnende, bannende Hand über Besessenen, und sie wurden stumm; Kranke dürsteten nach einem Blick seiner geistesgewaltigen Augen und fühlten sich, sobald er sie getroffen, wunderbar gestärkt und belebt; wie die bösen Geister und selbst die Tiere, fügten sich die Menschen seinem Willen. Als der Abt von der ewigen Ordnung der Christenheit sprach, die Papst und Kaiser hüteten als Stellvertreter des Herrn, von der notwendigen Einheit der Gläubigen, die sich auf den letzten Konzilien und in der Unterwerfung der Aufrührer schon herrlich bewährt habe, schworen die Mailänder Anaklet ab, bekannten sie sich zu Papst Innozenz und Kaiser Lothar, und bald bekräftigten sie ihren Eid im Dom vor dem Altar, an dem der Heilige das Meßopfer darbrachte zum Dank für die Versöhnung der Stadt mit dem rechtmäßigen Oberherrn. Schwer nur erwehrte der Abt sich der ihm angetragenen Erzbischofswürde der bekehrten Stadt; wie wenig die Welt ihn entbehren wollte, wie wenig er sich dem Rufe der Welt entziehen konnte, so vergaß er doch die karge Zelle unter dem Dach seines Klosters im lichten Tal nicht: dorthin zog ihn sein Herz, in die vollkommene Stille und in die reine Gemeinschaft der Brüder. Und während die Geschäfte der in ihrer Unrast nicht heilbaren Welt ihn wieder forttrieben aus Mailand nach Cremona und Pavia, wo er sich mühen sollte in demselben Dienst, wenn auch nicht um denselben Lohn zu finden, wurde die Sehnsucht nach jener Stille und Gemeinschaft, nach den demütigen innigen Gesichtern der Novizen schmerzhafter und brennender: die Sehnsucht dessen, den die Welt nicht entläßt aus ihrem Dienst; der mit dem einen Teil seines Lebens berufen ist, in ihr zu wirken und mit dem andern Teil, dem Geheimnis seiner Kraft, ihr niemals angehört.
Der Heilige hatte der Kaiserin die Unterwerfung der mächtigsten Stadt Norditaliens gemeldet und sie gebeten, bei ihrem Gemahl ein gutes Wort für die Reumütigen einzulegen; ungehindert flutete das Heer,

verstärkt durch die ihm zuströmenden Lombarden, durch die Ebene gegen den Po. Herzog Heinrich führte den Sturm auf die Burg von Guastalla und erhielt dafür die Stadt zum Lohn als Lehen; Gesandte der stolzen Republik Venedig, Reggios und Bolognas erschienen vor dem Kaiser; die Mailänder klagten vor ihm gegen Cremona, das Mailändische Gefangene zurückbehielt, aber die Gesandten der beschuldigten Stadt weigerten sich auch jetzt, die Gefangenen frei zu lassen. So machte sich der Kaiser zum Krieg bereit; doch wußte er wohl, daß das Schwert stumpf wird, das nicht dem Recht dient, und es schien ihm angemessen, die Obhut über das Recht in Frauenhände zu legen, die wohl zaghafter sind als die Hände des Mannes, aber auch besser zu hüten und zu erhalten wissen. Er sandte Richenza nach Reggio, damit sie dort Reichsgeschäfte verwalte, und gab ihr den vielerfahrenen Bischof Anselm von Havelberg als Berater mit. Dann gingen die Heereswogen über die Weinberge und Kastelle der Cremonesen hinweg; auf den Ronkalischen Feldern unter den trotzigen Mauern Piacenzas, wohin die Kaiser die Herren des italischen Reiches zu laden pflegten, hatte sich die Streitmacht der Mailänder wie in einem Becken gesammelt, als sei der Po aus seinen Ufern getreten, um weithin das Land zu überschwemmen. Lothar pflanzte unter ihnen sein Banner auf und empfing die huldigenden Großen, deren viele ihn um Recht und Urteil angingen. Robert von Capua, den der Normanne aus seinem Fürstentum vertrieben hatte, grüßte den Kaiser als nahenden Befreier Apuliens. Wie seine Vorgänger sprach der Kaiser Recht, er ließ ein Gesetz verkünden, das den kleinen Vasallen verbot, ihre Lehen zu verpfänden; so hoffte er für die Zukunft den Heerbann zu verstärken. Dann wurden die Zelte abgebrochen, und die Streitmacht wälzte sich das Flußtal hinauf, die feindlichen Burgen und Städte wie Felsen umspülend und endlich niederreißend oder die noch immer widerstehenden Festungen umzingelnd. Konrad der Staufer fiel mit solchem Grimme über die kecken Krieger Pavias her, daß die Geistlichkeit der Stadt aus den Toren schritt und den Kaiser, der niemals lieber Milde übte als jetzt, am siegbeglänzten Abend seines langen Tags, zur Großmut bewegte; über Vercelli verbreitete sich das Heer bis nach Turin, dessen Grafen, der Stadt und Burgen sicher glaubte unter dem Schutze der winterlichen Alpen, eines Besseren belehrend; dann wendete sich der Zug und strömte durch

das Flußtal zurück, nun auch die Mauern Piacenzas erschütternd und willigen Einlaß findend in Parma.
Das Heer verweilte in der Ebene vor dem Apennin, während der Winter hinzog über das Gebirge; und wie auf seinem früheren Zug feierte der Kaiser auch dieses Mal das Weihnachtsfest in der bescheidenen Kirche eines kleinen Ortes in der Gegend von Piacenza; auf die Bitte der Gattin, die ihn fortan wieder begleitete, versprach er dem Bischof von Reggio seinen Schutz. Dann, gegen Ende Januars, taute der Heerstrom wieder auf und rauschte südostwärts unter dem wild bewegten Gebirge hin durch Modena gegen Bologna, dessen Türme, wie ein Bündel Speere, feindlich gen Himmel starrten; ein tückischer Priester bewachte mit gespanntem Bogen den steilen Aufgang zu einer Burg der Stadt so scharf, daß einige unter des Kaisers Leuten ihr Leben lassen mußten. Doch der Verteidiger erlitt einen grausamen Tod unter Rosseshufen; während die Flammen aus den Dächern schlugen, schleuderten die Deutschen die Burgmannschaft von den Felsen in die Tiefe; nun ergab sich auch Bologna. Der Sieger schlichtete einen Streit zwischen den Städten Bologna und Faenza; bei Imola, hart vor dem Gebirge, teilte sich das Heer. Heinrich der Stolze erstieg mit dreitausend Rittern den Apennin, um Toskana endlich zu bezwingen; der Erbe sollte sich durch eigene Kraft Ansehen verschaffen in der ihm zugedachten Markgrafschaft. Der Kaiser wählte die Straße an der Küste der Adria. Erst im Süden Italiens, vor den Burgen Rogers, sollten die Heeresarme sich wieder vereinen, um dessen Thron endgültig zu stürzen und damit auch den Gegenpapst, der allein noch auf des Normannen Macht stand; dorthin sollte auch der Welfe den ihn erwartenden Papst Innozenz führen.
Harte Arbeit fand der Kaiser erst vor den Mauern Anconas, wo die Vorhut unter dem Erzbischof Konrad von Magdeburg und dem Markgrafen Konrad von Wettin sich der auf sie einstürmenden Feinde mit zäher Mühe erwehrte, bis Lothar eilig das Hauptheer in den Kampf warf. Über das leichenübersäte Feld flüchteten die Anconer in ihre Stadt zurück, während die verbündeten Flotten Venedigs und Ravennas den Hafen schlossen; den Belagerten blieb keine Wahl, sie ergaben sich und stellten dem Sieger hundert schwer befrachtete Schiffe, die an der Küste das vorrückende Heer begleiteten. So fielen Stadt um Stadt,

Burg um Burg, und wenn auch mancher in elender Herberge krank oder verwundet den Weiterziehenden nachblickte wie dem Leben, das in Dunst und Glanz vor den fiebrigen Augen verschwamm, so schwoll doch die Heereskraft an im Weiterströmen: aus jeder Burg und Stadt rann ihr ein Bächlein zu, mochten sich nun italienische Krieger zu den Deutschen und Böhmen gesellen, oder mochte der Schatzmeister den abgeforderten Tribut in der Kriegstruhe bergen. Adlige huldigten dem vorüberkommenden Sieger, Mönche ehrten ihn und baten ihn um seine Schirmherrschaft, und es fehlte auch nicht an solchem Zuzug, als der Kaiser sein Heer über den Tronto geführt und Rogers angemaßtes Königreich betreten hatte. Die herbeieilenden Herren klagten über die Gewaltherrschaft des Normannen, die Bürger über die hartherzigen Vögte, die Roger ihnen auf den Hals geschickt; sie alle schienen bereit, sich zu empören und lieber vor der geheiligten Würde des Kaisers zu beugen als vor dem Machtgebot des Tyrannen, dessen neu erbaute Türme auf Städte und Straßen herrschsüchtig niederstarrten. Wo aber der normannische Vogt den ihm erteilten Befehl mißachtete, wie der Vogt des Kastells Pagano, das den Zugang zum hohen Monte Gargano im Sporn des italienischen Stiefels sperren sollte, erwartete ihn eine furchtbare Strafe: Roger ließ den Flüchtling, der auf seine Gnade vertraut hatte, blenden. Indessen schloß der Staufer den Monte Gargano ein, bis der Kaiser heranrückte, der schon mit dem ungewohnten Anblick seiner Heeresmacht die Feinde schreckte; Lothar eroberte den Berg des Erzengels, der ihm vielleicht als Festung nicht so kostbar erschien, denn als Ort des Gebets. Vom bezwungenen Kastell schritt der Sieger in das hoch über dem Meer schwebende Kloster des heiligen Michael hinüber, und vor der Erzstatue des viel verehrten Schlachtenengels der Deutschen, vor der einst der junge Otto III. und der fromme letzte Sachsenkaiser Heinrich II. gekniet, verweilte der greise Nachfahre lange im Gebet.

Das Ende des apulischen Normannenreiches schien gekommen. Zwar berichteten die über das Gebirge hin und wider eilenden Boten, daß der Welfe, nachdem er Toskana durchzogen, in Grosseto am Ombrone sich mit dem Papst vereinigt und dann den Weg durch die Küstenstädte, durch Latium im Rücken Roms und das Kampanische Gebirge sich erzwungen, vor dem Kloster Montecassino festgehalten werde;

aber des Kaisers Heer wälzte sich über alle Städte und Burghügel an der Küste der Adria hinweg. Die Bewohner eigensinniger kleiner Orte, die sich erkühnten, an günstigen Stellen deutschen Kriegern aufzulauern, wurden gefangen genommen und in furchtbarer Verstümmelung in ihre Häuser zurückgeschickt. Der Sieger glaubte, die entsetzliche, schrekkende Sprache entstellter Gesichter unter diesem Volk nicht entbehren zu können. Nach einem vielfach erhärteten Gesetz wurde der Krieg um so grausamer, je heißer die Sonne auf Haupt und Rüstung brannte. Die Bewohner Tranis berannten die verhaßte Normannenburg, sobald des Kaisers Heer sich nahte; und als Rogers Flotte Proviant und Mannschaft in die bedrängte Festung werfen wollte, flügelten die Schiffe adriatischer Seestädte mit kühn gespannten Segeln und fliegenden Ruderpaaren heran, um acht Schiffe in den Grund zu bohren und die übrigen weit in das Meer hinaus zu scheuchen und zu verstreuen.
Auf dem Weg nach Bari, wo Papst und Welfe eintreffen sollten, trug das am Meer hinziehende Heer des Siegers einen erlauchten Toten mit; der Erzbischof Bruno von Köln, ein strenger und gelehrter Mann, war in Trani gestorben und sollte im Dom zu Bari bestattet werden. So mischten sich Siegesjubel und Totenklage, als der Kaiser durch das Tor der reichen Seestadt ritt, deren Hafen von fremden bunten Schiffen wimmelte und in deren Gassen dunkelfarbige Seeleute aus allen Hafenstädten des Orients den kriegsmächtigen Herrn der Christenheit bestaunten. Schon hatten die Bürger die gewaltige Normannenburg umzingelt, die Stadt und Land in Knechtschaft hielt. Boten berichteten vom Nahen des Heiligen Vaters und des Welfen, und bald sollten die Freude über die Vereinigung der beiden durch keinen Widerstand zurückgehaltenen Heeresströme, die Weihe des Pfingsttages und die Andacht an der Bahre des Kirchenfürsten vor dem Krieg zu ihrem Recht kommen. Im Dom des heiligen Nikolaus kniete der Welfe neben dem Kaiser, während Papst Innozenz opferte am Tische des Herrn; die Fürsten- und Kriegerschar, die Bischöfe und das geistliche Geleit des Heiligen Vaters füllten die Halle, und auch Hugo, der Dekan des Kölner Stiftes, der dem Entschlafenen auf den Kölner Erzstuhl folgen sollte nach des Kaisers Willen – und freilich nach eines Höheren Willen jenem rasch nachfolgen sollte ins Grab –, war unter den Betern. Draußen harrte das Volk, das keinen Platz im Dom gefunden hatte. Da senkte sich vor

den Augen der dem Gesang lauschenden Menge eine goldene Krone vom Himmel über den Dom herab, ein Weihrauchgefäß begann im wallenden Rauch unter ihr zu schweben, und über ihr hielt sich eine Taube mit stillen Flügeln in der Luft; Kerzen erschienen zu beiden Seiten und hüllten das tiefsinnige Bild in magischen Schein. Und die Andächtigen verstanden es wohl: nun ruhte die Krone wieder inmitten irdischen Seins, gesegnet und geleitet vom Heiligen Geiste, umwallt von Frömmigkeit und erleuchtet von Weisheit. Kirche und Reich waren versöhnt und Gottes Wille erfüllt. Als Papst und Kaiser den Dom verließen im Glanz der wunderbaren Stunde, schien das finstere Reich vernichtet, das auf der falschen Hoheit des geldmächtigen Gegenpapstes und des von ihm bestellten Erobererkönigs errichtet ward; die heiligen Zeichen, die oft genug auf den Bannern einander feindlicher Heerscharen geleuchtet, hatten sich in schwebender Ordnung vereinigt. Und nur wenige mochten es mit schmerzhafter Klarheit fühlen, daß ein solches Traumbild sich nur enthüllt über den Trümmern irdischen Strebens, um dessen verborgenen Sinn ein einziges Mal sichtbar zu machen und sein Scheitern zu verklären mit dem Licht des unerreichbaren Zieles; denn wer könnte diese Trümmer wert halten, wenn er die Wölbung des Bogens nicht aus ihnen ablesen könnte, zu dem sie dienen sollten? Und wenige auch ahnten es vielleicht, daß diese Stunde sich nur erfüllen konnte, weil der eine unter den Statthaltern der Christenheit nur noch wie ein Gast der Erde angehörte; ein Schimmer der in den Lüften erschienenen jenseitigen Krone umspielte das weiße Haupt des Kaisers.
Bald wuchteten die Belagerungsmaschinen gegen die aufdröhnenden Mauern des Kastells, die so fest widerstanden wie die Besatzung; erst als die Angreifer unter dem Schutz einer Schanze sich in die Erde wühlten, die Mauern unterhöhlten und sie im Bund mit dem Feuer zu Fall brachten, erlag das stärkste Bollwerk Rogers an der apulischen Küste. Den bezwungenen Turm zierten die Sieger mit den gefangenen Sarazenen, die sie dort, hoch über dem Meer, in vielhundertköpfigem Kranz aufhängten. In Angst und Schrecken hetzten alle Küstenstädte bis hinauf nach Tarent ihre Boten nach Bari, um ihre Unterwerfung anzuzeigen. Rogers Gesandte boten dem Kaiser Geld und ihres Herrn Verzicht auf Apulien zugunsten eines seiner Söhne für den erflehten Frie-

den. Aber Lothar war nicht ausgezogen um Apuliens willen, sondern um den Thron des Gegenpapstes zu stürzen, der sich auf der sizilischen Macht erhob, und um in der wiedergeordneten Welt das Ansehen des Reiches zu erneuern; so wies er den Vorschlag ab, entschlossen, auch die letzte Stadt des Festlandes zu bezwingen und, wenn es ihm vergönnt wäre, nach Sizilien überzusetzen. Vergeblich beteuerten die Gesandten die Bereitschaft ihres Herrn, einen seiner Söhne als Geisel zu stellen: solange der Normanne und Fürsten seines Blutes noch auf einem Felsen Italiens horsteten, würde dort kein Friede sein; es war ihr Gesetz, umherzuschweifen und das Erbe der Völker, sei es ihnen als Erbe des Geistes oder der Macht verfallen, in ihr Nest zu tragen. Raubvögel, die sie waren von Anfang an, würden sie ihre Flügel wieder spreizen, dienstbar nur dem eigenen ruhelosen Trieb, keiner Würde. Mochten sie für erlaubt halten, was dem Kaiser nicht erlaubt war, und Petri Erbe als Mittel brauchen; es schien dem Sieger nicht kaiserlich, mit dem Feind der Kirche sich zu vertragen und seine oder seiner Söhne Herrschaft anzuerkennen.

Aber wie jene Krone über dem Dom zu Bari, so schwebt auch der Sieg in der Luft, greifbar nahe einen Augenblick im magischen Schein des Glücks, und dann wieder unsichtbar werdend im Taglicht der wandel- und streitsüchtigen Erde. Kaiser und Papst waren wohl Brüder vor dem Altar, sie konnten es nimmer sein vor den Mauern, auf dem Marktplatz oder den Gassen der Stadt, die ebenso unerbittlich nach dem Gebot des einen Herrn verlangt wie das geistliche Reich nach der unangreifbaren Hoheit des einen Hirten. Und wie die Sage zu allen Zeiten sich am besten darauf verstand, die verborgene Glückswende zu erkennen im Zuge eines Schicksals, so ließ sie auch in diesem Augenblick den Kaiser an die Grenzen des Erreichbaren gelangen: er sei, so dichtete sie, von Bari am Meer hin nach dem Kap Otranto geritten, dort habe er seinen Speer in das Meer geschossen.

Im Innern des kaum getanen Werks keimte schon die Zerstörung. Denn als der Kaiser aufbrach, um sein Heer an der Küste zurück nach Trani und von dort westwärts gegen das Gebirge nach Melfi zu führen, konnten der Papst und der Welfe ihren wechselseitigen Groll nicht verbergen. Waren sie doch schon zu Anfang des gemeinsamen Zuges nach der Eroberung Viterbos miteinander in Streit geraten um das der Stadt

abgeforderte Sühnegeld, das ein jeder für sich beanspruchte, der Herzog nach dem Kriegsrecht und Innozenz als Herr des Patrimoniums Petri. Der Welfe hatte dann mit härterem Zugriff die Beute an sich gerissen, und er hatte auch im Weiterziehen so manchen Tribut eingeheimst; zu Füßen des von hohem Berg niederschauenden Klosters Montecassino aber, des ehrwürdigsten und stolzesten Klosters der Christenheit, entbrannte ein schlimmerer Zwist. Dort hatten in der Abtwahl die Anhänger Anaklets den Sieg davongetragen über die Anhänger Innozenzens. Rainald, der anakletische Abt, hatte sich mit Kriegsleuten wohl versehen und bot den Deutschen Trotz, die vergeblich die Klosterburg belagerten und dazu noch Entbehrung litten in dem von Rainald mit Absicht verheerten Land. Wohl sandte Innozenz aus dem Kloster San Germano am Fuße des steilen Berges Boten hinauf, die des Abtes Unterwerfung forderten; sie kamen bald mit Schmach zurück. Dem ungeduldigen Welfen ging es um die Heerfahrt, nicht um des Papstes Rechte. Er verhandelte mit dem Abt, bis dieser vor dem Herzog erschien, ihm einen goldenen Becher und eine ansehnliche Summe Silbers reichte und Geiseln stellte; so erkannte Heinrich den Ketzer im Namen des Kaisers an, ohne auf des Papstes Einspruch zu achten, und froh, daß die kaiserliche Fahne hinter ihm auf dem Kloster wehte, als er weiterzog nach Capua.

Aber der Streit war nicht vergessen, nicht einmal entschieden. Wem unterstand das Kloster des heiligen Benedikt, dem Kaiser oder dem Papst? Eine ernstere Sorge noch bedrückte Lothar: mit dem Abt Rainald waren auch die apulischen Barone nach Melfi geladen worden, damit ein neuer Herzog über sie erhoben werde. Wer sollte den Herzog belehnen als sein Oberhaupt? Ein jeder, Kaiser und Papst, betrachtete sich als rechtmäßigen Herrn Apuliens, keiner führte die Urkunden mit, die den andern hätten überzeugen können. Der Abt von Clairvaux schien auf des Kaisers Seite zu neigen: es sei dessen Sache, so meinte er, die Ordnung der Welt wiederherzustellen. – Das Heer murrte über den beschwerlichen Marsch im Dienst des Papstes. War Roger nicht besiegt? Warum kämpften sie noch? Bayern und Sachsen belauerten sich mit bösen Blicken; sie mußten einander ferngehalten werden wie blutgierige Jagdhunde. Einig waren sie nur in der Erbitterung über den langen Krieg, den Papst und den Trierer Erzbischof Albero,

der nicht von dessen Seite wich und ihm heimtückische Ratschläge zuzuflüstern schien. Vor den Mauern Melfis gab es blutige Arbeit: der Vortrupp war überfallen worden; nun mußten die Anhänger Rogers, die kühn genug waren, den Deutschen entgegenzurücken, für die erschlagenen Ritter hundertfach büßen. Dann führte der Kaiser das Heer auf die Höhen vor der Stadt ins Lager, aber die furchtbare Glut des Sommers lastete mit kaum geringerem Gewicht auf den Hügeln als auf den Dächern unten, wo Hugo, der eben erhobene Erzbischof von Köln, am Fieber starb. Um der Pfaffen willen, so hieß es, werde der Kaiser noch nach Sizilien übersetzen. Da kochte die Empörung auf; die Krieger vergaßen irdisches und ewiges Heil und stürmten bewaffnet gegen die Stadt, des Papstes Leben und damit der Heerfahrt ein Ende zu machen. Der greise Kriegsherr sprengte mitten in den aufrührerischen Haufen, so daß dessen Wut über dem Anblick der Majestät in Verzweiflung und Reue umschlug; bald brach das Heer wieder auf, im Lager vor Melfi die Leichen gerichteter Aufrührer der gierigen Sonne und den Raubvögeln überlassend.
So entschwand Sizilien den Blicken des Kaisers, der auf der Flucht vor dem apulischen Sommer noch höher in das Gebirge stieg, in die Gegend von Potenza; um den See von Pesole bauten die erschöpften Männer ihre Zelte auf in der Hoffnung, daß das Wasser sie kühle. Hier erschien der Abt Rainald von Montecassino; aber ein böser Argwohn nistete sich im Herzen des Papstes ein, als Lothar dem Gebannten, der Innozenz den verlangten Treueid noch immer verweigerte, gestattete, das Lager zu betreten, ja, sein Zelt neben dem kaiserlichen aufzuschlagen. Vergeblich breiteten in den folgenden Tagen die geistlichen Gelehrten beider Parteien in Gegenwart des Kaisers und der Kaiserin ihre Gründe aus; der Streit um die Hoheit über das Kloster des heiligen Benedikt wurde nicht entschieden, wenn auch endlich Abt Rainald dem Gegenpapst unter feierlichem Fluch entsagte und Innozenz Gehorsam gelobte. Gesandte des griechischen Kaisers erstiegen das Gebirge und legten dem Besieger des Normannen reiche Geschenke zu Füßen; Boten berichteten von den Siegen der vereinigten Seestädte, namentlich der Pisaner, die Neapel und Ischia besetzt hielten, das vor zwei Jahren grausam verwüstete Amalfi zur Heeresfolge zwangen und nun auch die Höhe von Ravello erklommen, um dort in Blut und

Flammen ihren Haß auf die Nebenbuhler zu sättigen. Schon war ihre und die genuesische Flotte bereit, den Hafen von Salerno zu sperren, schloß der Fürst Robert von Capua mit den verbündeten Neapolitanern die letzte mächtige Stadt des Normannenkönigs von der Landseite in die würgende Fessel; um den Sieg zu sichern, sandte Lothar den Welfen mit italienischen Herren zur ersten Hilfeleistung voraus. Sie schlugen sich in erbittertem Gefecht mit feindlichen Bogenschützen durch eine enge Paßschlucht zum Meer durch; indessen brach der Kaiser sein Lager ab, um vom Gebirge niederzusteigen. Der Kanzler Robert, der Verteidiger Salernos, wagte es nicht, dem Feind zu trotzen, dessen Streitmacht auf der Land- und Seeseite sich um die Stadt zusammenzog, während die hölzernen Belagerungstürme der Pisaner schon über die Mauern emporwuchsen; er bot Friede, und der Kaiser schlug ein, ungeachtet des Grimms seiner Verbündeten, die Feuer in ihre Türme warfen und im Zorn ihre beuteschweren Schiffe rüsteten, um Frieden zu schließen mit König Roger und heimzukehren.

So ward Salerno fast ohne Mühe genommen und der Normanne an allen Orten ins Meer gedrängt; doch wem gehörte der Preis? Der Kaiser vertraute auf Ottos des Großen und Heinrichs III. Südreich, deren Nachfolge er angetreten; der Papst sprach von Schenkungen, die Ludwig der Fromme, Otto der Große und Heinrich II. dem Heiligen Stuhl gemacht. Der Streit wurmte in ihnen fort, als sie aufbrachen nach Benevent; vielleicht bewegt von dem ahnungsvollen Verlangen, einem jenseits der Geschichte lebenden Mann zu begegnen, suchte der Kaiser den portugiesischen Mönch Burdinus im Kloster La Cava auf. Er hatte vor zwanzig Jahren, gestützt auf Heinrichs V. Schwert, sich auf den Stuhl Petri geschwungen und die falsche päpstliche Würde und den angemaßten Namen eines Gregor VIII. längst wieder verloren; nun mochte er dem Kaiser, der einst als Herzog gegen ihn und seine Anhänger gekämpft, ein Wort sagen können von dem ehernen Schweigen, in das alle Geschichte mündet. Endlich einigten sich Kaiser und Papst, um wenigstens dem eroberten Land einen Verteidiger zu bestellen. Angesichts des deutschen Heeres und unter dem lauten Zuruf der Italiener ergriff Lothar das Ende des Fahnenschafts, Innozenz dessen Spitze: so reichten sie gemeinsam die umstrittene Herzogsfahne dem Fürsten Rainulf von Alife. Der neue Herzog war zwei Herren pflichtig gewor-

den, er sollte in dem drohenden Kampf eine Fahne schwingen, an der ein zwiespältiger Anspruch haftete. Mußte der Schaft nicht splittern, den der tapfere Streiter eben empfangen? Die Welt läßt nur Kämpfer bestehen, die in eines einzigen Herren Dienst den Segen eines Höheren tragen; aber Krone und Taube waren längst wieder voneinander geschieden, die Segenshand griff nach dem Schwert, die Schwerteshand sollte ohne Segen sein.

Die Kaiserin betrat unter dem Jubel des Volkes die Stadt Benevent, um in der Kirche des heiligen Bartholomäus zu beten und Opfergaben darzubringen. Bangte sie um die Heimkehr? Dann gab der Papst der Stadt einen ihm ergebenen geistlichen Hirten an Stelle des vertriebenen Erzbischofs Rossemanus, der Anaklets Sache gedient hatte; der Kaiser blieb im Lager vor den Toren. Als darauf der fürstliche Heereszug das weiträumige Tal erreichte, über dem das Kloster des heiligen Benedikt auf gewaltigem Berge thront, schien es, Kaiser und Kaiserin seien auf einer Gnadenfahrt gekommen, nicht um beschwerlicher weltlicher Geschäfte und des fortglimmenden Streites willen. Unten in der kleinen, an den Berg geschmiegten Stadt, die von einem Kastell auf halber Höhe überwacht wurde, betrat Lothar am Fest der Kreuzeserhöhung im Kaiserornat die Kirche, während Richenza zu Fuß als demütige Pilgerin in mehrstündiger Wanderung den Berg des Heiligen erstieg. Bald folgte ihr der Kaiser auf der steilen, weitgeschwungenen Straße nach, indessen der Papst unten in San Germano blieb, nicht willens, den Groll über das abtrünnige Kloster und den bittern Hoheitsstreit zu vergessen. Vergeblich sandte er den Abt von Clairvaux, seinen Kanzler und einstigen Thronerheber Aimerich und den Kardinallegaten Gerhard hinauf: der Kaiser war im Vertrauen auf die Hoheit des Reiches über Montecassino entschlossen, die gegen Abt Rainald erhobenen Beschuldigungen zu prüfen und Recht über ihn zu sprechen. Schon schien die Entscheidung in Lothars Hand zu liegen, als der aufgebrachte Papst die dem Kaiser beistehenden Geistlichen mit Amtsenthebung bedrohte. Sollte die letzte Heerfahrt mit Streit und Flüchen enden? Noch einmal beugte sich Lothar; er billigte den Vertretern des Papstes die Untersuchung des Streites zu, der zugleich geistlicher und weltlicher Natur war und darum beide Gewalten betraf. Nun erklärten die geistlichen Richter Rainalds Wahl für ungültig, und in Gegenwart des Kaisers legte der

verurteilte Abt Ring, Stab und Klosterregel auf dem Grab des heiligen Stifters nieder. Aber es war des Kaisers Art, nachzugeben, um standzuhalten; und wie er während seiner ganzen Herrschaft dem Gegner wohl Rechte überließ, aber niemals sein Recht, so setzte er auch jetzt, nachdem er zurückgewichen war, seinen festen Willen für das unveräußerliche Erbe des Reiches ein. Er bestand auf der Wahl Wibalds von Stablo, eines jungen Deutschen, der ihm während der Italienfahrt gute Dienste geleistet und gegen dessen Befähigung und Verdienst auch die Gegner bei allem Unwillen über den fremdländischen Abt keine Gründe vorbringen konnten.
So war der Friede erkauft; er mochte ausreichen für die wenigen Tage der Rast auf dem heiligen Berg, für die wenigen letzten Tage des Lebens, dessen Ende Lothar fühlte; der Kaiser, der mit schwindenden Kräften nach bestem Vermögen sein Reich bestellt hatte, durfte sich hier oben, an geweihtem Ort, als Pilger fühlen. Noch war über der Felsenpforte die Zelle erhalten, in der vor mehr als sechshundert Jahren der heilige Benedikt die Regeln seines Ordens niedergeschrieben hatte; in der bittersten Not und Versuchung der Einsamkeit war der Heilige zu der Form der Gemeinschaft, der Nachfolge und des Gottesdienstes gelangt, die den Völkern tausendfältigen Segen spenden sollte, indem sie Bekehrer und Beter prägte und unter sie aussandte. Noch zeigten die Mönche in scheuer Ehrfurcht das Fenster, von dem der Stifter Gottes Welt in einem Sonnenstrahl erblickt und ein anderes Mal, kurz vor seinem Tode, gesehen hatte, wie das Unsterbliche seiner geliebten Schwester Scholastika sich in Gestalt einer Taube aus dem Tal in den Himmel schwang. Jenseits der ungeheuern, von wechselnden Lichtern bestrichenen Taltiefe hoben sich die vielgezackten Gebirgswände hintereinander empor. Von der Klostermauer, an der die Trauben reiften, den Zinnen des Kastells am Berghang, dem schon tiefer unter den Ölbäumen und fruchtschweren Rebenhügeln gelegenen steinernen Halbrund, das die Römer hinterlassen hatten, der engen, bunten Stadt und dem stillen gewundenen Fluß bis zum Schneeschimmer fernster Gipfel umfaßte der Blick den Frieden und die Herrlichkeit des Landes, über dem die Beter in unermüdlichem Dienst wohnten.
Dem auf allen Zügen bewahrten Brauch folgend, begann Lothar den Tag mit dem Gedanken an die Verstorbenen und der Fürbitte für sie;

wie hätte er bestehen können auf dem ihm von Gott zugewiesenen Platz, ohne eins zu sein mit den Toten, die um vieles mächtiger als die Lebenden sind? Sie hatten ihm sein Ziel gewiesen, sein Haus bereitet, Krone und Land vererbt; sie herrschten im geheimen zu allen Zeiten auf der Erde, deren enges Becken überfließt in das Meer des Todes. Nachdem der Kaiser die Messe für die Verstorbenen gehört hatte, wohnte er der Messe für sein unten lagerndes Heer bei, dann der Messe des Tages. Witwen und Waisen warteten vor den Toren des Klosters, und der Kaiser bat, sie vorzulassen. Lothar und Richenza wuschen den Armen die Füße, trockneten sie mit ihren Haaren und küßten sie; dann setzten die Gastgeber selbst ihren Gästen die Speisen vor. Ehe der fromme Herrscher die weltlichen Geschäfte seinen Sinn zerstreuen ließ, hörte er die Klagen der Kirche an. Hier, im Hause des heiligen Benedikt, durfte er sich der Ähnlichkeit des kaiserlichen Gewandes mit dem priesterlichen Gewand freuen; und war er nicht auch darin den Priestern ähnlich – wenn er ihnen auch niemals gleich werden konnte –, daß der Erzbischof ihn schon bei der Krönung zu Aachen als einen Statthalter Christi bezeichnet hatte? Christus durchstrahlt die Welt von ihren obersten bis in ihre untersten Ordnungen, und es wird keine Seele bestehen, die sein Licht nicht durchläßt, um ihm ähnlich zu werden. So versetzte der Kaiser sich an die Stelle des Abtes in jenem Bedürfnis nach Heiligung, das kein Geschäft der Welt jemals befriedigte; er schritt nachts durch die Zellen, auf die Mönche zu achten, daß sie die Zeiten und die Regeln des Stifters einhielten; er besuchte die Wirtschaftsgebäude des Klosters und pilgerte barfuß zu der Kirche hinüber, wo die Reste des Gründers ruhten. Wenn er Armen begegnete im Hof, freute er sich dieser Begegnung als einer Mahnung an das Gebot der Liebe; wenn er Priester antraf, ehrte er in ihnen ihre Würde und das Sakrament, die Kraft der Heiligung, die den Priester durchläutern muß, sofern er sich ihr nicht verschließt und an ihr verdirbt. Er nutzte die Gnade der stillen Nächte und durchwachte sie im Gebet und unter Tränen. Dasselbe Gebot, das mit dem Schall der Glocke Stunde um Stunde die Mönche zu Gesang und Gebet in die Kirche rief, sollte dereinst auch im Stift zu Lutter erfüllt werden, über dem Grab des kaiserlichen Pilgers.

So hatte er unverlierbare Schätze gesammelt, als er Abschied nahm von

dem Gnadenort, um heimwärts zu reisen. Abt Wiblo begleitete den Herrn bis Aquino hinab; dort bestätigte der Kaiser unter der Zeugenschaft vieler Fürsten und Herren noch einmal die Besitzungen und Rechte des Klosters, dessen Abt vor vielen andern berufen war, die begründete Ordnung zu stützen; ausdrücklich gedachte der Schirmherr Montecassinos in der Urkunde des mit dem Papst ausgetragenen, nun glücklich beendeten Streites um die Hoheit über das Kloster. Als dann der greise Fürst mit dem jungen Abt am Tisch saß – der eine bereit, aus den Kämpfen dieser Welt zu treten, der andere in sie zurückzukehren zu schwerster Bewährung –, verbarg der Kaiser seine Ahnung nicht: »Heute wird es das letzte Mal sein, daß ich mit dir esse und trinke.« Aber auch ein anderer meinte die Nähe des Todes zu fühlen: der Abt von Clairvaux; und doch war dieses Vorgefühl nur der unheilbaren Traurigkeit entsprungen, die den Heiligen befiel inmitten der Geschäfte der verwirrten Welt und ihn fortzog aus diesen, der ersehnten Zelle zu, ohne daß er seiner Sehnsucht folgen konnte. Denn unverschlossen klaffte der Riß im Bau der Christenheit, und schon schien er sich zu vertiefen, da der Kaiser, vom Heimweh nach der irdischen und zugleich der himmlischen Heimat ergriffen, eilig nordwärts ritt. Abt Bernhard würde bleiben, vermitteln und den ewigen Streit derer anhören müssen, die vorgaben, für das Heilige zu eifern, und es nicht im Herzen trugen. Ihn verlangte nur nach dem schmalen, harten Lager unter dem Dach von Clairvaux, dem Kreis geliebter Brüder, die dieses Lager umstehen würden in der letzten, schrecklichen und doch segensvollen Stunde; so schrieb er den Seinen im lichten Wermutstal, sie möchten beten, daß der Herr ihn heimkehren lasse vor seinem nahen Ende und ihn vor dem Tod unter den Fremden bewahre. Denn fremd war dies alles, die geharnischten Städte auf steilen Bergzinnen, die Menschen, die der Zwiespalt zwischen Diesseits und Jenseits zerriß, und selbst die Träger der geistlichen und der weltlichen Krone; ein Schimmer der Heimat fiel nur auf die Welt, wenn die Liebe aufglühte in den Menschen, und wo wäre reinere Liebe gewesen als unter den Brüdern in Clairvaux? Und doch würde er wieder und wieder vor den Fürsten erscheinen müssen, um sie an das vergessene Heilige zu erinnern, um ein einziges niemals beherzigtes Wort zu sprechen: »Friede! Friede«; und er würde es tun müssen bis an seines Lebens täglich geahntes, täglich erlittenes und doch

noch fernes Ende, wie ein Verbannter in fremder Sprache von seiner Heimat spricht. –

Die Heimat rief den Kaiser mit immer mächtigerer Stimme; er wußte es wohl, daß die Hofstatt jenseits der Alpen nur das Tor der ewigen Heimat war, und drängte ihr gerade darum entgegen. Schon nahmen die italienischen Fürsten Abschied: Rainulf, der neue Herzog, Robert von Capua und die südlichen Grafen; so mancher Deutsche, der des fremden Landes und des Krieges noch nicht überdrüssig war oder der sich fürchtete vor der Armut engen Lebens im Norden, folgte ihren Fahnen. Kampf und Greuel hemmten auch den letzten Ritt; Räuberburgen mußten gebrochen, widersetzliche Städte niedergeworfen werden; wie der Glutschein eines ausgeträumten Traumes verlosch das Kriegsfeuer hinter dem Reitenden. Die Zeit schien sich im geheimen wenden zu wollen und dabei die Menschen mitzunehmen, die sie gemacht; dem Erzbischof von Köln war fern in Deutschland der mächtige Adalbert von Mainz gefolgt, der einst den Supplinburger auf den Thron geführt hatte; und schon nach der Heimkehr von der ersten Italienfahrt, die seinen von Entsagung geschwächten Körper zerrüttet, war Erzbischof Norbert in Magdeburg gestorben, nachdem er mit letzter Kraft das Meßopfer dargebracht hatte. Die Welt wechselte wieder einmal ihre Krücken aus. Albero von Trier ritt neben dem Papst: sie fühlten wohl beide den Wandel und verbündeten sich darum enger. Grollend und herrisch zog der Welfe seines Wegs; der Kaiser hatte ihn, um auch in Italien die Nachfolge zu sichern, zum Markgrafen von Toskana erhoben und damit über die Mathildischen Güter gesetzt. Aber der Papst ernannte den listigen Albero zum Legaten als Nachfolger Adalberts; Innozenzens Groll auf den Herzog wollte sich damit einen eifrigen Sachwalter in Deutschland bestellen. Schon waren die Gegnerpaare bereit; wenn der Tod das Zeichen geben würde, mußte die alte Schlacht wieder beginnen. – In Palestrina bog der Kaiser ab von der nach Rom führenden Straße; noch immer gebot Anaklet in der Leostadt und über die Kirche Petri, doch der kaiserliche Schirmherr ritt vorüber, dem Anruf eines Höheren gehorchend. Er hatte kämpfen sollen gegen die finstern Mächte, und er hatte es getan nach seiner besten Kraft, freilich ohne die Gnade des Sieges sich zu erwerben; mochte der Erbe weiterkämpfen, und mochten es dessen Erben wieder tun, bis ein-

mal doch das befleckte Heiligtum wieder gereinigt würde oder aber der Herr die schweißbedeckten Kämpfer vor seinen Toren erlöste! In Tivoli erwartete der Graf Ptolomäus von Tusculum den Kaiser. Er nannte sich als mächtigster Edelmann der Campagna Konsul der Römer, huldigte dem Gebieter und führte diesem seinen Sohn als Geisel zu. War damit Rom gewonnen? Es lag draußen in der Ebene, traumhaft schimmernd und als die Heimat aller Träume, das Heilige bergend unter Trümmern, und die Verhängnisse auch, die vielleicht unvertilgbar wie das Heilige sind. Wer war Roms Herr? Papst und Kaiser, die sich so nannten, zogen auf dem Gebirge vorüber, und der Gebannte, der noch immer seine kraftlosen Flüche in die Welt hinausschleuderte, sollte sich in den geweihten Mauern noch behaupten für die kurze, nichtige Weile seines Lebens.
Dann, im Kloster Farfa, nahm auch der Papst Abschied, um zurückzukehren nach Rom und aufs neue im Bund mit den Frangipani um die Stadt zu streiten; erbittert erkämpften sich die Deutschen den Rückweg über den Apennin. In Bologna hörte der Heimkehrende vom Zusammenbruch seines Werkes; Roger war von Sizilien nach Salerno gesegelt und nahm entsetzliche Rache an der abtrünnigen Stadt; rasch bemächtigte er sich der viel umkämpften Uferstädte und darauf des Innern. Abt Wibald schrieb klagend von unsäglichen Freveln, mit denen Langobarden, Normannen und Sarazenen einander in Apulien überboten; schon entschloß er sich zur Flucht aus seinem Kloster. Indessen erhob Rainulf todesmutig seine Fahne. Der Kaiser eilte; er brachte sein Heer über den Po; als er an dessen nördlichem Ufer rastete, erschienen vor ihm die Kanoniker von Verona, ihn um eine Urkunde für ihr Kloster zu bitten, doch er wehrte ab: Richenza sollte die Sache entscheiden, er selbst war aller Geschäfte müde. Längst hatte der Herbst das Land kahl gefegt, mußte auf dem Gebirge der Winter lasten; mit letzter, zähester Kraft schlug der Kranke die der Etsch folgende Straße ein, von der Gattin, dem Bayernherzog, dem Staufer und Geistlichen geleitet. Fast nur in den Kirchen gönnte er sich Rast, die Tage des Herrn in Andacht zu feiern; dann stieg der Zug den Paß hinauf, unter Schnee und Wolken, am vereisten Fluß, bis der Nordsturm des ersehnten Landes ihm entgegenbrauste und das Herz des von irdischem und himmlischem Heimweh Verzehrten ein wenig stiller wurde im Niederstei-

gen. Langsamer folgten sie dem Inn, gestärkt von der Hoffnung auf das Land der Väter, das zu erreichen dem Kranken vielleicht doch vergönnt sein würde. So kam die Christzeit heran, da der Herr geboren wird in den Herzen der Gläubigen. Wurde nicht auch vom Abt von Clairvaux erzählt, daß er als Knabe auf der väterlichen Burg, als er auf seinem Stuhl eingeschlafen war vor dem Weihnachtsgottesdienst, die strahlende Geburt des Herrn erblickt habe? Und der Herr war geboren worden in dem Knaben, um fortan in ihm zu leben; der Herr, der die Seinen der Welt entfremdet und sie doch tröstet in ihr und endlich sicher an ihre Grenzen führt. Aber die Kraft des Kranken, der nun den Lech hinabzog, reichte nicht mehr aus. In Breitenwang bei Reutte, einem Dorf des Welfen, nahm er Herberge; so sollte die Tür des aus Holz gezimmerten Bauernhauses für ihn der Eingang der ewigen Heimat sein, deren Tore an allen Orten der Erde offen stehn. Die Bischöfe beteten neben der Gattin an seinem Lager; er machte den Welfen zum Herrn des väterlichen Sachsenlandes, das er nicht mehr hatte betreten dürfen, und bezeichnete ihn mit der geheimnisvollen Macht des letzten Wortes aus Menschenmund als künftigen Träger seiner Krone. Darauf ließ er dem Herzog die leuchtenden Heiligtümer reichen, Krone, Zepter und Schwert, an denen der Sterbende einst, in nun wesenlos gewordener Zeit, sich als Empörer vergangen und die er dann unter der Gnade und Barmherzigkeit des Herrn mit Ehren getragen hatte. Das Sakrament schenkte ihm die letzte Bereitschaft; seine Seele schied, begleitet von der demütigen Fürbitte der Frau, die ihm durch das Sakrament verbunden war.

Und als der tote Kaiser in das winterliche Land hinabgetragen ward, gefolgt von der Kaiserin, den trauernden Fürsten und Dienstmannen, und die Menschen niederknieten an der Heerstraße und vor den Häusern der Städte, da strahlte die Krone wieder heller auf in den Herzen des Volkes. Denn in ihnen war sie beschlossen als das Zeichen, das die Erdenmühe versöhnte mit dem immerwährenden Tagwerk auf dem Acker der Seele, und nimmer hätte sie vom Haupt des Heimgegangenen ihre Strahlen senden können in die Welt, wenn sie nicht geleuchtet hätte in den Herzen aller, die ihm gedient, deren Kraft und Glaube ihn getragen als Haupt des zum Reiche berufenen Volkes. Denn die Erhobenen machen nur sichtbar, was in den Namenlosen lebt; die

Quader, Stützen und unterirdischen Räume, auf die der Dom gegründet ist, bleiben verborgen. Freilich leuchtete nicht in allen Herzen die Krone mit demselben Licht, aber unter den Menschen an der Straße mochten auch die unbekannten Gerechten knien und beten, um derentwillen allein der Herr die Welt verschont.

DIE RITTER

DIE BRÜDER des Deutschen Ordens trugen als erste die Farbe der künftigen Macht: aus dem Weiß ihres Mantels hob sich das schwarze Kreuz. Dieses Kreuz, das sie vereinte und ihnen Werk und Richtung gab, wich langsam zurück im Lauf der Jahrhunderte: vielleicht ist der Inhalt der Geschichte Preußens nichts anderes als das Verschwinden des Kreuzes; aus dem Mantel wird einmal ein Banner; aus demütiger Führerschaft Herrentum; aus dem Dienst an der Ewigkeit ein Dienst an der Erde. Vielleicht aber kommt zuletzt die Ewigkeit wieder über den Menschen: dann ist das Ende der Form gekommen, und wir können das Gleichnis verstehen.
Die Brüder wußten von der einzigen Gleichheit, die möglich ist auf Erden: von der Gleichheit vor Gott. Da sie unverbrüchlich glaubten an das Jenseits, das sie erwartete – an die Macht, die ihnen befahl, so waren sie einander gleich. Das Gefühl ihrer Gleichheit mußte erlöschen, sobald der Glaube die richtende Kraft verlor in ihrem Leben: dies war das erste, das innere Schicksal der Brüder, mit dem sich das äußere der politischen Gegnerschaft und Übermacht verbündete.
Unter solchen Schatten war ein Jahrhundert lang ein Leben möglich im Nordosten, das im Einklang stand mit der kriegerischen Forderung der Erde und doch seine Rechtfertigung nicht mehr von der Erde empfangen wollte. Im Gürtel der Palisaden und sie stützenden Türme, der Mauern, Brücken und Tore starrte die Burg von Waffen; im Innern aber galt, wenn auch nicht immer als Wirklichkeit, so doch als unbestrittene Forderung das Gebot der Liebe: »Ohne die Minne sind weder Orden noch Werke heilig, sondern sie sind nur Scheinheiligkeit.«
Die Zellen und Wohnkammern der Brüder sind nur durch Gitter verschlossen, die niemals verhängt werden dürfen; sie tragen dasselbe Ge-

wand, gefertigt aus Stoffen, die andere für sie kauften und verwahren; ihre Truhen stehen offen: was hätten sie auch zu verbergen? Geld geht nur durch die Hände derer, die den Auftrag haben, es zu verwalten: des Tresslers und des Komturs; andere, denen Geld anvertraut wurde, müssen es abliefern, wenn der Tag sich neigt. Als sie hereintraten aus der bewegten, vielgestaltigen Landschaft des Lebens in die starre Geschlossenheit der Burg, gaben sie ihre Wappenschilder auf, die doch zum wenigsten von vier Ahnen geführt worden waren: ihr Wappen ist von nun an das Kreuz, das den größten Kampf gebietet und den ewigen Frieden verspricht.

An der Tafel essen zwei aus einer Schüssel; sie schlafen im selben erhellten Saal auf unverhängtem Lager. Viermal ruft sie die Glocke des Tages zusammen, viermal geht sie zur Nacht; eine höhere Ordnung bestimmt ihr Leben, während draußen die gerufenen Bauern und die Beamten das schwere Werk an der eroberten Erde vollbringen. Sie sehen wohl das Korn sich häufen in den Speichern und die Schiffe des Ordens an der Burg vorüber den Strom hinabtreiben mit ihrer Last; sie sehen den Bernstein, den man oben in Samland sammelt, aufgestapelt schimmern, bis ihn der Schäffe von Königsberg nach Brügge verkauft; und sie sehen im Wechsel die Tuchballen und Gewürzsäcke kommen aus dem Westen: kein Einzelner hat daran teil.

Wie sollte das Bewußtsein des Höchsten, dem sie dienen, nur einen Augenblick erlöschen? Denn der Verzicht mahnt sie fort und fort; in einer Nische der St. Annenkapelle, gegen Südost gewendet, entzündet sich das riesige Bild der Jungfrau in der aufgehenden Sonne, bunte Gläser schimmern auf goldenem Grund, Sterne leuchten im Blau; es ist ein armes Bild der Glorie; der Glanz dieser ihrer Herrin duldet kein eigenes Glück. Aber Gelübde und Gebot vermöchten vielleicht noch nicht das letzte: die eiserne Geschlossenheit dieser Form wird nicht nur von außen, sondern von innen überwacht. Neben den Ritterbrüdern wohnen die Priester, vor denen kein Geheimnis besteht; während der Hochmeister und die Gebietiger durch ihr Amt wie durch ihr verpflichtendes Beispiel die Regel unverletzt erhalten, formen die Priester in der Beichte an der innern Gestalt. Solange sich alle ihres Dienstes, ihrer Aufgabe bewußt sind, scheint diese Form nicht vergehen zu können; auch ins Feld folgt der Altar mit auf die Erlaubnis des Papstes; und

das Vergehen am himmlischen Herrn wiegt ebenso schwer wie Feigheit oder Verrat.

Die Uniformitas, die von so vielen Regeln gefordert wird, scheint vollendet; dieselbe Stunde schlägt allen, die zum selben Dienst sich zusammenfinden im selben Gewand; ja, von Burg zu Burg regiert der eine Glockenschlag, und die Burgen selbst gleichen sich mehr und mehr, in Bau und Lage, einander an. Es sind den Städten vorgelagerte, hochgieblige, kühn aufstrebende Häuser, die ihre Wehrtürme in Seen spiegeln oder in Strömen; und wie im Innern der Takt des Lebens sich von Marienburg bis hinauf nach Ragnit wiederholt, so wiederholt sich auch die Folge und Anordnung der Gemächer: ein einziger Plan ist durchdacht und am Werk erprobt; das ganze Leben muß sich ihm, mit allen seinen Wünschen nach Vielfalt und Entfaltung, unterwerfen. Da aber das Größte weder zu gewinnen, noch zu verlieren ist auf der Erde, so kann diese furchtbare Ordnung bestehn.

Nur der Hochmeister speist im eigenen Gemach; nur er trägt fürstliches Gewand; er hat das Recht auf einsames Gebet in eigener Kapelle; ja er darf selbst der Jagd sich überlassen in den Wäldern der Ebene, bei der die Brüder nur folgen mit ihren Knechten, ohne den Speer zu heben oder den Bogen zu spannen. Aber er, der die kriegerischen Gäste aus dem Reich empfängt als Fürst, ist als Oberster des Ordens auf das Unfürstlichste beschränkt: er kann keine entscheidenden Beschlüsse fassen ohne die Zustimmung des Kapitels, ja er bedarf dieser selbst bei der Einsetzung der oberen Beamten. Mehr noch: das Kapitel kann ihn zur Rechenschaft ziehen; erscheint er nach der dritten Vorladung nicht, so geht er seines Amtes verlustig. Den Beschlüssen der Mehrheit unterliegen sein Wille, seine Einsicht. Obwohl er als der Höchste des Ordens gilt, so kann doch der Deutschmeister im Fall einer Amtsverletzung Autorität über ihn ausüben. Der Geist der Gemeinsamkeit, des uneingeschränkten Dienstes, vollbringt in dieser Verfassung sein höchstes Werk. Alle Instanzen sind ineinander verklammert, voneinander abhängig; niemals gehört dem Einzelnen das bestimmende Wort. Wie für die Tür des Archivs drei Schlüssel gefertigt wurden, deren einen der Hochmeister, den zweiten der Großkomtur, den dritten der Tresslen verwahrt, und nur die Einmütigkeit und das Wissen dreier Gebieter die Kammer öffnen: so ist die Einigkeit der Verantwortlichen die Voraus-

setzung fast jeden Unternehmens. Nur im Felde besitzt der Marschall freiere Gewalt; doch nur bis zum Angriff, den ihm der Meister gestatten muß. Zu raten und Rat anzunehmen, ist eine der ersten Pflichten; und das Vertrauen, das den Bruder mit dem Bruder verbindet, entscheidet in der Wahl. Der Statthalter, der den Hochmeister vertritt, ernennt einen Wahlkomtur, dieser einen Wähler; beide zusammen bestimmen einen dritten, die drei einen vierten; dann, wenn dreizehn vereinigt sind, berufen durch gegenseitiges Vertrauen und den festen Willen zum Dienst, wird die Wahl vollzogen.

Nach erfüllter Dienstzeit treten selbst die Gebietiger wieder in ein geringes Amt zurück: es gibt keine Auszeichnung unter den Brüdern, keinen Rang, der sie endgültig voneinander trennt. Was sie selbst von einander fordern, das fordern sie wieder von ihren Beamten: auch diese verfügen nur über Rechte, die ihnen jährlich genommen und neu verliehen werden. Hat das große Werk der Staufer in Sizilien hier im Nordosten einen Nachfolger gefunden? Aber auch die Staufer bauten ja nur auf normannischem, arabischem und byzantinischem Erbe fort. Rechnung und Rechenschaft, eine unerbittliche, weniger von Mißtrauen, als von dem Willen zur Sache geschaffene nachprüfende Aufsicht, der die niedern wie die höchsten Beamten unterliegen, überwacht die Verwaltung der harterkämpften Erde. Das Buch des Tresslers verzeichnet sogar die Kosten für die Anfertigung eines neuen Schlosses an der Tür des Meisterzimmers; für die Ausbesserung des Schadens, den ausgebrochene Affen an Heiligenfiguren angerichtet haben.

Unter den Farben der künftigen Macht feiert die Uniformitas ihren Triumph; über Gewand, Zeit und Kleid, Wohnung, Mahlzeit und Schlaf, Wappen, Stolz und Würde des Einzelnen verfügt das Gesetz. Aber der Orden ist keine Formbildung um jeden Preis, wie sie einmal heraufkommen wird in einem entgötterten Jahrhundert; diese Form ist erfüllt von Offenbarung und Glauben; in der furchtbaren Strenge der Mauern, der noch kältern Strenge der Regel, will sich nur das Leben verdichten, das über die Erde dringt. Dieses Gefüge ist um so fester, je erfüllter es ist; die Glocke ruft vor dem Kapitel, vor der Wahl die Beschließenden zur letzten Verantwortung vor Gott. Das Jenseits bestimmt; und die Formen der Erde wachsen ihm zu.

Pest, Kälte und Mißwachs wüten in dem eroberten Land; die Ströme

wälzen den Sand den Mündungen zu und füllen die Hafenplätze aus, oder sie ergießen sich ungebändigt über die besten Felder. Der Obstbaum verkümmert, der Weinstock will nicht überwintern. Aber die lückenlose Geschlossenheit der einmal gebildeten Form kann nicht ohne Wirkung und Machtbereich bleiben. Von den Türmen der Marienburg schweift der Blick über das scheinbar Grenzenlose: das Haff schimmert in weitester Ferne und näher der Drausen-See, die Weichsel flutet breit durch die Ebene, die geschaffen schien für das ziellose Wandern und Kommen der Völker und die nun überragt wird von der Burg. Dieser Geschlossenheit erliegt das Volkstum, das bisher hier geherrscht; nach der Wahl Winrichs von Kniprode [1351], da die Marienburg vom Fest erdröhnt, erbittet ein altpreußischer Sänger Gehör. Er singt in der Sprache, die keiner der Anwesenden mehr versteht, von den Taten Waidewuls, des Preußen; er singt auch das Lob des neuen Meisters, den er dem Stern im Morgenland vergleicht, in seinen verschollenen Lauten. Aber da er geendet, schickt ihm Winrich eine Schüssel, in der hundert taube Nüsse liegen und ein Zettel mit diesem Vers:

»Niemahns hat verstanden de arme Prüsse
Dess thu ich ihm schenken hundert falsche Nüsse.«

Denn der bedeutendste Meister wurde eben gewählt, die größte Zeit des Ordens wie des Deutschtums im Nordosten hat begonnen, und die neuen Herren behandeln die Unterlegenen mit der tödlichen Grausamkeit, mit der siegende Völker sterbenden begegnen.

Aber während der preußische Sänger aus dem Lichtkreis der Geschichte tritt und die Lieder für immer verhallen von dem eichenumrauschten Heiligtum Romove und von den Taten der Gewesenen und ihren Göttern, beugen sich die Litauer nicht. In dem Kampf mit ihnen liegt die Rechtfertigung, liegt ein großes Verhängnis des Ordens. Solange er sie nicht besiegt und bekehrt, gehört ihm das Ethos des Glaubenskriegs, der die Ritter aus dem Reich, ja fast aus dem ganzen Abendland heranzieht; der den Kämpfern die Bereitschaft zum letzten Einsatz gibt. Denn erst der Wechsel zwischen Klosterstille und Kampfgetöse, zwischen Askese und Kriegslust macht das Geheimnis des Ordenswerks aus. Aber je besser das Werk gedeiht, um so näher rückt auch sein

Ende: in demselben Gesetz, das zur Entfaltung treibt, ist der Untergang beschlossen. Das Wort des klugen Papstes Gregor IX., daß die Ritter die Täuflinge abwiesen unter der Begründung, als Heiden seien sie leichter zu beherrschen, bezeichnet keine Wirklichkeit, aber es wittert die Tragik der Idee. In dem Zwiespalt, der sie bedrohte, konnten die Ritter nicht handeln nach dem Vorwurf des Papstes: sie *mußten* bekehren und eben damit selbst ihrem Werk die Grenze ziehen. Der Verlust der großen religiös-geschichtlichen, der unersetzbaren Idee war unvermeidlich; und er allein hätte, auch ohne die hinzutretende politische Gegnerschaft genügt, um die Lebensform des Ordens zur Verwandlung zu bestimmen oder zu zerbrechen.

So suchen die Brüder zu bekehren; in den Verträgen, die der Orden mit den litauischen Fürsten schließt, stellt er die Forderung nach der Taufe; zugleich gehen die Kriegszüge fort; Ausbreitung des Glaubens und Ausbreitung der Macht scheinen untrennbar verbunden. Aber der Orden durchbricht die litauische Schranke nicht; oben in Livland herrscht die deutsche Kolonisation, dazwischen brennt die wilde, unverlöschliche Kriegsmacht des litauischen Volkes, die das grausame Schwert der Ordensritter nur schüren, aber nicht ersticken kann. Aus den großen Inseln des Deutschtums wird kein Kontinent; und so muß der Tag kommen, da sie das Meer überspült. Und da endlich die heiligen Haine stürzen im Litauerland, die heiligen Schlangen zertreten werden wie Gewürm, die Götterbilder unter Axtschlägen bersten wie morsches Gebälk und das heilige Feuer Perkunos im Königshof zu Wilna erlöscht, weil es keinen Glanz und keine Wärme mehr zu vergeben hat: da nun geschieht, was ersehnt und erstrebt wurde in einem Jahrhundert, und das Kreuz seinen Schatten wirft auf die Ebenen, wo Hunderttausende verschleppt und erschlagen wurden: da hat der Litauerfürst den polnischen Thron bestiegen, und nicht durch den Sieg der Brüder, sondern auf Geheiß des eigenen Herrn wurde das Land bekehrt. Wenn die Ritter wieder zu Feld ziehen mit den Heerfahnen des heiligen Georg und der Jungfrau, so kommen ihnen dieselben Zeichen entgegen; von nun an kämpft nicht mehr der eine Gott der Christen mit den wilden Göttern der Ebene und der Wälder: Kreuz steht gegen Kreuz; und nicht mehr die allumfassende Idee, sondern die Macht der Volkstümer bestimmt über die Schicksale auf Erden.

Vielleicht ahnt der Hochmeister Konrad Zöllner von Rotenburg die tödliche Bedeutung dieser Wandlung: am 14. Februar 1386 empfängt der Litauerfürst die Taufe vom Erzbischof von Gnesen; aber schon am 9. Februar hat Papst Urban dem Hochmeister die Gründung der Hohen Schule bestätigt, die in Kulm errichtet werden soll. Wie in früheren Zeiten der Gefahr, so sucht auch jetzt der Orden durch eine Reform von innen, eine Verdichtung seines Lebensgehalts, sich zu behaupten; denn zuletzt gilt immer die Frage: was ein einzelner, was eine Gemeinschaft zu geben haben; und nach ihr wird die Dauer des Daseins bemessen. Die Mächtigkeit der Seele, des Willens zu dienen um Christi willen, war der Ursprung des Ordens: er mußte auch jetzt einen Auftrag ergreifen, wenn er bestehen wollte. Die Universität im Norden wäre, nach dem Erlöschen des größten Gedankens, vielleicht die Rettung gewesen: hätte es der Orden vermocht, das bekehrte, doch nicht eroberte, nicht gewandelte Land mit dem Geist zu durchdringen, ja das litauische Fremdgebiet zwischen Preußen und Livland zu durchschmelzen und Kulm eine ähnliche Bedeutung zu geben, wie sie sich Krakau eroberte: so hätte er sich vielleicht aufs neue gerechtfertigt und erhalten. Aber der Gedanke verfliegt, wie er gekommen; nur Akten wissen von dieser Universität, bald erinnert nur noch ein Mönchskollegium an sie, von lebendiger Wirkung blieb keine Spur. Die schöpferische Kraft des Ordens ist erloschen; die Grenzen sind erstarrt, und über die Burgen, die keine Gewalt mehr ausstrahlen können in ungeformtes Land, kommen die Schatten.

Nachdem der Orden die Tragödie seiner Idee durchlebt hat, bleibt ihm noch die Tragödie seiner Verfassung. Sie versagt im Augenblick der Not. Tannenberg ist geschlagen, die Komture, die nicht auf dem Schlachtfeld blieben, übergaben schmählich ihre Burgen; und das Heer des Polenkönigs, Litauer, Russen und Tataren, die unübersehbaren Völker der Ebene, umschwärmen die Marienburg. Dieser Übermacht tritt ein Wille entgegen, der geformt und geschlossen ist wie das Meisterhaus selbst: Heinrich von Plauen. Er verbrennt die Stadt, um die Burg zu halten; er ist klug genug, zu bitten, solang er noch kämpfen kann, und stark genug, sich selbst zu vertrauen, wenn der Feind seine Bitte nicht hört. Aber die ungewöhnliche Stunde verlangt das ungewöhnliche Gesetz. In dem einen brennt der Eifer für die Sache; in den andern, den

Gebietigern und Komturen, den Brüdern des Kapitels bangt die Sorge um ihr verbrieftes Recht. Sie sind im Besitz der Statuten, die ihnen Einspruch erlauben in die Verfügungen des Meisters, ja sie in ihrer Gesamtheit über den Meister erheben. Er aber entsetzt Bischöfe, die er verräterischer Umtriebe beschuldigt, ihres Amtes; fordert, um die Gefangenen zu lösen, Steuern, unter denen das Land zusammenbricht; er wagt es, im Abgrund der Not, für einen neuen Krieg zu rüsten. Herrisch ist seine Sprache; unerträglich sein Befehl. Wie aber sollten die Brüder, die ihn aus ihrer Mitte gewählt und ihn stürzen können durch ihren Beschluß, sich gebieten lassen? Und indem sich das alte Verhängnis wieder vollzieht und das tote Recht des Papiers Macht gewinnt über das Recht des Lebens, ahnen die Geblendeten nicht, daß der Geist der Gesetze, auf die sie sich berufen, in ihnen erloschen ist und zweierlei Wille die Statuten schuf und sich nun ihrer annimmt. Alle Dokumente geben ihnen recht, wenn sie die Geltung des Kapitels und der Gebietiger fordern und des Meisters eigenes Wollen hemmen und endlich brechen; aber diese Dokumente sollten den Orden schützen und erhalten, dem der Meister dient; die Feinde des Meisters dienen nur dem Papier – oder sich selbst.

So erscheint schwerstes Unrecht als vollendetes Recht, wenn der Geist erstorben ist, der das Gesetz geprägt, und das Gesetz, seines Zieles vergessend, für sich selber herrscht. Von nun an wird nicht mehr der Wille zum Dienst bestimmen, sondern des Einzelnen Wille zur Macht, der sich des Rechtes und des Gesetzes zu bedienen weiß: bald nach der Idee der Mission geht auch die Idee der Gemeinschaft verloren; denn Gemeinschaft ist nicht möglich im Getriebe der Erde, wo die Macht die Macht erschlägt; sondern allein vor dem Höchsten. Heinrich von Plauen wird seines Amtes entsetzt, und der Orden, dessen inneres Feuer verging, stürzt seinem Ende zu. Mit seinem Werk hat der letzte große Hochmeister seinen Gott nicht verloren: wie sonst könnte er um das Komturat zu Engelsburg bitten; wie sonst den Verlust auch dieser Würde ertragen und sich als Gefangener nach Brandenburg und endlich nach Lochstädt bringen lassen? Von dort, von dem verlorenen Strande des Fischhausener Wieks, hallt sein letztes Wort in die Geschichte, in deren furchtbaren Entscheidungen er mitgekämpft hatte: kein Befehl mehr, kein zorniger Vorwurf über den Verfall der Form, der sich ringsum er-

eignet: sondern die Klage des Hungernden um Bier und schwarzes Brot.

Die Zeit ist um, und das Heilige verliert seinen Glanz. Wenn nach einigen Jahrzehnten der wirtschaftliche Zusammenbruch des Ordens der Anlaß zur Übergabe der Marienburg an Polen ist, so ist nichts Ehrwürdiges mehr an den alten Hallen, den Bildern St. Barbaras und Mariens: Hochmeister und Brüder werden von ihren eigenen wilden Söldnerführern überfallen und mißhandelt, wenn sie zur Kirche gehen, so daß sie sich nicht mehr aus ihren Kammern wagen. In den Chorkappen, Chorröcken und Alben, mit Fahnen und Kreuzen lärmen die entfesselten Söldner durchs Schloß und durch die Kapelle, unter deren Steinen die Großen eines vergangenen Jahrhunderts schlafen; die letzten Brüder suchen sich durch den Sprung durch das Fenster zu retten, der letzte Meister besteigt bei Nacht weinend seinen Kahn. Dann, auf das Geheiß des Böhmen Ulrich Czirwenka, springt die Pforte auf, und mit gespannter Armbrust stürmen die Polen in den Hof.

So verdämmert die Burg, ein riesiger Schatten, der fremder und fremder wird für die Eiligen auf den Wirbeln der vorübertobenden Zeit; Friedrich der Große, der sie zu später Stunde wieder gewinnt, vergewaltigt sie für einen irdischen Dienst; Beamte ziehen ein in die Kammern asketischer Herren. Und endlich, nachdem die großen Beispiele versanken, geht auch der Glaube an eine Form verloren, die mit gewaltigen Quadern gegründet war auf der Erde: die aber die letzte Bestätigung ihres Seins und Wirkens nicht von der Erde erwartete.

INNOZENZ III. UND DAS ABENDLAND

DAS PONTIFIKAT Innozenz' III. [1198–1216] wurde von Bewunderern wie von Gegnern des Papstes immer wieder als der Gipfel päpstlicher Machtentfaltung bezeichnet. Aber es gehört zum Wesen des Papsttums, daß ein flüchtender, kranker Greis im elenden Wagen, der kaum noch den Fischerring sein eigen nennt und dennoch das Bewußtsein des unwiderruflichen Amtes wahrt, wenigstens so mächtig ist wie der Gekrönte auf mit Scharlach bekleidetem Rosse, dessen Zügel der Kaiser hält. Innozenz III. trat seine Herrschaft an in der Überzeugung, daß

»Petrus in die Fülle der Gewalt« erhoben sei; er gebot Königen und Völkern und sah gegen Ende seines kurzen, in heißer Tatkraft sich verzehrenden Lebens die sichtbare Kirche in vielleicht nicht wieder in Erscheinung getretener Pracht zu seinen Füßen versammelt; den gewaltigen Anspruch, Herr aller Kronen zu sein und zugleich des geistlichen und weltlichen Schwertes, welches zweite der Kaiser zu führen habe im Dienste des Papstes, nach seinem Willen, hat Innozenz behauptet, aber gewiß nicht durchgesetzt. Im Gegenteil: der eigentümliche Glanz seines Pontifikats kann es nicht verbergen, daß zwischen Anspruch und Wirklichkeit ein tiefer Widerspruch klafft. Innozenz ist vielleicht der Mächtigste gewesen im Bereich einer bestimmten Form der Macht, die seine Stunde regierte; dieser Form war es wesentlich, daß die Macht in allen Bezirken ihres Anspruchs in die Sichtbarkeit drängte zur gegenständlichen Handlung und Anerkennung: daß die Krone niemals nur Bild, sondern tatsächliche Herrschaft war und die Macht ihr Dasein bezeugte, indem sie dem geschichtlichen Leben sich auf unverkennbare Weise aufprägte. Einen grundsätzlichen Widerspruch zwischen Innen und Außen hätte der große Papst wohl schwerlich anerkannt; wie das Licht des Gestirns durch die Räume, mußte die einmal aufgegangene Macht des Schlüsselbewahrers sich durch die geschichtliche Wirklichkeit strahlend entfalten; wo sie war, mußte sie auch leuchten nach ihrer innersten Natur. Aber diese Form ist nicht die einzige, die im Ablauf der Geschichte möglich ist; an ihren Grenzen – dort, wo diese Macht auf nicht zu bezwingende Kräfte stieß – zeigen sich andere Möglichkeiten an. Die Welt verwandelte sich nicht in das sichtbare Reich des Schlüsselbewahrers, und doch war er, wie seine Vorgänger und Nachfolger, zum Hirten aller Völker bestellt und verantwortlich für alle. Sein Pontifikat ist, bei allem Ruhm, nicht die Vollendung der von ihm vertretenen Konzeption, geschweige denn der päpstlichen Macht überhaupt; es stellt vielmehr mit großartiger Eindringlichkeit die Frage nach dem Wesen der päpstlichen Macht, nach ihren Möglichkeiten und dem Geheimnis ihrer Unbesiegbarkeit. Selten ist das Wirken des Nachfolgers Petri in den Zusammenhängen der Welt zu einem ähnlichen Schauspiel geworden; die Welt hat sich dem Papst gebeugt und hat ihm widerstanden; er hat sie übermeistert und ist von den Wechselfällen der Geschichte übermeistert worden –

und indessen ist seine Seele einen einsamen Weg gegangen, den wir nur ahnen können. Von der verborgenen Seelengeschichte geht wohl die innerste, das Herz bewegende Kraft dieses Pontifikates aus, das zwischen den Gipfeln abendländischer Machtentfaltungen spielt und vielleicht um die abendländische Seele selber, die Versuchungen, denen sie unterworfen ist, und ihren letzten Frieden geht. Denn zugleich – und gewissermaßen in weiter Ferne – bewegte sich die Seelengeschichte der Völker fort, deren innerste Sehnsucht der Papst so wenig völlig zu binden vermochte, wie er die Mächte der Erde gebunden hat. Die verdächtige Unruhe, die seinen im hellsten Licht strahlenden Thron umbrandet, das Suchen der Armen und Kinder, die Verirrungen der Ketzer, deuten auf das Unbezwungene, die schroffste Grenze der Herrschaft. Innozenz verteidigte und wahrte, richtete und suchte zu versöhnen; er schleuderte den Irrtum zurück – und zwar auf eine entsetzliche Weise, mit der wir uns nicht abfinden können und dürfen. Aber den Brand an der Grenze seines Reiches vermochte er nicht zu löschen. Die Erneuerung ging nicht von ihm aus. Andere waren von der Gnade bestellt worden, das Gottesreich zu beleben, zu durchglühen. Unantastbar ist die heilige Ordnung, der er diente. Und doch gilt von seinem Pontifikat die Klage des Psalmisten: »Die Kinder und Säuglinge verschmachten auf den Plätzen der Stadt« [Ps. 112, 1]; es sind die Kinder, deren Gesang die reinste Stimme der Erde ist und die auserwählt sind, das Lob Gottes zu verbreiten.

Als Gregor der Große die Nachfolge Petri antrat, lag die erste Bedeutung des reichen, durch viele Provinzen verstreuten Kirchenbesitzes darin, daß er unter neuer, kluger Verwaltung die Kornspeicher füllte und das Volk vor dem Hungertod bewahrte. Da – sechshundert Jahre später – sich Innozenz den Stimmen der Wähler beugte, war Kaiser Heinrich VI. eben gestorben, frühzeitig erschöpft vom Fiebertraum seiner Macht; das Papsttum ward plötzlich aus gefährlichster Umklammerung durch das staufisch-sizilische Reich gelöst. Innozenz sah im Patrimonium den Staat, den er wieder herstellen, erweitern, festigen wollte; weltliche Herrschaft erschien ihm als unerläßliches Fundament geistlicher Hoheit. Bis auf Rom war das Machtgebiet der Päpste eingeschrumpft unter der Gewalt der Staufer – und selbst Rom gehorchte nicht. Innozenz verpflichtete sich den Präfekten und entsetzte den Senat

seines Amtes; wo der Kaiser seine Vögte auf die Burgen geschickt hatte, erhob Innozenz im Zusammenbruch der staufischen Gewalt seine Rektoren; das Herzogtum Spoleto und die Mark Ancona, Mittelitalien von Meer zu Meer huldigten ihm, als er durch die Tore ritt. Der Haß auf den Kaiser, der nun offen ausbrechen durfte, bahnte ihm den Weg. Sein Anspruch griff weiter; er hoffte, sich auch Tuskien und die Romagna zu unterwerfen. Aber die Städte widerstrebten; sie suchten ihr eigenes Leben, ihre eigene Herrschaft und schlossen sich einem Gewaltigen nur an, so lange es galt, die Macht eines andern zu sprengen. Der Kaiser hatte am Ende gefühlt, daß sein gewaltsam aufgetürmtes Reich zertrümmern werde und weitgehende Zugeständnisse an seine Gegner erwogen; des Kaisers Witwe Konstanze, die Erbin der Normannen, ehrte den Papst als ihren Lehnsherrn und den Vormund ihres unmündigen Sohnes Friedrich: so ward Sizilien wieder aus dem Reich gelöst. Aber die kaiserlichen Vögte verließen ihre Burgen nicht; Streit tobte überall; auch Rom gärte wieder auf: der Papst floh und kehrte erst zurück, als er seine Herrschaft umso fester begründen konnte.

So erscheint Innozenz vom ersten Augenblick an, da er den Krönungszug zurückgelegt und vom Lateran Besitz ergriffen, als Gebieter, der mächtigen Willens, nach wohl erwogenem Plan, in der Richtung auf ferne große Ziele handelt. Die Welt und alle ihre Geschäfte waren ihm vertraut; in Bologna und Paris hatte er studiert, in Canterbury, am Grabe des heiligen Thomas gebetet, der sein Blut gegeben wider Königsmacht und sie dadurch gebrochen hat. Und doch war des Papstes Weise zu herrschen nicht die der weltlichen Herren: sein Verhältnis zur Macht war ein anderes. Er mag sie ersehnt haben, und doch glauben wir, daß er sie nicht um der fast zum Brauch gewordenen Gebärde willen zurückwies, als die Wahl ihn traf. Noch einmal wollte er frei von ihr sein, wollte er sich überwinden, sie in Gottes Hände zurücklegen. Es ist ein Geheimnis, daß oftmals Menschen zur höchsten Macht und Wirkung in der Welt gelangen, die der Welt schon gestorben sind. Auch Innozenz III. war in früher Jugend der Welt gestorben. Er hatte in seinem Büchlein von der Verachtung der Welt die Klage über seine Geburt, das Elend, die Erniedrigung des Menschen und des menschlichen Daseins auf das unbarmherzigste ausgesprochen; was ihm nun noch zuteil werden konnte, das war kein Eigentum mehr, sondern

nur die Forderung seines Amtes; wer in solchem Zerfall mit der leiblichen Existenz lebte wie er, konnte nicht eigentlich besitzen. Die Erhöhung, die ihm bevorstand, war unpersönlicher Art. Lothar von Segni, der die Gebrechen und die Armut seines schwachen Körpers trug, konnte nicht erhöht werden: er war elend und verstoßen in die Niedrigkeit. Aber unter dem nun erwählten Herrschernamen Innozenz rühmte er sich der Vollgewalt, zu zerstören und zu zerstreuen, zu pflanzen und auszureißen, weniger als Gott zu sein und mehr als ein Mensch. Todessehnsucht umschattete seine Jugend, vielleicht auch Schwermut. Der im Alter von siebenunddreißig Jahren zum Papst Erhobene wollte keinen Einspruch des Körpers, keine Trübung des Willens dulden. Er hatte von seinen Ahnen, einem langobardischen Stamm, der in den Volskerbergen seine Türme, über dem düstern Bergneste Anagi seinen Palast errichtet hatte, unbändige Herrscherkraft geerbt. Aber sie war durch den Tod hindurchgegangen.
Der Anspruch, den er stellte, die Demütigung üppiger Könige, die Huldigung aller, die Kronen trugen, galt wahrlich nicht der eigenen Person. Er galt – wir können an der Wahrhaftigkeit des Papstes nicht zweifeln – dem Amt des Apostels, dem Ruhm Christi, der den Apostel und seine Nachfolger, wider ihren Willen, als König in Ewigkeit erwählt hatte. Dieser Anspruch suchte mit besonderer Entschiedenheit die Herrschaft des Rechts. Der mit den Sorgen der Welt Beladene, der über Recht und Unrecht im Leben der Völker und Reiche sein Urteil fällte, fand keinen Fall zu geringfügig, als daß er sich ihm nicht hätte widmen wollen. Wie Gregor als Seelsorger, so neigte sich Innozenz als Richter, der die Unverletzlichkeit des Gesetzes mit Erbarmen zu vereinen suchte, den Armen zu, der ganzen, des reinen Rechtes bedürftigen, in ihrem Verlangen nach dem Recht immer wieder betrogenen Menschheit. Rom sollte wieder die lebendige Quelle, die Heimat des Rechtes sein. Wie unter der Schlüsselgewalt sollten die Völker eins sein unter dem zu Rom verwalteten Recht. Doch wie hätte der päpstliche Richter, der täglich seines Amtes waltete, nicht erkennen und bitter daran leiden müssen, daß gerade hier sein Reich Gewalt erduldete und es allenthalben am echten Recht, an der Gerechtigkeit des Erbarmens, gebrach!
Wer es vermöchte, sich für einen Augenblick auf die Höhe des Papst-

thrones zu erheben, vor dem müßte das Abendland ausgebreitet liegen in der Vielfalt seiner sich verbindenden, scheidenden Kräfte: er müßte in das Antlitz der Mächtigen und ihrer Völker sehen, die in dieser Stunde nach langem Wege an eine Kreuzung gelangten. Das Pontifikat Innozenzens ist wie ein grandioser Blick, der über die Traditionen des Abendlandes schweift vom Westen hoch in den Norden hinauf und hinüber in den Orient; es ist eine Gegenwärtigsetzung dieser Traditionen und ihrer entscheidenden Fragen. Wer es auf die gemäße Weise schildern wollte, der müßte die Geschichte der abendländischen Völker und Reiche erzählen, in ihrer Beziehung zu Rom, einem rastlosen Streben und Fliehen der Kräfte, unter denen die bindende einigende Kraft die ihr widerstreitende immer wieder aufhält oder bezwingt – und er müßte sich zugleich des »sehr hohen Berges« erinnern, vor dem die Reiche der Welt ausgebreitet lagen. Der Blitz der Versuchung zuckt über die Landschaft. Deutlich treten die Gestalten der Mächte hervor, die künftig das Abendland darstellen werden; keine gehorcht unbedingt dem Anruf des Papstes; keine vermag sich ihm zu entziehen. Mit den großen Machtgebilden sind die kleinen, Fürstentümer und Städte, in heftiger, vom Geiste geschürter Bewegung. Vieles ist in großer Gefahr. Die Beharrlichkeit der päpstlichen Stimme – nicht etwa der gegen die einzelnen Machtgebilde befolgten Politik – teilt dem Treiben und Drängen eine Art von Ruhe, von Geschlossenheit mit, die das Zeitalter bei all seiner Gegensätzlichkeit kennzeichnet. Das Abendland war niemals einig, aber eins ist es im Widerstreit verwandter Lebensformen auf lange Zeit gewesen. Entscheidend war, daß es einen »Vater« hatte, daß die göttliche Liebesmacht, die die Binde- und Lösegewalt gestiftet, fortlebte, bald in höherem, bald in geringerem Grade, in den Nachfolgern Petri. Der Eine, dem alles am Herzen lag, ließ das Bewußtsein der Einheit nicht untergehen. Es war niemals ein Zweifel, daß nur *ein* Papst sein konnte. Ihm waren eine Hoheit, eine Vollmacht auferlegt, die von keinem zweiten erwartet wurde.

Die Stimme des Hirten war da, aber auf wie fragwürdige Weise wurde ihr gehorsamt! Zwölf Jahre lang ermahnte Innozenz den König Philipp August von Frankreich, seine verstoßene Gattin, eine dänische Königstochter, wieder aufzunehmen. Weder der Bann noch eine versöhnliche Haltung des Papstes wendeten den Willen des Königs; erst als die

Stellung gegen England Papst und König zusammenführte und diesem sich die Aussicht eröffnete, die englischen Domänen in der Normandie und in Anjou zu erwerben und damit seine Königsmacht gewaltig zu vermehren und fester zusammenzuschließen, gab der König nach und beugte sich der Sitte. Er und sein Haus waren in ihre Stunde getreten; die Verdichtung und Durchformung bodenständiger Kraft waren das oberste Ziel: im Grunde wurde kein Wert mehr anerkannt, der ihm widersprach.

Vergebens schien der Papst auch die Last des Bannes auf England geworfen zu haben, nachdem König Johann ohne Land, ein trotzig-ungebärdiger Herr, jedem Ansinnen, die in Rom nicht anerkannte Erhebung des Bischofs von Norwich auf den Erzstuhl von Canterbury aufzugeben, sich widersetzt hatte. Johann antwortete, indem er die dem Papst gehorchenden Priester verfolgte oder vertrieb. Kein in England gebliebener Bischof wagte es, den Bann zu verkünden. Nun schritt Innozenz zum äußersten: er ermächtigte den König von Frankreich, England in Besitz zu nehmen und entband Johanns Untertanen des Treueids. Johann vertraute der zwischen Canterbury und Dover zusammengebrachten Heeresmacht nicht; im Templerhaus zu Dover übergab er in Gegenwart der Barone sein Königreich dem Legaten des Papstes, empfing er es, nachdem er Innozenz in seinem Stellvertreter gehuldigt, von diesem als Lehen zurück. Aber hier konnte das päpstliche Wort nicht in selbem Maße binden wie es gelöst hatte. Die aufsäßigen Barone trotzten auf einem Feld bei Windsor ihrem König einen Freibrief, die Magna Charta, ab. Warum sie nicht das Königreich selber verlangten, soll Johann im Zorn gerufen haben, als ihm die Forderungen zuerst vorgelegt wurden. Von da an war der König, waren alle Könige Englands, auf unwidersprechliche Weise verpflichtet, das Gesetz zu achten, das als lebendig-formende Kraft, ein Zug zur Freiheit, in den Baronen lebte und ihnen von den Vätern überkommen war. Aber der Papst sah die ordnende Kraft dieses Angewiesenseins auf die Freiheit vielleicht nicht; er witterte Gefahr und verbot dem König, die Charta einzuhalten, den Baronen bei Strafe der Ausschließung, auf ihr zu bestehn. Doch die Charta ruhte tief in der Überlieferung, wie im Wesen; sie war schon Eigentum und sollte in der noch nicht zu ermessenden Fülle ihres gestaltenden Vermögens über den Wechsel der

Herrschformen hinaus das Vermächtnis der Barone an England werden, ein im Widerspruch zu Rom gewahrtes, über Rom triumphierendes Recht.

Wie Philipp August von Frankreich vermochte Innozenz die Könige Peter II. von Aragon und Alfons IX. von Leon zur Achtung vor der Unverletzlichkeit der Ehe zu bestimmen. Sein Schiedsspruch reichte bis Norwegen, Polen und Ungarn. Aber Größeres bewegte ihn. Wie hätte die eigentliche Ordnung heranreifen können, so lange das Heilige Land die Herrschaft der Ungläubigen tragen mußte? Wie hätte das Reich Christi in die Sichtbarkeit treten können – worum doch *alles* ging –, wenn die Macht des Kreuzes nicht einmal dort sichtbar war, wo Christus an ihm vollendet hatte? Da das Streben des Papstes auf die Vollendung des Geschichtlichen, das offenbare Kommen des Reiches, mit ganzer Kraft gerichtet war – ein Kommen im unabänderlichen Zeichen des Widerspruchs, das ersehnt und errungen werden will, ob es sich auch nicht ereignet vor dem Ende der Zeiten –, so mußte es ihm, wie allen Frommen seiner Ära, unerträglich sein, daß am heiligsten Ort die Geschichte sich nicht erfüllt hatte, das Reich nicht herabgekommen war. Mit heißer Ungeduld erstrebte er die Niederwerfung des Islams, die endliche Befreiung Jerusalems, das im Jahr 1187 zur Bestürzung und Beschämung der Christenheit dem Ansturm der Heiden erlegen war. Aber eben die Kreuzfahrt bereitete die Tragödie des Papstes und seiner Zeit; er konnte wohl zu ihr aufrufen und die Überfahrt auf venetianischen Galeeren vorbereiten; die Flotte befehligte er nicht. Enrico Dandolo, der fast blinde neunzigjährige Doge, der sich im Markusdom das Kreuz anheftete, dachte nicht an die Christenheit, sondern an seine Stadt und ihre Macht. Als er erst Zara, dann unter entsetzlichen Greueln Byzanz statt Jerusalem mit der Kraft der Kreuzfahrer erobert hatte, schrieb er mit kalter Sicherheit an den Heiligen Vater: »Göttliche Eingebung, mehr als Menschenrat, hat uns nach Konstantinopel geführt«. Innozenz mußte sich beugen. Byzanz wurde der römischen Kirche unterworfen als Hauptstadt eines neu gegründeten lateinischen Kaisertums. Graf Balduin von Flandern nahm die von Dandolo ausgeschlagene Krone an: denn nicht nach dem kaiserlichen Namen strebte der Doge – er hätte keinen höheren gewußt als den Namen, den er trug –: vielmehr sollte das byzantinische Reich unter schwa-

che Fürsten verteilt, von einem Schwachen gelenkt, für immer gebrochen an der Straße der venetianischen Schiffe liegen. An der äußersten Grenze des Lebens hatte es die heiße politische Leidenschaft des Dogen noch vermocht, ein ehrwürdiges – wenn auch zerrüttetes – Reich zu zertrümmern, dem die Grenzwacht an einem Tor des Abendlandes anvertraut war. Drei Jahre später mußte er es erleben, daß die Bulgaren gegen Byzanz heranstürmten, die Christen bei Adrianopel schlugen und Kaiser Balduin gefangen nahmen. Mit der letzten Kraft seines gefürchteten Befehls zwang der Doge, tödlich verwundet, die Geschlagenen zusammen zum Rückzug nach Byzanz, das weder vom lateinischen Kaisertum noch von Venedig, noch von der Kirche behauptet werden sollte. Und Jerusalem? Es ist die furchtbare Frage, die über all diesen Ereignissen, über der Ära steht – und an der vielleicht niemand so tief wie der Papst gelitten hat. Auch das Kreuzheer, das Innozenz nach Spanien aufgeboten, sollte den erhofften Ruhm nicht ernten. Dort hatten die Almohaden von Sevilla her den Angriff des Islam mit neuer Kraft weit in den Norden getragen, doch zogen sich die Kreuzfahrer unter der Wucht des südlichen Sommers über die Pyrenäen zurück, noch ehe der Feind heranflutete. Bei Navas de Tolosa stellten sich die drei Könige von Aragon, Navarra und Kastilien todesbereit, aber in Zuversicht dem Sturm und brachen ihn [1212]; der Kalif flüchtete, sein Heer ging unter, und mit ihm die Macht der Almohaden. – Ein Trost mußte es für den Papst sein, daß der Bremer Domherr Albert von Buxhövden als Bischof der Liven an der Dünamündung Stadt und Bischofssitz gründete [Riga 1201] und von dorther geistliche Ritter, die er Schwertbrüder nannte, weit in das Land sandte. Unter den Preußen begann um dieselbe Zeit der Zisterzienser Christian zu taufen. Aber das Wort erstickte unter der Gewalt des Heidentums.
So stiegen und sanken die Kräfte der Völker und Reiche; große Hoffnungen bewegten die Gemüter. Es konnte für eine Weile den Anschein haben, als würden von Byzanz und von Norden her die unermeßlichen slavischen Völkerscharen für die *eine* Herde gewonnen. Aber die Mitte des Abendlandes war krank. Es war, als hätte die übersteigerte Macht Heinrichs VI. den tödlichen Blitz herabgezogen, der das Reich bis in den Grund zerspaltete. Die staufisch Gesinnten wählten in Mülhausen in Thüringen Philipp von Schwaben, Barbarossas jüngsten Sohn, zum

Nachfolger Heinrichs VI., die Fürsten des Niederrheins unter ihrem Haupt Adolf von Köln wählten Otto, den zweiten Sohn Heinrichs des Löwen. Philipp konnte sich auf Frankreich, Otto auf England stützen. Der Welfe bemächtigte sich Aachens und ließ sich dort vom Kölner Erzbischof krönen; bald darauf empfing Philipp in Mainz die echten Insignien, die seine Väter getragen. Anspruch stand gegen Anspruch, Recht gegen Recht; in den Abgrund des heillosen Streits strudelten Kleinodien und Königsgüter hinab; König und Gegenkönig mußten Versprechungen machen, nicht zu entbehrendes veräußern; am Rhein, dann in Sachsen und Thüringen brannten die Städte: unaussprechliches Leid der Wehrlosen und Armen, das die Geschichte beharrlich verschweigt, während sie nicht müde wird, Taten zu rühmen und Streiter zu preisen, folgte dem Zug der Heere.
Es bedurfte der leidenschaftslosen Stimme eines Dritten, der höher stand, der Entscheidung des Papstes. War er frei? Entschied er nach dem reinen Recht? Vermochte er es, da er eben das Patrimonium gewaltig erweitert hatte und die Wiederherstellung der Bedrohung, die es überstanden, nicht wünschen konnte? Aber wo war das reine Recht in der Verwirrung, wer konnte es erkennen und einsichtig machen? Alte, lange übergangene Forderungen der Kirche mußten nun Gehör erlangen. Der Papst konnte der versucherischen Frage nicht ausweichen, was Philipp, was Otto zu bieten hatte, was von dem einen oder dem andern drohte. Er fällte seinen Spruch zugunsten Ottos. Aber jetzt geschah das Unerwartete, daß Philipp, nachdem er erst vergeblich Braunschweig berannt und den Verlust und Abfall mächtiger Gefolgsleute erfahren hatte, an Ansehen gewann, während Otto, ein eigenmächtig-ungestümer Fürst, von seinen Wählern und sogar seinem eigenen Bruder verlassen wurde. Der Bann hinderte die sich zur staufischen Sache Wendenden nicht. Als Philipp auch Aachen genommen und sich an derselben Stelle wie Otto von derselben Hand – denn auch der Erzbischof von Köln war zu ihm übergegangen – die echte Krone aufs Haupt setzen ließ, mußte das Reich ihm offenbar zufallen; bald schlug er Otto im Felde, nahm er auch Köln, wo er sich vergeblich mit seinem Gegner besprach. Der Papst nahm die angebotenen Verhandlungen auf und einigte sich mit Philipp: die Wirklichkeit beugte den Richterspruch. Neue Möglichkeiten des Gewinns und Verlusts waren auf-

gegangen, und Innozenz erkannte Philipp als König an. Aber kaum war es geschehen, so ward Philipp in Bamberg von Otto von Wittelsbach ermordet; ein rein persönliches Motiv spielte verwirrend in den großen Kampf um Herrschaft und Ordnung und verwandelte den Schauplatz völlig. Otto war Herr und konnte es wagen, sich einer neuen Wahl zu stellen. In Frankfurt ward er noch einmal zum römischen König erkoren; auch Innozenz hatte sich für ihn erklärt. Im folgenden Jahre [1209] brach er nach Italien auf, sich zum Kaiser krönen zu lassen. Als der Papst in Sankt Peter die Krone über dem Welfen erhob und draußen an der Tiberbrücke die Krönungsschlacht entbrannte, als die höchsten Amtsträger des Abendlandes in der heiligen Handlung verbunden waren, da hatten sie vor einander kein Geheimnis mehr. Der Kaiser war vom Papst verraten worden; der Papst konnte schwerlich erwarten, daß der Kaiser noch halten werde, was er ihm abgedrungen. Der Welfe bemächtigte sich Mittelitaliens, überall kaiserliche Vögte einsetzend, wo päpstliche Rektoren gewaltet hatten. Dann stürmte er südwärts, auf den Wegen der Staufer, der eigensinnig in ihr altes Geleise drängenden Macht. Er überschritt, aller Warnungen ungeachtet, die festländische Grenze Siziliens, besetzte die Seestädte, unbekümmert darum, daß der Bannfluch ihm nachhallte. Da er schon die Küste der Insel vor sich sah, die ihm preisgegeben zu sein schien wie einst den nordischen Eroberergeschlechtern –, brach das Reich hinter ihm zusammen. Der Papst hatte aufs neue die staufische Sache ergriffen und mit Hilfe Philipp Augusts von Frankreich seinem Mündel Friedrich von Hohenstaufen, Heinrichs VI. Sohn, den Weg bereitet. Die Fürsten Süd- und Mitteldeutschlands fielen von Otto ab und riefen Friedrich in das Land seiner Väter. Der Kaiser eilte über die Alpen zurück; rasch betrat auch Friedrich Deutschland; in Mainz ward er gekrönt. Bei Bouvines schlug Philipp August [1214] Otto und seine englisch-niederrheinische Gefolgschaft. Zum unwidersprechlichen Zeichen des geschehenen Wandels sandte der König Frankreichs die erbeutete kaiserliche Standarte an Friedrich von Hohenstaufen. Nicht allein der Ruhm des Welfen, auch die Würde des Reiches waren tödlich verletzt. Auf der Harzburg siechte Otto in ohnmächtigem Groll dahin.

So ward der Papst von den Mächten, die er zu lenken dachte, in einem verderblichen Zirkel umgetrieben worden, fort und fort im Wider-

spruch mit sich selbst. Wie hätte er glauben können, daß Heinrichs VI. Sohn nicht erstreben sollte, was Barbarossa und Heinrich, Philipp und Otto unter dem, wie es den Anschein hat, undurchbrechlichen Zwang der Krone zu erringen suchten! Als Herr eines weltlichen Reichs, aber auch als Verwalter geistlich-weltlicher Forderungen, sichtbarer Hoheitsrechte seines priesterlichen Amtes, sah sich Innozenz zwischen Mächte gestellt, auf Mächte angewiesen, denen er glaubte, mit ihren eigenen Mitteln begegnen zu müssen, während es doch die Weisheit der Heiligen ist, daß Satan sich nicht von Satan vertreiben läßt. Wohl sah Innozenz über dem Streit den unwiderruflichen, einzigartigen Auftrag, den Ruhm der Nachfolge Petri als unverrückbares Ziel; aber mit dieser Hochstimmung begab er sich tief in das Irdische hinab, opferte er die Freiheit der Kinder Gottes an die gebundene Klugheit der Kinder dieser Welt. Er wünschte sich sehnlich, nach dem Recht zu entscheiden. Doch neben sich hatte er eine Stimme, die ihm anderes riet, und er vermochte nicht, sie zu überhören und Staaten und Recht zu wagen für die Fleckenlosigkeit seines Rechts. Keinem der Mächtigen, deren er glaubte sich bedienen zu müssen, bedienen zu können, war sein Amt so heilig wie ihm; fast ein jeder trachtete ihn zum Sklaven zu machen und die Binde- und Lösegewalt, die er verwahrte, zu nutzen für irdische Zwecke. Doch indem der Papst sich vom Einzelnen frei zu halten suchte, wurde er zum Sklaven der Welt, auf der unvertilgbar der Schatten der Lüge liegt. Etwas war in seinem Amt, das einen jeden Vergleich ausschloß und darum ein jedes Opfer fordern konnte, nur nicht das Opfer der reinen Nachfolge Petri. Die Geschichte führt unablässig, unwiderstehlich an die Stelle, wo Petrus gekreuzigt, wo Paulus enthauptet ward, wo keine andere Freiheit ist, als die vollkommene Freiheit des Martyriums. Und doch ist auch eine Kreuzigung, die nur langsam geschieht: das Kreuz als der große Lebenswiderspruch wächst im Menschen bis zu seinem Tode. Die Konzeption des Amtes und seiner Berufung in der Geschichte, die unerbittliche Einsicht in die geschichtliche Wirklichkeit und der Entschluß, ihr – wenn auch von oben her – zu entsprechen, um sie zu meistern, kreuzten sich im Papst und nötigten ihm Handlungen ab, die der Staatsmann bewundern mag, und vor denen gleichwohl ein gläubiges Gemüt erschrickt. Und indem wir diesen Widerspruch und das Leiden an ihm

uns vergegenwärtigen, hören wir wieder den schmerzlichen Vorwurf des Jünglings Lothar von Segni an seine Mutter, daß sie ihn geboren habe. Es ist die Klage einer Seele – der Menschenseele überhaupt –, die sich sehnt, ein weißes Gewand durch die Erdenzeit zu tragen und ahnt, daß es unmöglich ist.

Die »Reinen« [Katharer] nannten sich die Träger einer geheimnisvollen Lehre, deren Verkünder in Höhlen und auf Burgen des südlichen Frankreich lebten und dort das Volk zu einem selbstgeschaffenen Gottesdienst um sich versammelten. Sie wollten rein sein, rein werden vom Fleisch; das Sichtbare war ihnen nicht ein Werk Gottes, sondern des Bösen; darum glaubten sie auch nicht, daß Christus im Fleisch gekommen sei, daß seine Gegenwart im Sakrament sich erneuere. Er habe, so meinten sie, einen ätherischen Leib getragen, der durch Maria gegangen sei ohne teil an ihr zu nehmen. Nur zum Schein habe er gegessen und getrunken. Der Vollkommene mußte frei werden von der Verstrickung in die Welt, der Bindung an das Fleisch; wer sich selber den Tod gab, wurde frei. Aber dieses Trachten des Menschen nach ungemessener Erhöhung barg die Gefahr tiefer Erniedrigung: das Fleisch, das nicht an das Heilige gebunden, der Verklärung leidend bereitet wird, erlangt eine schreckliche Macht sich zu rächen; ein Verlangen nach Reinheit, das keine Demut vor dem Fleisch kennt, nach Weltüberwindung, das nicht leidet mit der Welt und sie nicht liebt um der ihr verheißenen Erlösung willen, wird zum Aufruhr und fällt in den Bann des Widersachers. Es gehört zum tragischen Doppelsinn der Geschichte Innozenzens, daß seinem Ekel vor Welt und Leib gewisse Forderungen der Katharer sehr nahe waren; daß er in gewissem Grade sich selbst in ihnen bekämpfte.

Und doch: wenn jemals der Papst die Grenzen, das Wesen des Abendlandes schützte, so war es, als er Zisterzienser nach Toulouse sandte und die mächtigen Adligen des Landes und das Volk ermahnte, die Irrlehre abzuwerfen; eine Gefahr, die seit den ersten Jahrhunderten die reine Lehre bedrohte und niemals ganz erlosch – die auch heute schwelt –, war wieder hervorgebrochen. Mit verdächtiger Gewalt hatte sich der Irrglaube über das südliche Frankreich, die Lombardei und bis nach Deutschland verbreitet, Reiche und Arme, Adlige und Priester ergriffen und selbst in Klöstern Eingang gefunden, als sollte nun seine Stunde

kommen. Der Papst wußte wohl, daß »an der Verderbnis des Volkes die Geistlichkeit die Hauptschuld trüge«: daß Gewalten dieser Art nur in die Kirche dringen, wenn die Mauer schadhaft, die Wächter und Beter lässig geworden sind. Die Mahnungen der Gesandten wurden ausgeschlagen oder nur zum Schein angehört; der Bann bekehrte nicht. Als einer der Legaten von einem Ritter ermordet wurde, predigte Innozenz das Kreuz gegen die Albigenser. Die Kreuzfahrer freilich, die von Lyon gegen Béziers und Carcassonne zogen, trugen kein reines Schwert; nordfranzösische Ritter und Reisige trachteten nach Beute. Die Grafen von Toulouse wurden aus ihren Schlössern vertrieben, ihre reichen Länder fielen an den König von Frankreich. In Blut und Greueln entsetzlichster Art, unter Rauch und Feuer erlahmte der Irrglaube, verdarb das Land, dessen Klage und Anklage nicht verstummen sollte bis zu diesem Tag. Der Protest der nach der Vollkommenheit Entbrannten konnte von Verbrechen nicht aufgehoben werden. Die Überwindung blieb aus.

Und noch eine Klage weht zu uns aus jenen Jahren herüber: die Kinder wollten nicht länger warten, bis die Fürsten und Ritter das Heilige Land eroberten und brachen auf, es selber zu tun. Sie zogen den Rhein hinauf und durch Frankreich und Burgund zum Meere und über die Alpen und sangen das Lied, das Schiffer singen, wenn sie in Seenot sind; Frauen und Jungfrauen, die leere Säcke trugen, schlossen sich ihnen an, und da und dort, wo sie vorüberkamen, fühlten die Leute, die auf den Feldern arbeiteten, sich mächtig ergriffen, ließen ihr Gerät und wanderten mit. Priester und welterfahrene Männer, die ihr Vorhaben töricht nannten, wurden vom Volk ihres geringen Glaubens wegen getadelt. Aber dann verhallte der Gesang, noch in weiter Entfernung vom Heiligen Lande: das Meer verschlang die Schiffe, oder aber die Schiffer verkauften die Kinder an Sklavenhändler. Wenige erreichten Rom; der Papst befreite die Unmündigen von ihrem Gelübde. Etwas Großes, Unerhörtes hätte geschehen müssen; die Sehnsucht war in den Völkern nach einer reinen Tat, dem Einsatz unbedingten Glaubens, und die Priester und Mächtigen der Erde gewährten dieser Sehnsucht nicht das rechte Wort, nicht den Raum und die Form ihres Wirkens. Die Seelen waren in Seenot, und die Männer, denen sie anbefohlen waren, schienen über den schleppenden irdischen Geschäften den Ruf der See-

len nicht zu hören. Von den scheiternden Schiffen der Kinder, aus dem Mund derer, die in unheilbarer Enttäuschung verspottet heimzogen, dringt ein Vorwurf durch die Zeiten, der ohne Antwort blieb. Ist es doch die Aufgabe der zur Herrschaft Gerufenen, *alle* Kräfte zu verstehen, sie zu binden im höchsten Dienst und den Glaubensmut der Kinder vor Enttäuschung zu bewahren. Die Zeit, die Verkündigung langer Jahrhunderte verstand die Kinder nicht. – So stieß allenthalben das gewaltige Reich Innozenzens an eine Wirklichkeit, die er nicht durchherrschen konnte. Was die Vernunft nicht bewältigen kann: die Traditionen der Völker und Kronen, der ungebärdige Wille der Menschen, die Glut der Seelen, der unlösbare Widerspruch zwischen der Botschaft und der Welt, dem Gottesreich und der Sinnesart derer, die es in seinem Dienst rufen mußte, waren dem ordnenden Sinn des großen geistlichen Herrschers entgegen. Seine Macht stand in Kraft, und doch ist es, als müßte sie jeden Augenblick zerbrechen, als werde sie zu einem furchtbaren Zusammenstoß gedrängt; ja, als sei sie nur Traum. Er selber fühlte, wie rasch seine Zeit sich verzehrte; daß es einer neuen und beispiellosen, aber auch eiligen Zusammenraffung aller Kräfte bedurfte. Die Stunde, die über sein Pontifikat entscheiden, es verherrlichen sollte, stand unmittelbar bevor.

Im Jahre 1213 rief der Papst zum großen Kreuzzug auf. Gott hätte, so schrieb Innozenz an die Völker der Christenheit, das Heilige Land leicht vor den Feinden bewahren oder befreien können; da aber die Ungerechtigkeit überhand genommen habe und die Liebe vieler erkaltet sei, so habe Gott den Gläubigen die Kreuzfahrt auferlegt, um sie aus dem Todesschlaf zum Eifer für das Leben zu erwecken und ihren Glauben zu läutern. Zwei Jahre darauf sah Innozenz im Lateran die Würdenträger der Kirche, die Vertreter weltlicher Fürsten in einer Fülle zu seinen Füßen versammelt, wie sie keiner seiner Vorgänger gesehen hatte; die Patriarchen von Jerusalem und Konstantinopel waren gekommen, Bischöfe und Äbte aus allen Ländern der Christenheit, als sollte die Herrlichkeit der Schlüsselgewalt, die Einheit des Gottesreiches, anbrechen, sichtbar werden und triumphieren über die Welt. Aber es war nicht eigentlich der so oft ersehnte Triumph, der den Papst in diesem Augenblick erhob; ihn umleuchtete die Ahnung seines Todes. Jetzt, da er wenigstens in einem Bild die Kirche vor sich sah, die er mit der Kraft

seines ganzen Lebens über alle bisher erreichte Hoheit zu erhöhen gedachte, fühlte er sich allem entrückt. Er begann mit den Worten: »Sehnlich hat es mich verlangt, dieses Osterlamm mit euch zu essen bevor ich sterbe.« Wohl wurde der bevorstehende Kreuzzug beraten, wurden längst schon gebotene Reformen erwogen, die dringendsten weltlichen Geschäfte vor dem großen Aufbruch geordnet: noch einmal wurde der Welfe gebannt und abgesetzt, Friedrich in seiner Herrschaft bestätigt. Aber das Konzil prägte sich den Gemütern ein als der Abschied des Papstes, das einmalige, verpflichtende Bild seiner Macht. Hier sprach er mit jener Liebe, die das Innerste des Amtes ist. Es ist die Liebe des hohepriesterlichen Mannes zu denen, die mit ihm geeint sind im Priestertum, die weltumspannende Kraft des Herzens, das erwählt ward, sich zu verleugnen und darüber mit himmlischem Feuer beschenkt wird. Das Konzil tagte nur wenige Male; es war Vollendung und Vorerscheinung des Endes, Symbol der Geschichte. Und während nun alles der großen Tat entgegendrängte, war eine größere längst im Gange. Einige Jahre zuvor [1210] war der Arme von Assisi vor dem Papst erschienen; er war zugleich Ruf und Antwort, Träger des rücksichtslosen Verlangens nach neuer Reinheit, dem Vollzug des Wortes im Gewand schrankenlosen Gehorsams.

Die vollkommene Armut und mit ihr die vollkommene Freude forderten aufs neue Einlaß in der Kirche, jetzt, da die Macht über Könige ihren Gipfel zu erreichen schien – und in Wahrheit wieder zerbrach. Es ist keine echte Armut ohne Gehorsam, aber auch keine Reinheit: hier war die Reinheit und kindliche Freiheit, die sich der Welt, aller Geschöpfe, des Wassers, der Steine erbarmte, weil Christus diese Welt seines Erbarmens, seines Wandels gewürdigt hatte. Und während der Spanier Dominikus, der sich im Wettstreit der Demut mit dem Strick des Armen von Assisi gegürtet hatte, seine Streiterscharen rüstete und mit der Glut seiner Seele erfüllte für den Kampf des Gottesreiches mit seinen Feinden, gab Franziskus den Irrenden Antwort durch sein ganzes Leben und Wirken und sein Fortleben in seinen Brüdern: er verachtete nicht, er umfaßte und zog empor in brüderlicher Gemeinschaft mit allem, was der Vater geschaffen. Er sah in den Dämonen die Zuchtmeister Gottes, nicht die Herren oder gar die Bildner der Welt. Die große Gefahr des abendländischen Geistes, daß er sich eigenmächtig

erheben und die Wirklichkeit der Schöpfung verachten könne – um für wirklich zu nehmen, was er selber gedacht oder glaubt, geschaffen zu haben –, ist in der Haltung des Heiligen von Assisi schon bezwungen: er breitete seine Arme aus für die ganze leidvolle Wirklichkeit, das gegenwärtige Kreuz. So begegnen sich Ende und Anfang in der Stunde des großen Papstes – wie sie sich immer begegnen, hier aber auf eine vielleicht einmalige Weise: die große Machtform scheint sich zu erfüllen und sinkt; das Reich der Armut, die diese Erde heiligt und hinüberträgt, ist im Kommen. Sie geht durch die Zeiten hindurch, unberührt, unberührbar – vielleicht einer Stunde entgegen, in der die von der Geschichte gebildeten Formen alle zerfallen sind, der in die Geschichte entsandte Auftrag aber als die eigentliche formenbildende, sie überdauernde Kraft in seiner ganzen Reinheit erkennbar wird und die Völker um sich versammelt. Es könnte die Stunde sein, da ein einziger Wunsch noch Einlaß begehrt: dem Evangelium nachzuleben; und dieser Wunsch wird die Mauern der Kirche stützen, dann, wenn es den Anschein hat, daß ihr Sturz nicht mehr abzuwehren ist.
Es ist, als seien der Papst und der Heilige einander auf dem schmalsten Grat der Geschichte begegnet, da eine Möglichkeit zu schwinden beginnt, eine andere wächst. Näher war wohl kein Papst dem geistlich-weltlichen Reich in seiner Vollendung gekommen als Innozenz, und doch war dieses Reich hundertfach beengt und bedroht, schienen dem Papst selber die Mauern des Heiligtums zu wanken – wenigstens in der Wirklichkeit seines Traums. Es war offenbar, daß das Reich in dieser Gestalt nicht kommen werde. Aber in diesem Augenblick spannte Franziskus, der gehorsame Arme, den Bogen der kühnsten Forderung über alle Untergänge hinweg, und es war vielleicht die größte, in die weiteste Zukunft dringende Tat des Papstes, daß er Franziskus und seine Gefährten gesegnet hat.
Der Papst fühlte sich dem himmlischen Jerusalem schon nahe, doch die Sorge um das irdische, vielleicht auch die beharrlich wiederkehrende Ungeduld nach dem höchsten Triumph, zehrten an seiner Kraft. Dem Gedanken, selber als »wahrer Imperator« den Kreuzzug zu führen, mußte er entsagen – und vielleicht ist dieser Verzicht seinem tatendurstigen Hochsinn schmerzlicher gewesen als alle andern Entsagungen seines Lebens. In der Glut des aufsteigenden Sommers wollte er nach

Pisa und Genua eilen, die immerfort streitenden Städte zu versöhnen und ihre vereinigte Flotte für den Kreuzzug zu rüsten. Aber auf der Höhe von Perugia, über dem Land des Heiligen, raffte ihn das Fieber hinweg [1216]. Die große Macht zerfiel im Augenblick. Der in der Kathedrale aufgebahrte Leichnam wurde seines Schmuckes, seiner Gewänder beraubt und ward nackt auf der Erde gefunden. Aber die Frevler hüllten den Weltherrn, vor dessen Name lange noch die Menschen erschauerten, auf diese Weise nur in das Gewand der heiligen Armut, deren Wiederkehr und demütige Einkehr in die Kirche – und durch sie in die Welt – die höchste Gnade dieses Pontifikats gewesen ist. Eine innere Entscheidung über die Form christlicher Macht geschah, die bis heute nach außen nicht vollzogen, ja die vielleicht nicht einmal gesehen worden ist. Die Grade der Armut und Freiheit sind Stufen essentiell christlicher Macht, die sich auf dem Schleier der Ereignisse abzeichnet, aber ihn kaum noch durchbrochen hat. Das abendländische Bewußtsein, das in dem großen Papst lebte, das von ihm gesegnete, langsam heraufsteigende Reich der Armut ist Innozenzens des Dritten unveräußerliches Vermächtnis an das Abendland.

PHILIPP II. UND DIE SPANISCHE FORM

FRÜH ALTERTE der König unter seinen Sorgen; das Fieber, die Gicht zehrten an seiner Kraft; er fürchtete die Vollendung des Escorial nicht mehr zu erleben. Als das Bauwerk dann doch vollendet war, mehr als zwei Jahrzehnte, nachdem der Grundstein gelegt wurde, da hatte es Philipps flüchtiges Glück und selbst einen Teil seines Ruhmes schon überdauert; Isabel de la Paz und Anna von Österreich waren von ihm gegangen, die Prinzen Fernando, Carlos Lorenzo und Diego fanden ein frühes Grab im Escorial; nur die Töchter der Isabel de la Paz teilten noch seine Einsamkeit; Prinz Philipp, der schwache Erbe, schien der Kronen schon müde zu sein, die ihn erwarteten. Aber in dem Werk der Baumeister und ungezählter Werkleute konnte der Vereinsamende das Spiegelbild seiner Seele suchen und finden; der graue Stein sagte das Wort, das er der Zeit und Nachwelt sagen wollte und das die Zeit nicht verstand: er sprach die ernsteste Mahnung an die Ordnung aus,

die vom Heiligen ausgeht und es schützen soll. Die ungeheuern Fronten bedurften des Schmuckes nicht, nur des Maßes; parallele Linien teilten sie auf, in ehernen Abständen folgten einander die Fenster, schmucklos waren die Ecktürme, deren einer dem andern glich; mit ruhiger Kraft wölbte sich die Kuppel im Innern des Gevierts empor, über den vielen streng geschlossenen Höfen, die erfüllt waren vom grauen Licht, von der geheimen lastenden und tragenden Wucht des Steins. Der Strenge der Form entsprach die Strenge der Aussage; es ging nur um das eine: um Ordnung und Dienst, um den unerbittlichen Willen, auszuharren, während die Welt sich zu wandeln suchte von Stunde zu Stunde, einen Einspruch zu leisten gegen Empörung und Unruhe im Namen des Heiligen und der von ihm erfüllten Form. Dieses Ethos der dienenden Form verband die Steine mit geheimnisvollem Leben; in der Zeit und im Widerspruch zu ihr gegründet, hob sich der Bau hoch über sie hinaus, Geschichte annehmend, wie die Stunde sie bot, und sie zur Ewigkeit emportragend. Die Nüchternheit der Linien und Maße gewann eine sonderbare Macht; eine Kraft durchwirkte sie, die ausging von der eigentlichen Mitte des Bauwerks: von der Verehrung des Sakramentes und der Verehrung der Toten und von des Königs Leben für sie. Wer des Herrschers Zimmer betrat, mußte die Seele all dieser Höfe, Gänge, Säle und Kammern spüren. Philipp saß am Tisch, über Papiere gebeugt, schreibend mit von der Gicht verbildeter Hand, das schmerzende Bein auf einen Schemel gelehnt. Seine hellen Augen blickten den Eingetretenen durchdringend an und wandten sich dann ab, ihm die Freiheit des Sprechens zu lassen. Die Uhr tickte in dem einfachen Gemach; ein Globus schimmerte vor der weißen Wand; von der Kirche her drangen durch die Schlafkammer die Stimmen Betender oder ferner Gesang. Der König unterbrach den Sprechenden selten; war dieser verwirrt, so suchte ihm Philipp mit einem Wort zu helfen: »Beruhigt Euch«. Schmeicheleien wies er zurück; Verdächtigungen erwiderte er, indem er sich abwandte. Dann antwortete er mit ruhiger, klarer Stimme, im Tone des Wohlwollens und der Majestät, Entscheidungen oft für reiflichere Überlegung aufschiebend. Er dankte freundlich für einen geleisteten Dienst und versprach, sich dessen zu erinnern. Eine noch größere Geduld, als er sie Menschen bewies, schenkte er den ihm dargereichten Papieren, zuweilen mehr der

Schrift, als den Stimmen vertrauend; schriftlich forderte er Erkundigungen ein; er verglich die Urteile, verschmähte es nicht, sie zu verbessern und gelegentlich selbst die Fehler der Schreiber zu berichtigen; schriftlich erteilte er die Antwort, dann und wann bis gegen Morgen an seinem Tisch ausharrend, in der tiefen Stille des Gemachs, während der Diener an der Schwelle in Schlummer sank und im Chor und im Gotteshaus die Stunden frommen Dienstes unter Gebet und Gesang vorüberwandelten. Oft stand der König am Fenster des Schlafgemaches: seine Blicke hingen am Priester, der die heilige Handlung vollzog. Er überwachte streng den sorgsamen Vollzug der Liturgie und vergaß es nicht, eine Flüchtigkeit zu rügen. Die Ordnung, um deren Geltung in der Welt er kämpfte, sollte auf das Genaueste eingehalten werden in seinem Haus. Ein schmaler Gang führte zu einer Kapelle hinter dem Chor; der König durchschritt ihn oft, um vor einem mächtigen Kruzifix zu beten. Hier, in dem grauen Raum, war er einsamer, als es die Priester und Mönche waren; belastet mit dem ganzen Gewicht der Welt, kniete er vor dem Bild dessen, der die Schuld der Welt getragen hat.

Wie der Bau von einem klaren Geist gegliedert und in seiner gewaltigen Ausdehnung doch leicht überschaubar war; wie sich in einem jeden Raum, einem jeden Gang, das Gefüge mächtiger, gleichförmiger Blöcke zeigte als ein sich immer wiederholendes Bild der großen, strengen Ordnung des Ganzen, so sollte auch des Königs Staat gegründet sein: er sollte ruhen auf der klaren Einsicht in das Wesen der Menschen und Dinge; er sollte sich stützen auf die Kraft der guten Gründe und Begründungen, auf die Durchschaubarkeit der Gesetze und ihrer Absichten, ohne auf den Nachdruck zu verzichten, den die Macht diesen Absichten gab; Vernunft und Autorität wirkten zusammen; und doch war es die Aufgabe dieser Ordnung der Vernunft, das Heilige zu schützen, den Raum zu schaffen für Dienst und Gebet. Wie das Kloster des Königs die Kirche umwallte, so sollte sie sein Staat umwallen; diese Aufgabe sollte offenbar sein in ihrer gebietenden Größe und gerade dadurch die Menschen zum Gehorsam bewegen. »Philipp war mächtig«, sagt sein Chronist Cabrera, »nicht aus sich selbst, sondern kraft seiner guten Regierung; indem er bei allem, was er befahl, mehr an die Vernunft dachte als an seine Macht, und die Vasallen wieder mehr an

die Macht als an die Vernunft, mit der ihnen befohlen wurde.« Einige römische Kaiser, fährt der Chronist fort, seien auf Widerstand gestoßen oder getötet worden, weil sie es nicht verstanden hätten, die Macht zu mildern mit den Auswirkungen des Wissens und der Klugheit. Philipp habe die Macht nie eingesetzt, ohne soviel von den Gründen zu entdecken, daß man ihm ohne Furcht vor Bedrückung gehorcht habe und dies sowohl in Spanien wie in den entlegensten Provinzen, die nur auf weiter Seereise erreichbar waren. Er sei König gewesen, nicht indem er sein Glück genossen, sondern indem er dem Wohl des Ganzen gedient habe; so sei ihm mit Verehrung gehorcht worden, nicht aus Furcht, sondern aus Bewunderung. Wo er vor dem Volk erschien, bei Festen seines Hauses, Eidesleistungen oder Trauerfeiern, da erhöhten die Anordnungen, die er gab, das Ansehen seiner Majestät. In ihm lebten das Sein, der Ruhm, die Hoheit des Staates. So verzieh er Majestätsbeleidigungen niemals, und er ahndete sie am strengsten, wenn sie von Hochgestellten kamen, die den Wert des Ranges kannten und ihm verpflichtet waren.

Glück und Unglück bewegten ihn tief, aber sie veränderten ihn nicht. Er war des Glaubens, daß das Innerste des Staates in Ruhe sein müsse; diese Ruhe verwaltete er wie das kostbarste Krongut. Es gab keinen Augenblick, da er die Blicke der Menschen nicht auf sich fühlte, da er nicht wußte, was sie von ihm erwarteten: das Bild des Herrschers, der sich selbst beherrscht, der dem Geschick zwar unterworfen ist, dessen Haltung aber nicht vom Geschick abhängt. So ertrug er den Sieg, so die Niederlage: es gab eine Art von Macht, von Hoheit, die nicht von ihnen vermehrt oder vermindert werden, die allein getragen werden konnten von einer königlichen Seele. Als am Oktavtag des Allerheiligenfestes des Jahres 1571 der König mit seinen Mönchen im Chor des noch unfertigen Klosters die Vesper feierte, trat Don Pedro Manuel, sein Kammerherr, in heftiger Erregung ein: »Herr«, rief er mit lauter Stimme, »es ist ein Bote Don Juan d'Austrias gekommen mit der Nachricht von einem großen Sieg.« Des Königs Antlitz veränderte sich nicht: »Beruhigt Euch!« Am Ende der Vesper ließ Philipp das Te Deum anstimmen; er rief den Boten und ließ genauen Bericht erstatten; der folgende Tag galt dem feierlichen Dank für den Sieg, der übernächste dem Gedächtnis der Toten von Lepanto. Spanien hatte fast die Hälfte

der Galeeren, den größten Teil der vereinten Streitmacht aufgestellt, die Papst Pius v. mit zäher Tatkraft gesammelt hatte. Als aber siebzehn Jahre später, nach verwirrenden Siegesnachrichten, das Unglück der Armada gemeldet wurde, war Philipp nicht minder gefaßt. »Ich kann gegen Menschen kämpfen, nicht gegen die Elemente.« Er sandte an dieselben Kirchen und Klöster, wo so lange um den Sieg der Armada gebetet worden war, und befahl ihnen, Gott für die Niederlage zu danken: undurchdringlich blieb das Urteil, das Gott sprach in der Geschichte; alle Ereignisse waren auf das Geheimnis seines Willens gerichtet und konnten darum in ihrer eigentlichen Bedeutung nicht erkannt werden; es ziemte sich, Gott zu danken, für alles, was geschah, für das Geheimnis der Geschichte. Und wie ein mystisches Licht glühte im Innern des streng gefügten Baus, auf dem Hochaltar und darunter in der Gruft der Toten, so vereinten sich auch im Dasein des Königs Geheimnis und Vernunft, auf die seinem Land und Volk eigene Weise; die Mystik steht ja nicht im Widerspruch zur Klarheit des Denkens, Erfahrens und Schauens, sie führt vielmehr zu ihr empor und besteht in ihr fort. Während der König an seinem Kloster baute und sich der Geist seines Baues bewährte in seiner Haltung und in seinem geschichtlichen Handeln, errichteten Mystiker in glühender Demut, vielfach verfolgt und verkannt und wieder in den furchtbarsten Leiden beglückt, ihre kühnen Hallen und Türme: sie fügten keinen Stein auf den andern, ohne ihn geprüft zu haben und des Fundamentes sicher zu sein; sie erfuhren, wie sich das Dunkel der Verlassenheit, der Sehnsucht und Ahnung unter der Gnade in heilige Klarheit verwandelte; sie wagten es, in diese Klarheit zu schauen und den Abglanz ihres verzehrenden Lichtes unter die Menschen zu tragen, solange es ihnen noch bestimmt war auf den Straßen dieser Erde, ihr und sich selber fremd, als Unbeschützte oder Verfolgte dahin zu wandern. Erfüllte sie doch ein Wissen, das nicht mehr nur Spiegel und dunkles Wort, das in einem gewissen Grade schon unverhüllte Wahrheit war.

Inmitten der Geschichte aber ist Raum für das Idyll; wir würden dem Wesen des Königs nicht gerecht, wenn wir die idyllischen Züge seines Lebens verschweigen wollten. Er ließ die Mönche teilnehmen an den Sorgen um seine Angehörigen und sandte ihnen einen Boten, als es dem Thronfolger besser ging; – der Bote schlug um Mitternacht an

die Pforte, da die Brüder zur Matutin versammelt waren, und sie stimmten sogleich das Te Deum an und durchschritten in freudiger Prozession den Klosterhof. Philipp gönnte den Bauarbeitern ihre Feste und mochte seine Freude haben an den wundersamen Einfällen des sonst so ernsten Bruders Antonio de Villacastin, der die Gestalten der Schutzpatrone und der Kardinaltugenden auf geschmückten Wagen an die Baustelle kommen ließ und das Fest mit Tänzen und einem scherzhaften Stierkampf beendete. Aber auf eine seltsamere Weise haben sich im Dasein des Königs wohl nie der Ernst der geschichtlichen Aufgabe und das Persönlichste durchdrungen als in den Briefen, die er während des portugiesischen Feldzuges an seine beiden Töchter Isabel Clara Eugenie und Katharina schrieb. Er war nach dem Tode Sebastians von Portugal und seines Nachfolgers, des armen, kranken Kardinalkönigs Heinrich, nach Portugal gezogen, um seinen Erbanspruch mit Heeresmacht gegen Rivalen und Gegner durchzusetzen; in Thomar, in dem gewaltigen Kloster der Ordensritter, das mit verschwenderischem Schmuckwerk den großen und flüchtigen Ruhm des kleinen Landes bezeugte, leistete der König den Eid auf die Freiheiten des Volkes, auf die Bewahrung seiner Rechte; dann legte er vor einem Bild Christi Szepter und Krone nieder. Aber den Kindern erzählte er von diesen Dingen, von seiner Reise auf dem Tejo nach Lissabon, von der Seestadt, die er zuerst vom linken Tejoufer, der Höhe von Almada, überschaute, ihren Schiffen, Kirchen, Klöstern und den Prozessionen auf ihren Straßen wie von einem bunten Abenteuer. Er dachte in Sehnsucht an den Escorial und bedauerte, daß es dort und in Aranjuez so lange nicht regnete: er vermißte den Gesang der Nachtigallen; Magdalena, einer treuen, in der Fremde etwas verschüchterten Dienerin, von der die Kinder besonders gern hörten, fehlten die Erdbeeren. Sie wagte sich nach dem König auf die Galeere. »Und ich glaube, sie ist ein wenig seekrank gewesen«. Er fuhr mit seinem Neffen Albert nach Belem hinaus; sie speisten mit den Mönchen und ließen sich dann übersetzen zu dem berühmten Turm, der mitten im Flusse erbaut war. In Lissabon erschienen zwei Maurenfürsten vor ihm mit einem großen Geleit zu Fuß und zu Pferde. Was immer merkwürdig war, berichtete er den Kindern, und da er einmal unter der Last der Geschäfte nicht zum Schreiben kam, so begann er den folgenden Tag mit einem langen Brief, den

Magdalena noch ergänzen mußte. Er fragte in ernster, zarter Sorge nach der Gesundheit der Mädchen; man hatte ihm geschrieben, daß der kleine Prinz Philipp einen Zahn bekommen habe und er freute sich darüber und wollte gern glauben, daß der Kleine hübsch aussehe, wie die Mädchen schrieben; nur wußte er nicht mehr genau, ob der Prinz zwei oder drei Jahre alt war. Die Kinder waren verwaist; in Badajoz, auf dem Wege nach Portugal, war Anna von Österreich tödlich erkrankt, und ehe der König nach Spanien heimkehrte, starb auch der kleine Prinz Diego. Philipp wollte nicht, daß man um ihn trauere, so wenig wie um den vor drei Jahren verstorbenen Fernando: die Kinder kehrten nur heim in Gottes Reich, für das sie geschaffen waren.
Der König hatte in diesem Augenblick das Äußerste erreicht und die Halbinsel und ihre ungeheuern Herrschaften jenseits der Meere unter seinem Szepter vereinigt; bei der Azoreninsel Terceira gewann seine Flotte den Ruhm des Sieges über die Flotte der Katharina von Medici [1582], die Spanien das Anwachsen seiner Macht nicht gönnte und den portugiesischen Prätendenten, Dom Antonio, den letzten mit dem Fluche halben Rechts behafteten Sproß des Königshauses, unterstützen wollte. Aber der Sieger kehrte zu Gräbern zurück; fast alle seine Taten begleitete eine tragische Melodie, die nur umso ergreifender ist, je reicher die Verheißungen und Möglichkeiten des Glückes und der Befriedigung in Philipps Dasein waren oder zu sein schienen. Und doch, wenn ein Tragiker anders verfahren wollte als Schiller, der in seiner großartigen Freiheit den spanischen Hof zum Schauplatz eines diesem Hofe fernen Geisteskampfes machte und, als Gegner Philipps in diesem Kampf, gleichwohl im spanischen König seine mächtigste Gestalt schuf; wenn ein Dichter den König darstellen wollte in der Wirklichkeit seiner Geschichte, so müßte er wohl verborgene, in Dokumenten nicht hinlänglich bezeugte Konflikte ergreifen. Ein furchtbares Unglück, aber kein eigentlich tragisches Ereignis, war das Ende des Don Carlos; tragisch aber war vielleicht der schneidende Widerspruch zwischen der religiösen Aufgabe und der Behauptung der politischen Macht, den Philipp im Ringen mit den Niederlanden und England erfahren sollte; tragisch in noch tieferem Sinne der Widerspruch zwischen dem Gebot des christlichen Gewissens und den Mitteln und Waffen, für die sich der König glaubte in dem von ihm geführten Welt-

kampf entscheiden zu müssen. Wir können Philipp II. an keinem andern Wert messen als an den von der Offenbarung getragenen Werten; ihnen wollte er dienen; ihnen hat er sich unterworfen; vor ihnen erscheint er schuldig; vor ihnen kann er in freilich sehr eingeschränktem Grade verteidigt werden. Vor dem Forum der Politik ließen sich viele seiner Handlungen rechtfertigen, die vor dem Forum des christlichen Gewissens nicht bestehen können. Wir wissen nicht, was er litt und überwand, als er sich entschloß, Attentäter gegen Oranien zu dingen; Oranien stand in seinen Augen außer Recht und Gesetz; der Aufstand des Jahres 1566, in dem die Kirchen Flanderns geschändet, das Allerheiligste selbst mißhandelt wurde, mußte von Philipp, dem nichts mehr am Herzen lag als die Verehrung des Heiligen und Überlieferten, als ein unsühnbarer Frevel verurteilt werden. Dieser Augenblick war einer der wenigen, da er, nach dem Bericht der Zeitgenossen, die Ruhe seiner Züge verlor; er griff sich an den Bart und schwor Rache. Erst von diesem Ereignis an gab er die zögernde Politik gegen die Niederlande auf: er war überzeugt, daß es seine Pflicht sei, den Frevel zu strafen, daß ihm zu dieser Stunde nachdrücklich das Schwert der Rache in die Hand gegeben worden sei. Dennoch war es ihm gewiß nicht erlaubt, den glühenden, eines jeden Mittels, einer jeden Lüge sich bedienenden Haß Oraniens durch einen Mord zu löschen. Als Oranien fiel im Prinzenhof zu Delft: da war Philipp in seinem eigensten Streben gescheitert, hatte sich in der äußeren Wirklichkeit seine Macht, in der inneren aber sein Glaube als zu schwach erwiesen. Er vermochte es nicht, festen Vertrauens Gott das Leben des Aufrührers zu überlassen, bis ihm der Sieg über den Aufrührer geschenkt würde. Wir wissen nicht, was Oranien glaubte, welche Bindungen er noch anerkannte; vielleicht stand er schon für eine Freiheit, die alles Überlieferte verneinte, als er sein ganzes, in vieler Hinsicht zerrüttetes Dasein an den Kampf gegen Philipp II. wagte, und über nichts mehr verfügte, denn über dieses Wagnis selbst. Sein Tod setzte seine schwer durchschaubare Sache nicht ins Recht, er setzte aber den Gegner ins Unrecht; dieser Tod und der bis zuletzt bewahrte Mut und Haß des Widerstandes erhoben den Gefallenen sogar über den folgenden Sieg Philipps hinaus zur unbesiegten Macht. Noch immer steht er als Ankläger gegen den König auf, seinen einstigen Herrn, den Sohn des Kaisers; sein Tod ver-

lieh selbst den Verleumdungen, die er verbreitete, einen Schein von Wahrheit, mindestens in den Augen der Welt: Philipp ist der Mörder seiner Frau, seines Sohnes; er ist schuldig der verabscheuungswürdigsten Verbrechen, ein Heuchler, der fortan vergeblich sein schlimmes Leben zu verbergen sucht. Über Oraniens lauter, leidenschaftlicher Stimme hören wir nicht, was Philipp ihm antwortet: es war niemals des Königs Sache, sich einer lauten Sprache zu bedienen. Wir wissen nicht, auf welche Gründe, Sorgen, Schmerzen, Versicherungen sich der Herrscher beruft, ob er meinte, auch sein Gewissen opfern zu müssen, oder ob auch ihn der Haß bewegte. Das letzte Wort über die großen Gegner und ihre Sache wird nicht innerhalb der Geschichte, es wird erst an ihrem Ende gesprochen werden.
Auf welche unentwirrbare Weise verkettete sich der Gehorsam gegen den Auftrag mit Schuld, Not, Versuchung und Gefahr, das Hohe mit dem Niederen! In der ersten Zeit seiner Regierung stützte Philipp Elisabeth, die Gegnerin seiner Kirche, um den ehrgeizigen Plänen des Hauses Guise zu wehren, das sich über Frankreich nach Schottland und England ausbreiten wollte; so ließ er Maria Stuart ohne Hilfe, deren Tod er später vergebens zu ahnden hoffte. Er sah die Bartholomäusnacht als einen Glücksfall an, weil sie ihn vor dem Krieg mit dem hugenottischen Frankreich bewahrte; er fühlte sich vielleicht erleichtert, als ihm der Tod des Juan d'Austria, seines ruhmreichen Halbbruders, gemeldet wurde, obgleich er um Don Juans frühes Ende trauerte und ihn feierlich bestatten ließ im Escorial. In welchem schmerzhaften Widerspruch standen immer wieder die Mittel zum Ziel! Der vor der Besetzung Portugals nach Lissabon geschickte Gesandte verschmähte es nicht, Bestechungsgelder auszustreuen, um den Adel für Philipp zu gewinnen. Und wie die Regierung des Glaubensverteidigers mit einem Zerwürfnis mit Rom begann, so endete sie auch mit Verstimmungen zwischen dem König und dem Papst; Philipp wollte den für seine Tochter geforderten Thron Frankreichs nicht verloren geben, indessen Heinrich IV. Buße tat in St. Denis und der Papst ihm die Heimkehr in die Kirche nicht weigerte. Wofür kämpfte der spanische König noch, da Heinrich IV. katholisch war? So widersprach sein Wille, die Macht zu wahren, mehr als einmal dem Gebot des Gewissens, der Kirche und des Glaubens in der Zeit. Wohl hoffte er, mit der behaupteten Macht dem

Glauben wieder zu dienen. Aber müßten sich nicht auch Könige weitgespannter Vorsorge begeben im Vertrauen auf Gottes Lenkung und nicht mehr tun wollen, als was in der Stunde ihres Wirkens recht ist vor ihrem Glauben und vor Gott? Müßten sie nicht, als Gottes Sachwalter, auch an der göttlichen Gelassenheit teilhaben, die beides, Unkraut und Weizen, wachsen läßt bis zur Ernte? Hätten sie nicht von diesem Beispiel des Herrn auch ihr Verhalten gegen die Ketzer bestimmen müssen? Mittel und Auftrag, Staat und Gottesreich bekämpften sich. Wir wissen nicht, wie der König diesen Widerspruch, das Problem des christlichen Königs überhaupt, gesehen und getragen hat. Es ist kaum möglich, daß der Riß, der sein Werk zerklüftet, nicht auch seine Seele teilte. Unangreifbar blieb nur die Bereitschaft Philipps, eher den Ertrag aller seiner Reiche und diese selbst hinzugeben, als auf die Verantwortung für das Seelenheil seiner Untertanen zu verzichten. Diesen Entschluß, vor der äußersten Gefahr gegen sich selbst, gegen seine Krone und seinen Ruhm zu handeln, hatte Philipp sich abgerungen in der Not der Zeit: er war es, der sein Handeln trug als eine fortbestehende innere Wirklichkeit, die oft genug getrübt und verdunkelt, aber nicht aufgehoben wurde. Auf ihr beruht sein Rang.
Aber wie der Mensch auch ringt, als Zeuge der Wahrheit in der Geschichte zu leben, so wird ihm doch nur selten die reine Zeugenschaft geschenkt, sei es, daß seine Kraft versagt, sei es, daß die Gnade sich ihm entzieht. Ihrer beider eigentliche Stunde ist dann vielleicht die Stunde des Todes, der entscheidende Augenblick zwischen Geschichte und Ewigkeit. Als der König im Sommer des Jahres 1598 in einer Sänfte von Madrid zum Escorial reiste – er vermochte die Erschütterungen des Fahrens nicht mehr zu ertragen –, da fühlten wohl alle, daß das Ende nahe war, wenngleich der Kranke freundlich war wie immer und sich über seine Schmerzen und das Fieber nicht beklagte. Noch einmal ließ er sich durch die Gänge und Räume tragen, die vielen Kammern seiner Seelenburg, deren innerster er sich näherte. Sein ganzes Wesen war von einer überströmenden Verehrung des Heiligen durchglüht; er verweilte sehr lange an den vier mit Reliquien gefüllten Schreinen, die auf sein Geheiß aus Köln gekommen waren, und er ließ, während das große Leiden begann, die Reliquien von einem Mönch auf einen Altar in seinen Schlafraum tragen und die Wände und die Vorhänge seines Bet-

tes mit Kreuzen und ehrwürdigen Bildern versehen. Seine Hände und Füße waren mit Wunden bedeckt; auch sein Körper bedeckte sich mit Wunden; es begann die furchtbare Erniedrigung des Leibes, die wunderbare Erhöhung der Seele. Als ihm sein Beichtvater sagte, daß der Tod nicht mehr ferne sei, dankte er wie für eine freudige Nachricht; während dreier Tage legte er die Beichte seines Lebens ab. Er beauftragte die Mönche, denen die Schlüssel des Grabgewölbes anvertraut waren, den Sarg des Kaisers zu messen und zu öffnen und nachzusehen, wie der Kaiser gebettet war; so wollte auch Philipp begraben werden. Für den Sarg war der Kiel einer Galeere bestimmt, den der König vor vielen Jahren im Hafen von Lissabon gesehen; dort hatte das Holz Armen als Ruhebank gedient. Der Leidende sprach freundlich und geduldig mit allen; seine furchtbaren Schmerzen schienen ihm willkommen zu sein, sie erhöhten den Ernst des Bekenntnisses noch, das er schriftlich niederlegen ließ: er sterbe im Gehorsam gegen die heilige römische Kirche und den Papst, die Bischöfe, Priester und alle ihre Diener. Aufs genaueste ließ er sich über die Sterbesakramente unterrichten, ehe er sie empfing; er bat, ihm aus dem Evangelium vorzulesen; die Gleichnisse vom verlorenen Sohn und vom guten Hirten, die Berichte von der Buße der heiligen Magdalena, von der Bekehrung des heiligen Paulus, vom Zöllner Matthäus, den der Herr aus seinem irdischen in das himmlische Amt gerufen, und vom guten Schächer hörte er am liebsten; unter den Sündern hoffte er auf das Lamm, das hinwegnimmt die Sünden der Welt. Er ermahnte den Sohn mit den Worten des heiligen Ludwig von Frankreich; mit dem Bild grauenvoller Vergänglichkeit und heldenmütigen Glaubens, das er selber bot. Nachdem er die Sterbesakramente empfangen, enthielt er sich aller weltlichen Geschäfte; nur die eine Sorge erfüllte ihn noch, daß man ihm die Stunde des Todes rechtzeitig anzeige. Aber er fühlte sie deutlicher als die Ärzte und Geistlichen. Um Mitternacht wies er die auf dem Montserrat geweihte Sterbekerze zurück. Gegen Morgen bat er um sie. Sehnsüchtig griff er mit der andern Hand nach dem Sterbekreuz seines Vaters, das er so lange aufbewahrt hatte; er führte es an die Lippen und küßte es ehrfürchtig. Seine Augen leuchteten; Gott schien sein Gebet erhört und ihm die Schmerzen genommen zu haben für die letzte Stunde. Kreuz und Kerze haltend bekannte er noch einmal seinen Glauben,

bis seine Stimme sachte erlosch, während sich draußen die Sonne erhob und in der Kirche die Knaben begannen, die Messe zu singen. Es war der Sonntag vor dem Fest der Erhöhung des Kreuzes, derselbe Tag, an dem vor vierzehn Jahren im Torbogen gegenüber der Kirche ein mit einem Kreuz bezeichneter Stein eingefügt worden war als der letzte Baustein des Escorial. –
Wie das Leben des Königs, so kann sein Tod zum Bild werden, das seinen Erben und seinem Volk den Weg erhellt; mit der Kraft bezeugter Wahrheit macht es Auftrag und Ordnung sichtbar, denen sie dienen sollen in der Geschichte, an einer besonderen Stelle, in einem besonderen Augenblick. Darum zeichnete José de Sigüenza die genauen Umstände dieses Todes auf, damit die Menschen erfahren würden, »daß in diesen elenden Zeiten, da Glaube und Frömmigkeit so sehr erkaltet sind in vielen ausländischen Fürsten, die den Namen der Christen tragen wollen, es in Spanien einen König gab, der im Leben wie im Tod eine so lebendige Liebe zeigte zu den Sakramenten der Kirche und den Reliquien der Heiligen«. Philipps II. Tod war seine letzte geschichtliche Tat; das Ethos dieses Todes und der Haltung, die er besiegte, ging über in sein Volk, in die Geschichte Spaniens.
Denn aus wessen Kraft hätten die Erben, fürstliche und sogar königliche, aber doch schwache Menschen, gelebt, wenn nicht der seinen? Er schuf den großen Raum einer Form, der auf fast ein Jahrhundert den Erschütterungen der Geschichte standhielt; in diesem Raum konnte sein Volk, den Versuchungen der Erde wohl unterliegend, aber nicht dem Geist des Widerspruchs, das Heilige verehren; es konnte sich aussagen und die Sprache seiner Seele vollenden, die Besitz und Ansehen überdauert. Der Klang seines Namens schwang mit, wenn die Dichter der großen Zeit ihre Herren Philipp III. und Philipp IV. priesen; und wie in Calderons »Aurora von Copacabana« die Konquistadoren in Peru Philipps Ruhm verkündeten, so mag dieser Ruhm, der Spaniens Herrschaft mit ausbreitete über die Meere, noch lange den Namen Spaniens geschützt haben, während die Feinde einstürmten auf Philipps großes und flüchtiges Reich, diese unbegreifliche Einheit von Traum und Macht. Der Leidenschaft zur Bezeigung »äußerer Gebärden« entspricht die Leidenschaft zur Transzendenz. Und eben in der Erfahrung der Traumhaftigkeit allen Königstums, in dem furchtbaren Zusam-

menstoß zwischen Herrschaft und Vergänglichkeit, Schönheit und Verwesung, der die spanische Dichtung, die spanische Kunst durchbebt, schwingt mit dem Schicksal Spaniens das Schicksal Philipps II. nach. Die eigentliche Größe und Würde des Anspruchs, der Haltung, kommt von ihm; es ist, als ob alle späteren Gestaltungen und Taten seines Volkes einen Schimmer dieser Größe trügen und von ihm verkündet würden. Das Unglück, der Hauch des Tragischen, der auf seiner Gestalt und seinem Wirken liegt, verminderten diese Größe nicht: sie gaben ihnen jene Erhabenheit über alles, was von außen kommt, die ein Volk befähigt, seinen Vermächtnissen treu zu bleiben in einer jeden Stunde seiner Geschichte. Die unerschütterliche Überzeugung, daß über alles geschichtliche Sein und Wirken das letzte Wort in der Ewigkeit gesprochen werde; daß von der Ewigkeit ein Auftrag ausgehe, über dessen Geltung auf Erden nicht entschieden wird: diese Überzeugung machte Philipp und Spanien groß; sie prägte das Vermächtnis spanischen Geistes an die Welt.

Denn wie unerbittlich schien zu des Königs Lebzeiten und in den folgenden Jahrzehnten die Geschichte gegen ihn zu entscheiden! Die Armada zerschellte an den Küsten und Inseln Schottlands und Irlands; vergeblich war das jahrzehntelange Ringen um eine gebietende Stellung in Frankreich; der Krieg in den Niederlanden entfachte über alle Siege hinaus nur immer neuen, immer heftigeren Widerstand; Portugal sollte wieder herausbrechen aus dem Gefüge des Weltreichs – die Tradition des portugiesischen Volkes, die Werke seines Geistes waren doch zu stark, als daß sie hätten ausgelöscht oder aufgesogen werden können –; und über allen Kämpfen schmolzen die ungeheuren Schätze, die Spaniens Silberflotten über das Meer trugen, hin, so daß der an Einkünften reichste Staat der ärmste war. Auf das Königs ganzes langes Wirken und Mühen fällt der breite Schatten der Vergeblichkeit.

War es sein Los, den überschnellen Gang der Welt zu hemmen, das Kronrad zu sein in dem großen Werk der Geschichte – um ein Bild des österreichischen Tragikers anzuwenden, der sich auf das Geheimnis des habsburgischen Hauses verstand? Aber wer wollte die Kräfte abschätzen, die sich in Spanien bildeten und von ihm ausgingen, während es seinen Kampf führte! Philipps Wirken kann nur in seiner Wirklichkeit und an dieser gemessen werden, die weit entfernt ist von den

Vorstellungen der Geschichtsschreiber späterer Zeiten. In ihr entscheidet die Frage, ob dem König Gnade gewährt, ob sie ihm verweigert wurde. Aber das Walten der Gnade ist oftmals unsichtbar, und es ist oftmals sichtbar und wird nicht erkannt; die Zeichen, die es anzeigen, sind nicht die Siegeszeichen der Welt. Philipp dankte für den Untergang der Armada wie für eine Gnade. Wagen wir es, seine Epoche so zu betrachten, wie er sie betrachtet hätte mit der Unbedingtheit seines Geistes, so erkennen wir in ihr eine begnadete Zeit. Es ist eine Zeit der Heiligen gewesen; die heilige Theresia ließ für den König beten in ihren Klöstern; er schützte ihr Gründungswerk und ließ ihre Schriften sammeln nach ihrem Tode. Sie nannte ihn den »heiligen König«. Wir wissen nicht, ob dieses furchtbar ernste Wort zu ihm gedrungen ist; wir wagen keine Frage zu richten an dieses Wort; wir lassen es bestehen als ein Zeugnis und Geheimnis. Es ist die Zeit des Pedro von Alcantara, des Ignatius von Loyola, des Franz von Borgia, der seine Wende erlebte am Sarg der Kaiserin Isabel, des heiligen Johannes vom Kreuz. Von der Gnade geführte und vollendete Menschen, deren ganzes Dasein eine Antwort an die Gnade war, lebten mit dem König im selben Raum der Geschichte. Er kannte im Bereich des Menschlichen nichts Verehrungswürdigeres als sie; und auf dieses sein innigstes Bedürfnis, zu verehren, antwortete im Verborgenen seine Zeit. Vielleicht hätte er, wenn er die Epoche seiner Herrschaft aus der Ferne hätte überschauen können, in tiefer Demut in der Gegenwart der Heiligen seinen eigentlichen Ruhm erblickt. Geschichte ist das Zusammenwirken der Macht Gottes, der Macht des Widersachers und der Macht des Menschen, die sich in Einzelnen und in Völkern, in geistigen und politischen Traditionen darstellt; indem wir versuchen, den spanischen König zu verstehen, gelangen wir unausweichlich an ihre Grenze, wo der Widerspruch der unteren Mächte gebrochen ist und Gottes Zeichen aufragt. Philipps II. Schicksal war schwer und rätselvoll; es verstrickte ihn in einen heillosen Kampf und machte ihn oft genug zum Gegner seiner selbst und seines besten Strebens, indem es ihn, einen vielfach verpflichteten Mächtigen der Erde, zum Gegner einer geistigen Macht bestellte, deren erster Gegner doch der Geist war und die nur der Geist beantworten konnte und durfte. Aber wir können nicht daran zweifeln, daß Philipp am Ende, vermöge einer reinen, ihm von oben gegebenen Kraft, überwunden

hat. In seinem Ringen mit seinem Schicksal, der großen, ihm von außen begegnenden Macht, ist das Unbesiegliche in ihm offenbar geworden; schwerlich können wir mehr von einem Menschen sagen, der gleich ihm in den Entscheidungen der Geschichte stand. Und wir können, indem wir dem Herrn der Geschichte das letzte Urteil über Recht und Schuld überlassen, für unser eigenes, der Geschichte ausgeliefertes Dasein nicht mehr von den Vorangegangenen erwarten als dieses verpflichtende Beispiel der Unbesieglichkeit inmitten des Untergangs, als den Anblick der in der Geschichte begründeten, in ihr wieder zersplitternden Form, in der das Übergeschichtliche bezeugt worden ist. Philipp II. hat uns dieses Beispiel und diese Form hinterlassen in wunderbarer Übereinstimmung mit seinem Land und Volk und mit den edelsten Geistern, die gleich ihm auf dem kühnen, gefährlichen Gipfel der spanischen Geschichte den Anruf der Ewigkeit vernommen haben.

DIE LETZTEN JAHRE DES PRINZEN EUGEN

DAS REICH der spanischen Könige war zerschlagen und verteilt worden – nun erst gaben die tapferen Verteidiger Barcelonas, denen Kaiser Karl VI. zu seinem tiefen Schmerz nicht beistehen konnte, die letzte Hoffnung auf. Als Greis hatte Ludwig XIV. den Kampf doch noch mit Ehren bestanden; aber sein Land war erschöpft, und nicht die Macht, die er auf der fernen Höhe seines Lebens genossen, nur den unvergänglichen, vergeistigten Glanz seiner Ära sollte er vererben. England hatte auf dem nordamerikanischen Kontinent das Entscheidende getan, der Herzog von Savoyen endlich den Königlichen Rang erreicht, der zu neuem, noch kühnerem Streben zu verpflichten schien; die Macht des Kaisers war jenseits und diesseits der Alpen gewaltig gewachsen. Es war um Kronen gewürfelt worden, und fast alle Spieler hatten Kronen gewonnen. Eugen begehrte keine. Als die Rede davon war, ihm das Herzogtum Mantua zu übertragen, riet er dringend, Mantua mit Mailand zu vereinigen: so könne der große Verlust ausgeglichen werden, den Mailand an den von Savoyen geforderten Gebieten erleide. Für die ungarischen Güter, die ihm schon Kaiser Joseph I. zugedacht hatte,

suchte man ihn durch jährlich entrichtete Summen zu entschädigen. Er lebte reich, ja glänzend in seinem Palast zu Wien und seinen Schlössern in Niederösterreich und Ungarn; aber Besitz verpflichtete ihn nicht, nur der freien Willens ergriffene Dienst. Lieber als König von Polen wollte er des Kaisers oberster Feldherr sein. Er achtete Titel und Rang, aber ihm genügte das Ansehen, das er zum ererbten Namen hinzugewonnen hatte. Seine Würde, seine Stellung in der Welt wollte er von seinen Ämtern und Aufgaben, seinen Taten empfangen; so hatte er unter allen Geschäften des Krieges und der Staatsführung die mailändische Statthalterschaft mit Sorgfalt verwaltet. Als die Spanier, die Karls VI. Vertrauen genossen und vielleicht auch mißbrauchten, die Regierung italienischer Provinzen beanspruchten – sie schienen es nicht bemerken zu wollen, daß die Tage Philipps II. vorüber waren –, gab der Sieger von Turin seine Statthalterschaft auf; er wollte das Wohl Mailands nicht dadurch gefährden, daß die Anordnungen sich durchkreuzten, die Verwaltung von einander entgegengesetzten Stellen geführt wurde.

In der Haltung des Mächtigen, dem ein Höherer die Macht in die Hand gegeben, empfing Eugen in seinem Palast zu Wien Ibrahim Pascha, den Gesandten der Pforte [13. Mai 1715]. Der Prinz trug das rote reichbestickte Staatskleid; ohne sich von seinem unter einem Baldachin stehenden Sitz zu erheben, bedeckten Hauptes, umgeben von den Generalen und Beamten des Hofkriegsrates, nahm er das Schreiben des Großwesirs entgegen, hörte er den Gesandten an. Längst war es nicht mehr verborgen, daß der Sultan zur See und zu Land mächtige Streitkräfte rüstete; er mochte glauben, daß sich nach dem dreizehnjährigen Krieg die christlichen Mächte verblutet hatten und die Stunde des Halbmonds wiederkehre. Am schwächsten erschien Venedig: dorthin wollte er den ersten Angriff richten, um Morea wieder zu nehmen. Der Gesandte forderte die Neutralität des Kaisers in dem bevorstehenden Krieg; Eugen versprach, zwischen den Streitenden zu vermitteln. Aber Venedig bat den Kaiser um Hilfe; der Angriff auf eine christliche Macht mußte das Reich treffen, das den Glauben tragen, ausbreiten, verteidigen sollte. Siegte der Halbmond heute, so würde er morgen das Reich bedrohen; entsprach es doch dem Wesen des Reiches, daß es mit dem Unglauben kämpfen mußte, vom Unglauben angegriffen wurde. In der Konferenz des Hofkriegsrats erklärte Eugen, es sei des

Kaisers heiligste Pflicht, die Macht des Sultans niederzuhalten. So wurde dem Kaiserstaat, der kaum aus dem großen Kampf hervorgegangen war, die Bewährung aufs neue abgefordert. Eugen entschloß sich, den Stoß auf Belgrad zu führen, die alte Bergfeste, die so viele Heere schon in die Länder des Kaisers gesandt hatte.

Im Sommer des folgenden Jahres erwartete das kaiserliche Heer seinen Feldherrn in zerstreuten Lagern an der mittleren Donau und Theiß; es war aus Truppen aller Länder, Ungarns, Böhmens und Inneröster-reichs und selbst neapolitanischen Regimentern zusammengewürfelt. Wenn die Nachricht verläßlich war, daß der Großwesir an die zweihunderttausend Mann unter den Mauern Belgrads gesammelt habe, so war an kampffähigen Truppen mit der Hälfte zu rechnen – ein ungeheurer plündernder Troß pflegte sich hinter den Türkenheeren herzuwälzen; aber die Kriegsmacht des Kaisers war an Zahl dem Gegner um ein Drittel unterlegen. Der Großwesir überschritt die Save; über das Schlachtfeld von Slankamen führte er sein Heer an der Donau hin gegen die in einem Stromknie geborgene Festung Peterwardein. Eugen entschied sich, den Feind anzugreifen, eh er die Festung umschlossen habe. Auf den Schiffbrücken, die von hochgelegenen Bastionen geschützt waren, überquerten die Kaiserlichen den Strom; als der Feldmarschall Pálffy mit der Vorhut über die Höhen des gegen Süden abfallenden Gebirges, auf dessen letzter Felsenstufe die Festung stand, vorstieß, schlugen ihn türkische Reiter nach hartem Kampf zurück. Auf den Höhen vor dem Dorf Carlowitz dehnte sich das Türkenlager aus; eine Wagenburg umschloß das vom Zelt des Wesirs überragte Völkergewimmel; bosnische Kriegerscharen, asiatische Stämme, die um Sold verpflichtete Horde des Tatarenchans wogten hier durcheinander. Als Schlachtfeld bot sich das Hochland zwischen Peterwardein und Carlowitz; rechts von der Festung säumten die Höhen den Strom, in der Biegung traten sie vor Flachland und Morästen zurück, die der Sommer eingetrocknet hatte: hier, auf dem linken Flügel, konnten die Reiter vordringen, während sich das Fußvolk zur Rechten auf den Hängen über dem Strom verschanzte. Zwischen beiden Flügeln stand Prinz Alexander von Württemberg; ihm war die Ehre zugedacht, den Angriff auf die in mächtiger Breite über das steigende, fallende Gelände sich hinziehende Türkenfront zu eröffnen. Unter den Geschossen einer

nahen Batterie warf er sich auf die Janitscharen, trieb sie zurück und nahm die Geschütze; jetzt drang das erste Treffen des rechten Flügels in die türkischen Laufgräben. Übermacht hemmte die Kaiserlichen und brachte sie in Verwirrung, Janitscharen stürmten ihnen nach in die Verschanzungen des kaiserlichen Lagers. Plötzlich erschien Eugen zu Roß zwischen den gefährdeten Schanzen, unmittelbar vor den feindlichen Reitern, die schon ihre Säbel nach ihm schwangen; er ordnete und rief zum Widerstand auf. Da gewahrte er, wie den Gegner die Siegeszuversicht hinriß; die linke Flanke der Türken wurde frei; Eugen warf ihr Dragoner und Kürassiere entgegen. Indessen hatten unten im Tal die kaiserlichen Reiter des linken Flügels die Reihen der Spahis zersplittert; auch auf dem rechten Flügel brachen die kaiserlichen Reiter in den Raum zwischen den umkämpften Gräben vor, das zerschlagene Zentrum schloß sich wieder, den eingekeilten Feind bedrängend, und schon ritt die Reiterei des linken Flügels in geschlossenen Reihen die Hänge hinan, während auch auf dem rechten die Kavallerie einsprang. Der Wesir hatte vor seinem Zelt unter der heiligen Fahne unbeweglich den Verlauf der Schlacht überwacht; nun jagten die ersten Flüchtlinge ins Lager. Vergebens suchte er sie aufzuhalten, dann stürzte er sich mit wenigen Getreuen auf den heranstürmenden Feind; eine Kugel traf ihn am Kopf; im nächsten Augenblick überfluteten Flüchtlinge und Sieger das Lager, das mit allen Zelten, Wagen, Geschützen und Waffen, Pauken und Roßschweifen, Kamelen, Zugochsen, Pferden und seltenen Stoffen zur Beute wurde.
So glühte die Sonne von Zenta zwanzig Jahre nach dem ersten großen Siege noch einmal; nun war der Weg nach Temesvár frei. Eugen schwankte, an welcher Stelle er die Theiß überqueren sollte; dann fiel die Wahl auf Zenta. Hier hatte Pálffy Brücken schlagen lassen; an einem Abend im August sammelte Eugen, der mit der Reiterei vorausgeeilt war, sein Heer auf dem alten Schlachtfeld; gegen Mitternacht passierten die Reiter den Strom. Die Hauptstadt des Banats, die in vergangenen Kriegen wiederholt von den Kaiserlichen angegriffen worden war, lag unbezwungen zwischen ihren Sümpfen; Moscheen überragten die alte und morsche, mit kleinen Türmen besetzte Ringmauer, die ein niederer, aus Palisaden gebildeter Wall umzog. In den mit Erde umkleideten Bastionen steckten die Geschütze; die Bega zerteilte

mit ihren vielen Wasseradern das Gelände und füllte die Gräben; im Norden lagerte sich eine zur Festung ausgebaute große Insel vor die Stadt, im Süden eine kleine, die das von der Bega umflossene Schloß deckte.
Hier, im Süden, stellten sich die Reiter auf, die Belagerer gegen Entsatzheere zu verteidigen, während die Artillerie langsam von der Theiß her nachrückte und postiert wurde und die Infanterie im Norden ihre Gräben zog und den Sturm auf die große Insel vorbereitete. Unter furchtbarem Geheul, Fackeln schwingend, stürzten die Janitscharen nachts aus dem Tor, berittene Tataren warfen sich den Angreifern in die Flanke; aber der Ausfall scheiterte an der entschlossenen Gegenwehr der Belagerer und auch der wütende Angriff eines Entsatzheeres prallte an Pálffys Reitern ab. Streifen fanden in einem verlassenen Lager die aufgeschichteten Köpfe kaiserlicher Soldaten. Unter Granaten und Gewehrfeuer hatten die Angreifer mit dem Wasser zu kämpfen, das sie abzuleiten suchten; es staute sich und überschwemmte die eigenen, an die Festung heranführenden Gräben; alles war zum Sturm bereit, als Eugen noch zögerte und die Grabenübergänge festigen und verbreitern ließ. Kundschafter meldeten, daß der Großwesir mit einem großen Heer heranziehen wolle; auch die Tataren der Krim sollten auf dem Marsche sein. Am Morgen des Sturmtags, dem Geburtstag des Kaisers, ermahnte Eugen die kampfbereiten Truppen, ihre Pflicht zu tun und ihr Leben einzusetzen für das Wohl der Christenheit. Eine Geschützsalve gab das Zeichen; Alexander von Württemberg führte an der Spitze der mittleren Kolonne die Grenadiere auf den schwankenden Grabenübergang gegen die Bresche. Die Verteidiger sprangen auf die Wälle; nach hitzigem Kampf faßten die Grenadiere in allen drei Breschen Fuß – viele warfen sich, wo die Brücken nicht ausreichten, in die Gräben hinab. Dann rückte die Infanterie unter Trommelwirbel mit fliegenden Fahnen nach. So wurde die Insel genommen; unter heftigem Geschützfeuer ergab sich einige Tage später die Stadt, nachdem Eugen »zur Verhinderung menschlichen Blutvergießens« den Kapitulationsentwurf des Verteidigers Kara Mustapha angenommen hatte. »Mit allen unseren Weibern, samt Kindern und allem, was in unsern Häusern an Effekten sich befindet, wie auch mit Wagen und Pferden und anderem Vieh«, durfte Kara Mustapha die Festung verlassen. Das

Banat, das sich so lange als ein gewaltiges Vorwerk der Türken in Ungarn behauptet hatte, war gewonnen.
Noch im Lager von Temesvár empfing Eugen die Nachricht, daß Papst Clemens XI. dem Türkenbezwinger den geweihten Hut und Degen gesandt habe; es schien dem Prinzen nicht schicklich, die Zeremonie im Lager vorzunehmen. Auf der Rückreise nach Wien fuhr er in sechsspännigem Wagen in der alten Bischofsstadt Raab ein, die zu seinen Ehren geschmückt worden war; Reiter geleiteten ihn, der Feldmarschall Heister begrüßte ihn am Tor; auf dem Markt erwartete ihn die Garnison. Eugen bestieg in der Domkirche einen erhöhten Sitz und wohnte der Messe bei; dann ließ er das von dem Abgesandten des Papstes überreichte Breve verlesen, empfing er Degen und Barett. – Von Wien aus dankte er dem Heiligen Vater für die »unverdiente Auszeichnung des Schwertes und Hutes, welche, indem sie mit der größtmöglichen Feierlichkeit vollzogen wurde, mich nicht nur an die göttliche Gnade erinnern, sondern mich auch zu großen Unternehmungen für die gerechte Sache Gottes, des Kaisers und der Christenheit aneifern wird[1].« Wenigstens für diese Stunde hatte die Tat Eugens den Papst, der so ungern die neue Macht des Hauses Habsburg in Italien sah, mit dem Kaiser versöhnt; im Wandel der Zeit war das alte Reich noch einmal deutlich sichtbar in der Geschichte erschienen. So fern das Jahrhundert, so fern Eugen selbst, der die Prägung der Ära Ludwigs XIV. trug, den Zeiten der Sachsen, Salier und Staufer war, so war in diesen Tagen doch mit der alten Aufgabe auch die alte Würde wieder erkämpft worden: das Innerste, der Glaube in seiner festen Gestalt und die Forderung nach der Ordnung der Welt aus dem Glauben war geblieben, ebenso wie die Feindschaft des Unglaubens, die sich dieser Ordnung entgegenstellen muß. Aber weniger von der Kraft des Kaisers als von der Krone und ihrem Gesetz wurde das Reich getragen; mächtig war das Reich wieder geworden durch den Feldherrn, der, unbestechlich und unbeirrbar, in seiner Treue zum Kaiser der unabänderlichen, in der Krone beschlossenen Forderung der Geschichte diente.

---

[1] Feldzüge des Prinzen Eugen von Savoyen, herausgegeben von der Abteilung für Kriegsgeschichte des k.k. Kriegsarchivs. Wien 1876ff.



England und Holland wollten – vielleicht in der Hoffnung auf günstige Handelsverträge – den Frieden zwischen dem Kaiser und den Osmanen vermitteln; die Pforte selbst schien ihn zu wünschen; Eugen war dagegen; man wußte, daß der Sultan aufs neue rüstete. Vertraulich schrieb Eugen dem Grafen Mercy, daß er immerfort an die Belagerung Belgrads denke. Die aufs neue ausgeschriebene Türkensteuer brachte beträchtliche Summen aus dem Reich und den Ländern ein; so wurde der Feldzug vorbereitet. Am 13. Mai des Jahres 1717 war dem Kaiser eine Tochter geboren worden: die Erzherzogin Maria Theresia; am 14. Mai nahm Eugen vom Kaiser Abschied. Karl VI. überreichte dem Prinzen ein mit Diamanten besetztes Kruzifix: unter diesem Zeichen werde er siegreich sein. Vielleicht streifte sie beide die Ahnung einer großen Gefahr; Eugen soll dem Kaiser sein Testament anvertraut haben[2].

Unterhalb der Festung, wo Inseln aus einer breiten Biegung der Donau tauchten und die Wucht der Strömung hemmten, ließ der Feldherr eine Brücke schlagen; hier überwachte er am linken Ufer den Übergang des Heeres, dann rückte er flußaufwärts in das Mündungsgebiet der Save. Wo die Flüsse zusammenrauschten, in dem von ihnen gebildeten rechten Winkel erhob sich die Stadt; von dem hohen, steilen Schloßberg herabfallend ergoß sich die Häusermasse in die Ebene zwischen den Flüssen, wo hohe Verschanzungen die breit hingelagerten Vorstädte einfaßten. Die Ströme und die von ihnen umspülten befestigten Inseln schützten die Bergfeste im Rücken und an den Seiten. Der mächtigen Festung gegenüber erbaute der Prinz die Festung seines Lagers; er schob ein Reiterkarree vor, das die Belagerten beobachten sollte. Aber größere Gefahr drohte im Rücken; der Großwesir hatte bei Adrianopel ein Heer gesammelt und zog eilig mit furchtbarer Übermacht heran. Eugen ließ zu beiden Seiten seines Lagers über die Save und die Donau Schiffbrücken bauen, um die Verbindung mit der Heimat zu halten; Schiffe legten sich vor die Schiffbrücken, sie zu sichern. An der von der Stadt abgekehrten Seite des Lagers ließ der Prinz gewaltige Gräben ziehen und Verteidigungswerke aufwerfen, in denen geschützte Tore sich öffneten. So war die Stadt vom Lande abgeschlos-

2 Alfred von Arneth, Prinz Eugen von Savoyen. Wien 1858, 3 Bände, Bd. II.

sen, das Lager gegen Überfälle gedeckt. Als ein furchtbarer Orkan über das Lager hereinbrach, die Ströme schwellte und an den Schiffbrücken riß, wagten die Türken einen Angriff auf den Brückenkopf an der Save; die Verteidiger ließen sich von der Überzahl der Angreifer so wenig schrecken wie von ihrem Geschrei und wie sie sich zuvor vom Unwetter hatten verwirren lassen. Mit größerem Glück griffen die Janitscharen die Verschanzungen an der Donau an; erst die von Eugen gesendeten Kürassiere warfen die Feinde in den Strom. Aber bald nachdem die schweren Geschütze begonnen hatten, ihre Granaten auf die dürftigen Häuser zu schleudern, erschienen leichte türkische Reiter hart vor dem Lager Eugens; auf den von einem Bach umflossenen Höhen südlich der Donau baute sich die bunte, riesige Zeltstadt auf, während noch immer Fußsoldaten, Geschütze und Wagen sich heranwälzten und die Laufgräben der Feinde sich in der Richtung auf das kaiserliche Lager ausstreckten. Nun schlugen die Geschosse des Entsatzheeres im Lager ein, die Batterien auf den Wällen Belgrads antworteten. Die Kaiserlichen hatten vor sich die Festung, die von einer bedeutenden Garnison verteidigt wurde, im Rücken das unübersehbare Entsatzheer, zu beiden Seiten die Ströme; es war kein Rückweg mehr offen. Denn wie hätte die Armee im Angesicht des Feindes die Brücken über die Donau oder über die Save überschreiten sollen? Eugen blieb fest: »Entweder werde ich mich Belgrads oder die Türken werden sich meiner bemächtigen.« Von den noch möglichen Entschlüssen wählte er auf seine Weise den kühnsten: dem Feind im Angesicht der belagerten Stadt eine Schlacht zu liefern.

Er ließ wenige Regimenter in den Laufgräben vor Belgrad und eine geringe Besatzung im Lager und brach in einer gefährlich hellen Nacht in tiefem Schweigen auf. Am Morgen schien es, als sollte ihm fallender Nebel zu Hilfe kommen; doch der Nebel wurde so dicht, daß die Reiter Pálffys auf dem rechten Flügel unversehens an die Gräben der Türken gerieten; vorzeitig brach die Schlacht los. Denn schon griff das Fußvolk des rechten Flügels mit ein, und in solcher Masse, daß das Zentrum wankte. Inzwischen hatte die Infanterie auch auf dem linken Flügel im dichten Nebel feindliche Gräben erreicht und genommen. Als plötzlich der Nebel zerriß, zeigte es sich, daß die Schlachtordnung der Kaiserlichen in der Mitte auseinanderklaffte. Eugen riß das zweite

Treffen an sich und warf es auf den Feind, und während der Kampf noch schwankte, stürzte er sich schon mit der Reiterei auf die Flanke der Türken. Nun schloß sich die Linie wieder und brach mit ihrer ganzen Wucht über den Gegner herein, bald auch die letzte noch immer feuernde Batterie im Zentrum der feindlichen Stellung überspülend. Über die Hügel und Hänge hinter dem Türkenlager fluteten die Flüchtlinge, umschwärmt von kaiserlichen Reitern, vorüber am Großwesir, der von einer Höhe aus verzweifelt das Unheil übersah. Die Beobachter auf den Zinnen Belgrads verloren den Mut des Widerstandes; schon am zweiten Tag nach der Schlacht ward die Kapitulation geschlossen nach dem Muster des Vertrages von Temesvár und ein Tor der Festung geöffnet. Eugen bat in seinem Bericht an den Kaiser für den Prinzen von Württemberg, der das Fußvolk geführt hatte, um das Kommando der eroberten Festung; wie immer rühmte er die Tapferkeit der Truppen. Aber keiner seiner Siege sollte von der Nachwelt so hoch gepriesen werden wie die Schlacht vor Belgrad, und sicherlich mit Recht: in schwerster Gefahr hatte Eugen unter dem Möglichen mit Umsicht das Äußerste gewagt und mit feurigem Mut getan.
Auch jetzt hielt der Sieger Maß; wie er im vergangenen Jahr nach dem Sieg von Peterwardein sich mit Temesvár begnügt hatte, so wollte er nun über Belgrad nicht hinaus; er riet dem Kaiser zum Frieden: das mittlere und südliche Serbien sei sehr schwer zu halten. Militärische Demonstrationen genügten im folgenden Jahr, die Pforte zur Annahme des Friedens von Passarowitz zu bewegen; Temesvár und das Banat, Belgrad und ein Streifen Landes südlich der Donau wurden kaiserlich. Aber Eugen hat die Tragik des Sieges, die Unverrückbarkeit der Schranken, die dem Sieger gezogen sind, während seines ganzen Lebens erfahren; es scheint ein Gesetz der Welt zu sein, daß sie die Prägung eines einzigen Willens niemals annimmt. Wir wagen nicht zu entscheiden, mit welchem Recht oder Unrecht der Feldmarschall Guido Starhemberg Eugens Gegner wurde und namentlich den Feldzug gegen Belgrad herber Kritik unterwarf; wir möchten das Andenken eines tapfern, weniger glücklichen Generals nicht kränken. Der Prinz, so hieß es, habe das Heer zwischen Donau und Save auf eine schwer zu verantwortende Weise in Gefahr gebracht. Vielleicht hat Eugen wirklich etwas gewagt, was keinem zweiten erlaubt war, was nur ein Feld-

herr tun konnte, der unter der Gnade stand. Gefährlicher wurde ihm die Gegnerschaft seines Vetters, des Königs Viktor Amadeus von Sizilien, mit dem er vor Turin gesiegt hatte. Der im pfälzischen Krieg bestandene Konflikt zwischen der Bindung an das Haus und der Bindung an die Aufgabe kehrte mit furchtbarer Härte zurück, als der König für seinen Sohn Karl Emanuel um eine Tochter des Kaisers Joseph warb und durch die geplante Heirat seinem Haus einen neuen Anspruch auf italienische Länder, vielleicht auf Mailand, zu sichern hoffte. Eugen erkannte des Königs Absicht und stellte sich ihr entgegen; nun suchte Viktor Amadeus den Prinzen durch eine Intrige zu stürzen; der savoyische Gesandte scheute sich nicht, Eugen beim Kaiser verräterischer Pläne zu bezichtigen. Karl VI. war nicht stark genug, diese Verdächtigungen abzuweisen. Eugen entdeckte das Spiel, zerriß das Gespinst und forderte Genugtuung: wolle sie der königliche Gesandte nicht gewähren, so werde er, der Prinz, sie als Fürst des Hauses Savoyen zu fordern wissen[3]. Die Kreaturen des Gesandten wurden von den Gerichten streng und öffentlich gerichtet, der König mußte sich zu einem Entschuldigungsschreiben bequemen, aber das Verhältnis zum Kaiser, der in der Sorge um seine Macht dem Argwohn nicht widerstanden und dem treuesten Diener die Treue nicht gehalten hatte, war verletzt und konnte in den folgenden Jahren nur langsam wieder gesunden.

Doch Eugen hatte sich längst die Lebensform geschaffen, in der er die Ungnade ertragen, die Irrtümer der Menschen verschmerzen konnte; er war nicht abhängig von den Meinungen, die man von ihm hegte, und nicht darauf angewiesen, daß seinem Dasein von außen ein Wert verliehen würde. An seinen Offizieren genügte es ihm nicht, daß sie allein Soldaten waren; er suchte in seinen Untergebenen nach einem Menschentum, das zu vielerlei Diensten und Geschäften befähigte; was er forderte, war nur das Abbild der ihm selbst eigenen, gemäßen Form. Er wollte niemals nur Soldat, nicht einmal nur Staatsmann sein. Sein gewaltiges militärisches und politisches Wirken wurde vielmehr im Gleichgewicht gehalten von seinem reichen, zum guten Teil freilich verborgen gebliebenen persönlichen Leben. Er hätte als großer Herr seinen Neigungen und Freuden leben können, ohne die Aufträge der

---

[3] Arneth, Band III.

Fürsten und Staaten zu erwarten, ohne des Beifalls der Menschen zu bedürfen. Früh schon hatte er mit dem Bau des Belvedere begonnen, des fürstlich großartigen Doppelschlosses im Angesicht der Stadt. Hier, in dem reich und streng gegliederten Park, dessen Bäume und Strauchwerk bald geschlossene schattige Räume bildeten, bald vor festlich offenen Flächen zurücktraten, soll der Bauherr selbst die trockenen Blätter von den Sträuchern entfernt haben[4]. Er liebte die Bäume und Pflanzen und scheute keine Mühe, sie herbeizuschaffen und zu pflegen; einen Gärtner ließ er in Haarlem ausbilden; noch aus Persien ließ er Pflanzen kommen. Im Jahr der Schlacht von Belgrad rief er den Gartendirektor des Kurfürsten von Bayern nach Wien. Und ebenso gerne wie vor seltenen edeln Gewächsen oder den Wasserkünsten verweilte er vor den Käfigen seiner Menagerie; hörte er von in Ostende angelangten Kauffahrern[5], so fragte er nach fremden Tieren. Die Zeitgenossen wollten von geheimnisvollen Beziehungen zwischen dem Schloßherrn und seinen Tieren wissen; einen Steinadler fütterte er täglich; ein mächtiger Löwe starb mit seinem Herrn, ein Geier hat ihn um fast hundert Jahre überlebt. Eugen ließ die Tiere sogar malen und die Bilder in seinen Schlössern aufhängen.

Er beauftragte Fischer von Erlach, den Palast in der Himmelpfortgasse zu bauen; Harmonie und Würde, Grazie und Ernst, Stolz und Leichtigkeit des Gebäudes spiegeln den Geist des Bauherrn vielleicht besser, als es Worte vermöchten. Die vor den Türken errettete Stadt war den Menschen gleichsam neu geschenkt worden; die Freude am architektonischen Ausdruck des Seins, der Zug zu beschwingter ausgeglichener Größe, einer belebten harmonischen Majestät der Form waren in den großen Geschlechtern so mächtig geworden, daß der Kaiser in seiner altertümlichen Burg weit hinter ihrer Baulust zurückblieb. Überall in der Stadt und auf dem Lande riefen die Herren die Werkleute an die Arbeit. Eugen ließ in Bellye in Ungarn ein festes, von einem Turm, Wällen und Vorwerken verteidigtes Schloß errichten; er baute in Promontor unter dem Ofener Gebirge an der Donau und legte weite Gär-

---

[4] Friedrich Engel-Jánosi, Prinz Eugens Verhalten zur Kultur seiner Zeit. Österreichische Rundschau, 6. Heft 1923.

[5] Arneth, Band III.

ten um das neue Schloß von Ráczkeve an; hierher brachte er Steinböcke aus seinem Stammland Savoyen. Aber er wollte auf diesen Schlössern nicht allein, sondern inmitten tüchtiger, zufriedener Menschen leben; so rief er gleich den andern Herren deutsche Siedler nach Ungarn; er teilte ihnen Saatgut und Land zu und befreite sie von Abgaben und Frondiensten. Auf der Insel Csepel wurde ein Dorf, das in Trümmern gelegen war, neu erbaut; ein anderes Dorf erhielt den Namen des Gründers, und vielleicht war dieser Ruhm ihm teurer als der einer gewonnenen Schlacht; hatte er es auf seinen Zügen doch immer mit Schmerzen gesehen, daß das Landvolk gequält, fleißige Arbeit gestört wurde. In seinen späteren Jahren besuchte er die ungarischen Schlösser nicht mehr; so erwarb er Schloßhof und vergrößerte es durch die angrenzende Herrschaft Engelhartstetten; in Schloßhof lebte er am liebsten, obgleich ihm der Kaiser, nachdem Eugen die belgische Statthalterschaft niedergelegt hatte, noch Siebenbrunn schenkte. Der Prinz hatte ein Bedürfnis nach weiten Räumen, langen Fluchten, nach einem großen tätigen Gefolge; er liebte es, Gäste zu empfangen und im Herbst die Jagd in die großen Wälder aufbrechen zu sehen. Und doch fiel es ihm gewiß nicht schwer, allein zu sein. Er mochte sich dann in die Bilder holländischer Meister und vor allem die Schlachtenbilder versenken, die eine große und furchtbare Wirklichkeit in den Bereich der Kunst erhoben und dort verklärten – eine Wirklichkeit, deren entsetzlichen Jammer sich die Menschen verhehlen –; er hatte eine Freude an sonderbaren Menschengesichtern, die seine Porträtsammlung ihm vergegenwärtigte. Eine höhere Freude bereitete ihm der Prinz von Elbœuf, als er ihm die ersten in Herculanum ausgegrabenen Statuen sandte[6], oder gar der Papst, der ihm den aus dem Tiber wieder erstandenen betenden Knaben geschenkt haben soll.

Vielleicht noch kostbarer erschien ihm eine Handschrift Leibnizens; es war eine Zusammenfassung der Monadologie, die Leibniz in seinen Wiener Jahren [1712–1714] eigens für Eugen schrieb; man spottete, daß der Prinz das Manuskript so sorgfältig verwahre, wie die Priester zu Neapel das Blut des heiligen Januarius[7]. Leibniz hatte ihm auch die

---

[6] Arneth, Band III.

[7] K. Th. Heigel, Aus drei Jahrhunderten. Wien 1881.

Denkschrift über eine in Wien zu errichtende Akademie gesandt: es war die große, durch so viele Lebensjahre bewahrte Hoffnung des Philosophen, die diesen noch bewegte, als er zwei Jahre vor seinem Tode Abschied von Wien nahm. Permoser hatte Eugen dargestellt, wie er mit der linken Hand die Tuba der Fama zu verschließen sucht; so auch, als einen Helden, der die Tugend über den Ruhm stelle und strenge Billigkeit über das feile Lob der Schmeichler, feierte ihn Jean Baptiste Rousseau, ein armer umgetriebener Dichter, dem sein nicht zu zähmender Witz und der Haß der Neider zum Verhängnis geworden war. Epigramme, deren Autorschaft er bestritt, trugen dem Dichter die Verbannung aus Frankreich ein; Eugen nahm sich seiner gütig an. Er liebte die klangvollen, streng geformten und bei allem Schwung klaren, fast nüchternen Verse, die sich in den vertrauten Allegorien, nicht in neuen Bildern bewegten, große Herren und scheinhafte Götter feierten oder auch mit schwerem Gepränge sich zum Lobe Gottes erhoben; um der Dichtkunst willen riet Eugen dem ihn Befragenden von der Geschichtsschreibung ab. Es sei gefährlicher, Geschichte zu schreiben als zu dichten; wende man sich der Vergangenheit zu, so erreiche man kaum die nötigen Dokumente; schreibe man aber über die Gegenwart, so sei es schwer, es jedermann recht zu machen und nicht zu viel oder zu wenig über Lebende zu sagen. Auch gebe es immer Personen und ganze Nationen, die nicht gefallen würden, so behutsam man sie auch darstellen wollte. Mitten im Krieg, im Lager zu Peterwardein, dachte Eugen an seinen Dichter und sandte ihm einen köstlichen Edelstein; aber des Feldherrn skeptische Bemerkung über die Lebenden schien später von Rousseau selbst bestätigt werden zu sollen. Während Eugen sich bemühte, seinem Schützling in den österreichischen Niederlanden die Stelle eines Hofhistoriographen zu verschaffen, ließ sich Rousseau verleiten, an einer Intrige teilzunehmen, die in des Prinzen Geschäftsträger in Belgien Eugen und seine Statthalterschaft selber treffen sollte. »Ich hätte niemals geglaubt, daß Rousseau sich an solchen Umtrieben beteiligen werde«, sagte Eugen, als man ihm davon berichtete. Er empfing Rousseau, da er nach Wien zurückkam, und schien es dem Dichter nicht anzurechnen, daß er auch jetzt von seinen Anschlägen nicht lassen wollte. Dem großen Talent zuliebe sah Eugen über die Schwäche des Menschen hinweg, nach seiner Weise die Verdienste freudig ehrend,

aber kein Bedürfnis fühlend, die Fehler zu richten. Wurden sie nicht schon dadurch gerichtet, daß man sie sah? Und wie konnte ein Dichter sich und sein Talent in solchem Maße erniedrigen, daß er erst seinen Gönner feierte und dann ein Schmähgedicht auf ihn schrieb?

Was der Umgang wohl meist versagte, das gewährten die Bücher. Er sei hinreichend versehen, sagte Eugen zum englischen Gesandten in der Zeit der Ungnade, da er an die Niederlegung seiner Ämter dachte; die Zeit werde ihm nicht lang werden[8]. Und Rousseau bekannte in einem Brief, daß in Eugens Bibliothek sich fast kein einziges Werk befinde, das der Eigentümer nicht gelesen oder überflogen habe. Seine Korrespondenten berichteten ihm über Neuerscheinungen; er selbst wählte die Bücher aus, die er aus dem Haag, aus Brüssel, London, Mailand, Rom und Bologna kommen ließ. Die Beauftragten mußten die schönsten und seltensten Ausgaben im größten Format und im besten Druck besorgen. Eugen bemühte sich, seine Anschaffungen gerecht auf die verschiedensten Wissensgebiete zu verteilen; er duldete keine Bevorzugung; die ganze Wirklichkeit der Welt und des Geistes ging ihn an. Die Geschichtswerke ließ er in rotes Leder binden, theologische und juristische Schriften in dunkelblaues, naturwissenschaftliche in gelbes; allen wurde sein Wappen in Gold aufgeprägt. So füllte sich die Bibliothek im Belvedere, wo in schöner Ordnung die aus Buchsbaum gefertigten, mit grünem Tuch ausgeschlagenen Schränke standen. Die Atlanten und naturwissenschaftlichen Werke, die Sammlung der Bildnisse berühmter Männer und Frauen, vor allem die philosophischen Werke erlangten vielleicht doch ein gewisses Übergewicht, wenngleich die griechischen Dichter in lateinischer Sprache, die Werke Miltons und Kostbarkeiten des Mittelalters wie des guten Königs René Roman vom liebebefangenen Herzen und eine Straßenkarte des römischen Reiches aus dem 13. Jahrhundert nicht fehlten[9]. Prinz Eugen stand unabhängig zwischen den geistigen Bezirken, seiner Zeit nah und fern. Er verabscheute den Zwang in Sachen der Religion, aber er hatte nicht dieselbe Freude wie viele seiner Zeitgenossen an Voltaires Werken. In einem der drei Säle war der Kamin mit dem Bild eines

---

[8] Wolfram Suchier, Prinz Eugen als Bibliophile. Weimar 1928.

[9] Suchier.

Philosophen geschmückt, der die Weltkugel maß; dieses Bild sprach den Geist aus, der in der Sammlung wie im ganzen Haus waltete, den die Architektur symbolisierte.

Vielleicht hätte der Schloßherr in seinem täglichen Leben den Satz Pascals nicht zu fürchten brauchen, daß die Tugend eines Menschen nicht an seinen großen Unternehmungen gemessen werden solle, sondern an dem, was er für gewöhnlich tue. Aber der Ruhestand, mit dem er sich wohl hätte abfinden können, war ihm so wenig vergönnt, wie er ihn wünschte. Die Gegner vermochten ihn nicht zu verdrängen; Ungnade lähmte ihn nicht; sein mächtiges Wirken durchdrang in den folgenden Jahren das ganze Leben der kaiserlichen Staaten, das Spiel der großen Mächte, die nach dem Erbfolgekrieg für eine Weile dem Krieg entsagten und sich mit den Waffen der Diplomatie begnügten. Als Präsident des Hofkriegsrats reinigte Eugen nach den im Krieg gewonnenen Erfahrungen, vor allem aber aus dem Geist, in dem er den Krieg geführt, die Verfassung des Heeres; ohne sich vor berühmten Namen zu scheuen, bekämpfte er mit Entschiedenheit das Protektionswesen und die Käuflichkeit der Stellen, wie er es schon unter Joseph I. getan hatte. Mit seinem eigenen Dragonerregiment suchte er ein Beispiel strenger Zucht zu geben; so beharrlich er auf die Vervollkommnung der Streitmacht, auf ihre ständige Kriegsbereitschaft bedacht war, so wenig wollte er es zulassen, daß das Heer im Krieg oder im Frieden das Volk bedrückte. Niemals verzieh er es dem Feldmarschall Heister, daß er in Ungarn durch rohe Kriegsführung die Menschen zur Verzweiflung getrieben hatte[10]. Es sollte eine Ehre sein, dem Kaiser zu dienen. Nun gelang auch die festeste Verbindung der österreichischen Länder mit Ungarn: der ungarische Reichstag erkannte das gemeinsame Heer als eine gesetzliche Einrichtung an [1715] und ließ es zu, daß die in Ungarn stehenden Formationen zu einem Teil von Deutschen gebildet wurden[11].

Noch immer stieg die Macht des Kaisers. Als Philipp V. von Spanien den Versuch machte, die verlorenen italienischen Länder wieder zu gewinnen, und eine Flotte gegen Sardinien sandte, stieß er auf einen Vier-

---

[10] Arneth, Band III.

[11] Wilhelm Schüßler, Prinz Eugen [Meister der Politik]. Stuttgart.

bund der Großmächte; Karl VI. legte den so lange eigensinnig bewahrten spanischen Königstitel nieder und tauschte vom Herzog von Savoyen Sizilien für das karge Sardinien ein. Aber um dieselbe Zeit war das Haus Habsburg von seinem Erlöschen bedroht; der Kaiser mußte um die Anerkennung der Erbfolge seiner Tochter Maria Theresia ringen und sollte sie mit schweren Opfern erkaufen. Es war die große politische Aufgabe der dem Krieg folgenden Jahrzehnte, die alle Entschlüsse beeinflußte, alle Erfolge beschattete, alles Streben fesselte. Letzte Höhe und Ende des Kaiserhauses fielen zusammen. Dem Zerwürfnis mit Spanien folgte gegen den Rat Eugens ein Bündnis; als England, Frankreich, Holland und Preußen sich zu einer großen Allianz zusammenschlossen, schien der Krieg schon loszubrechen. Aber Friedrich Wilhelm von Preußen fühlte sich in der Allianz mit Frankreich und England nicht wohl; noch immer lebte in ihm eine gewisse Neigung zum Kaiser und Kaisertum, und er wollte sie nicht aus seinem Herzen tilgen, die letztes Erbe ferner Zeit war. Die Bindung an Kaiser und Reich und leidenschaftliches rücksichtsloses Trachten nach der Erhöhung der preußischen Krone bekämpften sich in seiner ebenso mächtigen wie zwiespältigen Natur. Er bedurfte der Hilfe des Kaisers in Sachen der pfalz-neuburgischen Erbschaft; gegen die Zusicherung seiner Ansprüche auf Berg und Ravenstein erkannte er die Pragmatische Sanktion – die weibliche Erbfolge im Kaiserhaus und die Unteilbarkeit der kaiserlichen Länder – an. Wenige Jahre waren vergangen, seit der argwöhnische König, von einem Betrüger verleitet, es für möglich gehalten hatte, daß Eugen sich an einem niedrigen Komplott gegen ihn beteilige. »Ich bin zwar kein König von Preußen«, hatte Eugen damals dem sächsischen Feldmarschall Grafen Flemming erklärt, »aber es gibt niemand, vor dem ich zurückstehe an Lebhaftigkeit des Ehrgefühls. Ich bin nicht der Mann, in anderer Weise als an der Spitze eines Heeres und auf Befehl des Kaisers gegen Preußen aufzutreten.« Nun, nachdem das Bündnis von Wusterhausen geschlossen war, sprach Eugen, alles Persönliche vergessend oder überwindend, frei von der Leidenschaft, die so oft die Könige erniedrigte, seine Freude über das Einverständnis aus. Er hätte sich schon lange gewünscht, sich dem König gefällig zu erweisen. Aber seine Majestät werde einsehen, daß dies bisher nicht habe geschehen können, »solange Sie sich nicht allzu patriotisch geäußert haben«. Nicht

einen Augenblick vergaß Eugen die Gefahr, die dem Kaiser von Preußen drohte; scharf hatte er Friedrich Wilhelm beobachtet, nicht minder scharf beobachtete er den Kronprinzen. Er hielt es für »Falschheit«, daß Friedrich sich im Jahre 1731 bereit erklärte, um Maria Theresia zu werben[12], zugleich aber für ein Zeichen dafür, daß der junge Herr sich mit großen Plänen trage. Drei Jahre später stand Friedrich im polnischen Erbfolgekrieg unter Eugen am Rhein; das Glück wollte damals den greisen Feldherrn verlassen. Nur langsam hatte sein Heer, von Heilbronn heranziehend, Bruchsal erreicht. Die Hoffnung auf eine große Schlacht mußte man aufgeben; vergeblich versuchte der Prinz, wenigstens die Festung Philippsburg zu retten; man wollte den Rhein in das französische Lager leiten, aber das Wasser fiel plötzlich, so war alle Mühe umsonst. Doch Eugens Blick für Menschen war scharf geblieben; je schlechter es um die Sache des Kaisers stand, dessen Heere nun auch in Italien ein Mißgeschick nach dem andern erlitten, in der Lombardei von dem achtzigjährigen Marschall Villars geschlagen wurden und bald Neapel und Sizilien an die Spanier verloren, um so wichtiger war es, den Kronprinzen von Preußen zu gewinnen, gerade weil er so gefährlich war. Eugen fühlte den Zauber des jungen Prinzen, »welcher sich dereinst mehr Freunde als sein Vater in der Welt machen und ebenso viel Schlimmes als Gutes wird tun können«.

Welche Versuchung, sich den alten, schon krankenden Feldherrn und den jungen Fürsten vorzustellen vor dem vom Mißgeschick beschatteten Kriegslager am Oberrhein; den berühmten Kriegshelden, dem die eigene Kraft wie die Welt die Tat nicht mehr zugestehen will, und den von Ehrgeiz verzehrten, schon furchtbar erfahrenen Jüngling, dem vielleicht morgen schon die Tat gelingt! [Daß auch sie ihn wieder einfordern, daß die erste Tat ihn vielleicht das ganze Leben kosten wird – wie soll er das ahnen!] Sie stehen zwischen ihren Stunden, und wenigstens Eugen mag das spüren, der andere hoffen. Aber wie oft man sie auch später vergleichen und darauf hinweisen mochte, daß der Kronprinz Eugens Erbe gewesen sei und auch die Symbole des äußeren Lebens dafür zu sprechen schienen – Sanssouci spiegle das Belvedere, und der betende Knabe aus dem Tiber wurde in der Tat aus dem Belve-

---

12 Schüßler.

dere nach Sanssouci gebracht – so verschieden waren sie doch; Eugen glaubte, Friedrichs inneres Leben war die Tragödie des Nichtglaubenkönnens. Eugen war einfach, aber erleuchtet, Friedrich von skeptischer Genialität. Eugens Seele war ruhig, die Seele Friedrichs in furchtbarer Bewegung; seine gewaltige, beharrliche Willenskraft bewies sich gerade an der Gefahr, täglich ein anderer zu sein. Wie sie verwandt waren in der Anlage zum raschen Entschluß und im Bedürfnis ihrer Naturen, das ganze Dasein auf den einmal gefaßten Entschluß zu werfen, so waren sie einander nah im Sinn für die Wirklichkeit, für die objektive Gegebenheit der Welt, einem Sinn, der sie unter den Deutschen zu einsamen Gestalten macht. Aber zu dieser Wirklichkeit gehörte für Eugen die Ehrfurcht vor der Krone des Kaisers; Friedrich kannte diese Ehrfurcht nicht mehr; außerhalb ihrer Grenzen diente er dem Gebot der eigenen Krone, doch ohne an das Heilige der Krone und an ihre unbedingte Geltung zu glauben. Friedrich kannte seinen Dämon, ließ sich von ihm fortreißen und widersetzte sich ihm an der Stelle, wo er ihn hinabstürzen wollte – dies war es vielleicht, was ihn im tiefsten Grunde zum Einzigen machte, der zugleich siegte und gezeichnet war; von Eugen wissen wir nicht, ob er einem Dämon begegnet ist, es sei denn im Blitz und Rausch der Schlacht. In der Führung des Lebens gehorchte er dem Auftrag des Reiches; Eugens Kraft war der Glaube an sein Recht, seine tiefe Übereinstimmung mit dem Vermächtnis, das er verteidigte.
Aber da es nicht gelungen war, den künftigen Gegner einzuschränken, so riet Eugen zum Bündnis mit Preußen. Gewähren lassen durfte der Kaiser den gefährlichen Nachbarn nicht: er mußte ihn entweder entschlossen bekämpfen oder zum Freunde haben. Rußland sollte der dritte Verbündete sein[13]. An den Einsichten, die Eugen während des Krieges geleitet hatten, hielt er in der Politik der Friedensjahre fest; das alte Land des Reiches links des Rheins schien ihm erstrebenswerter als italienische Herrschaften, Bayern wichtiger als Belgien; ihm stand eine geschlossene, fest geordnete, lebendig gegliederte Macht vor Augen, auf der die Krone sicher ruhte. Von des Kaisers liebster Unternehmung, der ostindischen Handelsgesellschaft, versprach sich sein Wirklichkeitssinn nichts; endlich mußte Karl die Gesellschaft der Anerkennung der

---

[13] Schüßler.

Pragmatischen Sanktion durch England opfern. Vergeblich hatte Eugen, mit dem Herzen noch immer an seinem Haus und dem Geschick des savoyischen Landes hängend, versucht, ein neues Einvernehmen zwischen Savoyen und dem Kaiser zu stiften. Als Viktor Amadeus plötzlich der Macht überdrüssig wurde, die er in verzehrender Leidenschaft ebenso klug wie rücksichtslos aufgebaut hatte, und die endlich errungene Königskrone in die Hände seines Sohnes Karl Emanuel legte – er erfuhr die ganze Tragik des Verzichts, verzichtend, ohne verzichten zu können, und sollte es bitter bereuen – hoffte Eugen aufs neue, die »beiden Staaten vollkommen geeinigt zu sehen«. Doch der Sieger von Turin widerrief seinen Verzicht; eine Königstragödie, die vielleicht ohne Beispiel ist, geschah zwischen Vater und Sohn. Unter allen, die den tragischen Schauplatz jener Jahre betraten, hat wohl niemand die Fragwürdigkeit der an das Irdische gefesselten Macht, das Problem der Herrschaft, so tief erfahren wie der erste König des Hauses Savoyen. Während aber Karl Emanuel mit dem Vater um die Krone kämpfen mußte, die dieser ihm übergeben hatte, blieb er der Politik des Vaters treu: sie erschien als das Gesetz seiner Macht. So scheiterten Eugens Hoffnungen auf ein Einverständnis mit Savoyen noch einmal. Um dieselbe Zeit, da kaiserliche Hilfstruppen auf dem Marsch waren, die dem König gegen Frankreich beistehen sollten, erklärte Karl Emanuel dem Kaiser den Krieg. Eugen wurde auf das schmerzlichste, als »Prinz des Hauses Savoyen«, von dieser Wendung getroffen.

Noch im Lager zu Bruchsal, ein Jahr vor seinem Tode, vertrat der Reichsfeldherr in seiner letzten Denkschrift seinen alten Lieblingsgedanken, die Vereinigung Bayerns mit Österreich; die Erzherzogin Maria Theresia sollte sich mit dem bayrischen Kurprinzen, nicht mit Franz von Lothringen vermählen. Aber Karl VI. wünschte die Verbindung mit dem lothringischen Hause; die junge Fürstin folgte ihrem Herzen. Und wer könnte sagen, daß sie damit Unrecht getan habe; war es doch später in dem furchtbaren Kampf um ihr Erbe, das auch das Erbe Eugens war, gerade die Kraft des Herzens, unter der sich ihre höchsten Eigenschaften entfalteten! Vielleicht konnte sie, anders als ihr Gegner, nur mit der »erlaubten Liebe« im Herzen herrschen, nur als glückliche Frau die Not der Geschichte bestehen, ihre Völker verbinden; so hohen Geistes sie war, so sollte sie doch mächtig werden durch die Liebe und

ihre allverbindende, ordnende Kraft, und vielleicht hätte sich das Einmalige ihrer Herrschaft, das Menschliche, nicht vollendet, wenn das Menschentum in ihr selbst gebrochen worden wäre.

Eugen hatte den Krieg um die polnische Thronfolge widerraten, der Kaiser sich dennoch entschlossen, im Bündnis mit Rußland und Preußen August III. von Sachsen gegen Stanislaus Leszczynski, den Kandidaten Frankreichs, zu stützen; der Preis war die Anerkennung der Pragmatischen Sanktion durch den Kurfürsten. Nach dem Unglück des ersten Feldzugs am Rhein reiste Eugen im folgenden Jahre [1735] nur mit größtem Widerstreben zum Heer; der Husten verließ ihn nicht mehr, so schwer war ihm schon das Sprechen gefallen, daß der Kaiser auf die Unterredung verzichtet und Eugens Rat schriftlich eingeholt hatte. Wieder stritten sich im Lager zu Bruchsal die Generäle und Fürsten der Hilfstruppen, litten die Kaiserlichen Mangel, war der Feind bedeutend überlegen. Karl VI. hatte dem Prinzen zwei Dinge ans Herz gelegt: eine Schlacht zu liefern und für seine Gesundheit zu sorgen. Aber der Feind stand jenseits des Rheins; Eugen hielt es für zu gefährlich, den Strom zu überschreiten. Es war fast schon Herbst, da der Prinz im Lager bei Heidelberg die russischen Hilfstruppen bewundern konnte. Aber auf den Beistand der Seemächte war keine Hoffnung mehr; noch einmal stellte Eugen von seinem Hauptquartier aus dem Kaiser die ganze Gefährlichkeit seiner Lage vor: »Sollte es Frankreich gelingen, wie es auf alle Weise zu tun sucht und ihm zu erreichen nicht allzu viel Mühe kosten wird, Bayern, Sachsen und Preußen zu vereinigen, so ist für die Zukunft fast nichts gewisser, als daß die Erblande gänzlich zergliedert oder wenigstens völlig verheert und der Schauplatz eines furchtbaren Krieges sein werden.« Die deutschen Erblande seien fast unbewehrt, Ungarn und Böhmen zum Aufstand immer leicht zu erregen. Wieder sprach Eugen die furchtbare Sprache der Wahrheit, der er während seines ganzen Lebens die Treue gehalten: »Mir tut es im innersten Herzen weh, Euerer Majestät so unangenehme Dinge vorstellen zu müssen. Da aber Allerhöchstdieselben so gemessen mir anbefehlen, meine Meinung über alles und jedes klar und deutlich auszusprechen, so werde ich dieselbe so wie sie in meiner gewissenhaften Anschauung begründet ist, hier kundtun. Euere Majestät aber werden es als ein Kennzeichen meines pflichtmäßigen Eifers ansehen, welchen ich ohne irgend eine

Nebenabsicht von Jugend auf für Ihr allerdurchlauchtigstes Haus gehabt habe und bis in mein Grab unverbrüchlich festhalten werde[14].«
Im tiefsten Geheimnis erklärte sich Frankreich zum Frieden bereit; Eugen drängte zum Abschluß. Nun zeigten sich die ersten Risse in dem großen Staatsgefüge, das er hatte errichten helfen: Neapel und Sizilien gingen verloren. Aber der Kaiser erwarb dafür Parma und Piacenza und vor allem die Anerkennung der Pragmatischen Sanktion; die Vermählung Maria Theresias mit Franz von Lothringen ward beschlossen; sie sollte mit einem seltsamen Ländertausch bezahlt werden. Der junge Herzog mußte sich zu seinem Schmerz von den Ländern seiner Väter, den Herzogtümern Lothringen und Bar trennen und sie dem einstigen Polenkönig Stanislaus Leszczynski, dem Schwiegervater Ludwigs XV., überlassen; das Land Toskana, das Erbe des erloschenen Mediceerhauses, sollte ihn dafür entschädigen. So löste sich Lothringen vom Reich und ging in den Machtbezirk des französischen Königs über, während sich das Kaiserhaus noch stärker auf Italien stützte.
Zwei Tage nachdem die Präliminarien unterzeichnet waren, reiste Eugen nach Wien zurück; er war so erschöpft, daß er die vielen Fragen des Kaisers nicht mehr mit eigener Hand beantworten konnte. Karl VI. fühlte, was er verlieren sollte; mehr denn je suchte er den stärkenden Rat des Prinzen. Nun riet Eugen selbst, die Vermählung der Erzherzogin mit Franz von Lothringen nicht hinauszuzögern: die Ungewißheit mußte beseitigt werden; die Erbländer bedurften der Ruhe; die Völker sollten die künftigen Herrscher sehen. So wurde der Bund der Liebe geschlossen, auf dem die Verheißung eines großen, noch ferne Zeit durchdringenden Segens ruhte. Es geschah unter der Zustimmung, wenn auch nicht in der Gegenwart des Reichsfeldherrn, der schon zu schwach war, als daß er an den Feiern hätte teilnehmen können. In die Hand einer Frau war das Werk des Prinzen Eugen gegeben; er ahnte den Kampf, der ihr bevorstand, er kannte die Gegner. Und vielleicht fühlte er, der so tief in die Herzen der Menschen blickte, auch Trost und Zuversicht: die Krone, der er gedient, würde über allen Kämpfen ihren Ruhm, ihre Hoheit bewahren, als das höchste weltliche Zeichen in der Geschichte.
Aber auch ein Trost anderer Art war ihm beschieden. Er pflegte keinen

---

[14] Arneth, Band III.

Feldzug anzutreten ohne geistliche Vorbereitung; auch jetzt, in den Tagen der Krankheit, empfing er das Sakrament[15]. So schweigsam er war, so hatte er seinen Unwillen gegen die Übertretung der göttlichen Gesetze, gegen die Lehren abgefallener Geister nie verhehlt; wer von göttlichen Dingen zu ihm sprach, blieb nicht ohne Antwort, ohne die Zustimmung eines gläubigen Herzens. – Eine gewisse Heiterkeit seines Wesens blieb ungetrübt; als es Frühjahr wurde, hoffte er wieder zu genesen; er empfing wieder Gäste. Wie er es immer getan, ging er den Ankommenden entgegen, begleitete er die sich Verabschiedenden zur Tür. Nach seiner Gewohnheit fuhr er am Abend zum Hause der Gräfin Batthyány. Es waren die letzten Stunden edler, durch lange Jahre bewahrter Freundschaft. Die einzige Frau, der Eugen vertraut haben mag, erwies sich vor der Nachwelt seines Vertrauens würdig durch ihr Schweigen. Er kehrte an jenem Abend früh zurück. Das Medikament, das ihm der Kammerdiener bot, lehnte er ab. Am Morgen fanden ihn seine Leute leblos, wie schlafend; sein Körper war ruhig ausgestreckt, Friede lag auf seinen Zügen. Ein sanfter Tod hat ihm die Macht genommen, die für ihn nur Amt gewesen ist.

Vielleicht hatte Eugen in dieser Zeit niemanden mehr, den er liebte; in enger Beziehung stand er zum Kaiser, aber Karl VI. war sein »Herr« und wohl weniger zugänglich als es der väterliche Leopold, der tatkräftige Joseph gewesen war; Eugens Brüder waren alle gestorben, seine Nichte Viktoria, die Tochter seines Bruders Thomas Ludwig, die als Erbin anerkannt wurde, ließ seine Medaillen und Bilder und selbst das Bildnis Kaiser Josephs I. und den Ehrendegen der Königin von England verkaufen. Schwerlich kann die Geselligkeit seiner Lebensform darüber täuschen, wie einsam er war. Seine geistige Heimat war fern; auf seinem italienischen Feldzug, zwischen Höchstädt und Turin, bat er den Kaiser Joseph, es zu entschuldigen, daß er nicht eigenhändig schreibe, »zumahlen bekanntermaßen auf Teitsch zu schreiben Ich nit versieret bin«. Der Zwiespalt zwischen seinem Stamme und dem Kaiserhaus, an dem er tief gelitten haben mag, wurde noch am Toten offenbar: unter hohen Ehren begrub man seinen Leib im Stephansdom, das Herz sandte man nach Turin.

---

15 Arneth, Band IV.

Er war die grande âme, die große Seele einer schon geschwundenen Zeit: jene Seele, deren beherrschtes Leid die französischen Tragiker ausgesprochen haben; seine Persönlichkeit war so stark, daß er wesentlich im Überpersönlichen lebte. Selten ist es der Nachwelt gelungen, ihm ganz gerecht zu werden, so wenig sie es auch an Lob und Verehrung fehlen ließ; wer versucht ihn zu erfassen, wird nur zu bald die eigene Unzulänglichkeit spüren. Verstanden wurde er vielleicht nur vom Volk, das ihn als den edeln Ritter feierte, der mit den Ungläubigen kämpfte, und ihn als Erretter aus der Türkennot nicht vergißt; es sah das Reine und Kühne in ihm, so wie es auch, unbekümmert um die äußere Wirklichkeit, in »Marlbruck« das unbedingt Heldische sah und rühmte, das im Leben nicht ungetrübt erschien. Der Ritter lebt nicht für sich selbst. Auch die heiße Lust der Tat, des Kriegstanzes, die Wucht und Schnelligkeit des Handelns, Eugens Geheimnis, das Schicksalhafte dröhnen in dem Volkslied fort; doch verhallt es nicht im Jubel, sondern im Schmerz. Denn erst vor Belgrad läßt das Volk den edeln Ritter seinen jungen Bruder Ludwig verlieren, der doch schon vor mehr als dreißig Jahren zur Zeit des Türkensturms auf Wien gefallen war; vielleicht fühlte das Volk, das so gerne das Herz hinter den Taten sucht, daß Eugen einen Menschen geliebt haben muß und daß dieser Einzige nur sein Bruder sein konnte. So mischen sich in die kühnen kriegerischen Klänge die dumpfen der Trauer, und mit ihnen endet das Lied, als wolle es sagen: es war eine heiße Liebe und ein großer Schmerz im Leben des Helden, und einmal durften sie zu ihrem Recht kommen, als die Heiden geschlagen wurden und die furchtbare Not jener Zeit abgewendet war.

»Prinz Ludewig, der mußt aufgeben
seinen Geist und junges Leben,
ward getroffen von dem Blei.
Prinz Eugen war sehr betrübet,
weil er ihn so sehr geliebet
ließ ihn bring'n nach Peterwardein.«

WER DEN KÖNIG in seinem letzten Jahr hinter den Soldaten zur Kirche fahren sah, der erschrak über die dunkeln Flecken der Krankheit in dem aufgedunsenen Gesicht, aus dem nur die Augen in ihrer alten, durchdringenden Klarheit leuchteten. Der Schlaf, der keine allzuweite Strecke dieses Lebens überschattet hatte, kommt jetzt noch seltner: das Kinn auf das Holz des Stuhles gestützt, verwacht Friedrich Wilhelm unter bohrenden Schmerzen die Nächte. Furchtbar gellt die Stimme des Gefesselten durch die Zimmer; die Diener, die Pagen zittern; auf das äußerste gereizt und überreizt prügelt sich der König so sehr in Wut, daß man fürchtet, er könne vom Herzschlag befallen werden unter Schelten und Flüchen, den Stock in der Hand. Von den Pistolen auf seinem Tisch weiß das Gerücht, daß sie mit Salz geladen seien, um den Dienern wütende Schmerzen ins Fleisch zu brennen: Schmerzen, denen gleich, die für Stunden und Tage des Kranken der einzige Inhalt seines Lebens sind. Der Anblick der Grenadiere, die er sonst wohl in sein Zimmer kommen ließ, hat keinen Trost mehr für ihn: er würde ja doch nur einen Fleck auf einem blauen Rock, einen schlechtsitzenden Riemen bemerken und aufs neue in rasende Wut verfallen. Wenigstens ein Dutzend Menschen muß ihn umstehen, über deren Gesichter seine Augen mit bösem Argwohn gleiten: sie alle warten ja nur auf seinen Tod. Heute sind sie noch Sklaven, bereit, seinen Tritten sich darzubieten; morgen glauben sie frei zu sein. Ob sie dann wirklich frei sein werden? Der Ausdruck des Leidens um seinen Mund wird zu einem stechenden Lächeln: er, der alte Menschenquäler, ist dann unter der Erde; aber der neue Menschenbeglücker, auf den sie hoffen, wird sie vielleicht alle zum Teufel schicken. Was wissen sie in ihrem Glückshunger von einem König und seinem Amt?

Um ihn muß Reden und Laufen sein: vielleicht kann er dann, mitten unter Gesprächen und dem Lärm der Schritte, sich für eine Stunde im Schlaf vergessen; in der Stille kann er es nie. Die alte Unruhe, die sein Werk in nicht ermattendem Schwung erhielt, wird zur Folter: draußen geht die Unrast drängender Arbeit durch sein Land, dieses Treiben, das er erwecken mußte, weil es in seinem Blut ist; und er selbst ist gebannt in vier stumpfe Wände. Aber treibt dieser Pulsschlag noch? Beginnt man nicht schon, sich erleichtert zu fühlen, gehen die Post-

wagen und Postreiter nicht schon langsamer; wird man nicht schon nachlässiger im Bestellen der Felder, seit man weiß, daß er die Saat nicht mehr sehen, die Ernte nicht mehr vergleichen wird? Und – wenn er eines Tages doch wieder den Wagen durch die Felder jagte und durch die breiten Straßen Gumbinnenes vor das Kammergebäude, daß der weiße Schrecken unter die Perücken fährt? Vermöchte der Wille, der tote Erde in Ackerland verwandelte und einem Volk die Idee seiner Form gab, nicht auch dies? Doch wozu sich betrügen; die Wahrheit ist stark wie der Tod; es ist aus; auch die Jagdhörner gellen nicht mehr; mag der Fürst von Dessau die Meute ausbrechen lassen, die lange schon tobt und heult in den Ställen, und die Hirsche aufstören und die Keiler: sonst werden noch Jäger und Hunde verderben. Friedrich Wilhelm hat »auf der Welt nichts mehr zu jagen«.

Aber gefangen zu sein, nicht mehr forschen, prüfen, überraschen zu können! Die Pferdeknechte werden den Stall nicht mehr kehren, und noch der jüngste Küchenjunge wird träg. Sie wissen zu gut: der König schilt und tobt in seinem Zimmer, aber er wird unser Handwerk nicht mehr stören. So läßt er sich einen Stuhl fertigen, auf dessen Armlehnen Drehgriffe, dem Griff einer Kaffeemühle ähnlich, die Räder an den Füßen in Gang bringen: ein armseliger Notbehelf; in solchen Stühlen pflegt man Kinder gefangen zu setzen, oder man überläßt sie ihnen, wenn sie heranwachsen, zu ihrem Vergnügen. Ächzend quält sich der König auf dem seltsamen Gefährt durch die Zimmerflucht; oft geht das Rollen und Knarren durch die Nacht, in der die Kerzen nicht erlöschen, die Befehle und Schreie nicht verstummen. So schleppt sich ein verwundetes Tier mit schleifendem Körper noch fort, lieber die verdoppelten Schmerzen ertragend als erzwungene Ruhe. Wenn die Trommeln unten schüttern und die Pfeifen ins Blaue stoßen, so rollt Friedrich Wilhelm auf seinem Stuhl gegen das Fenster: dann sieht er, machtlos wie ein Kind, Reihe um Reihe die Macht ins Unübersehbare wachsen, die er geschaffen hat. Noch gehorchen sie ihm. Aber Qual und Haß schießen ihm ins Herz, wenn er dessen gedenkt, dem sie bald gehorchen werden.

Furchtbarer ist nichts als die Stille; als der träge Gang der Stunden, die Wartezeit vor dem Ende. Wird man ihn vergessen? Er reduziert die Speisefolge der königlichen Tafel: bis zuletzt soll man wissen, daß er

herrscht; aber man soll auch wissen, daß der König und seine Familie nicht ihrer selbst wegen da sind, sondern um des Dienstes willen: dieses Beispiel vor allem soll sich erhalten. Wird man es verstehen? Wird der Eine, der über die Dauer des Werkes, den Wert der Opfer allein entscheidet, sein ganzes Leben unter dieses Beispiel stellen, wieder schaffen, wieder opfern, und das Gebot endlich weitergeben, das mehr als Werk und Opfer gilt? Wer weiß, mit welcher Begierde man eben in Rheinsberg auf jeden Hufschlag lauscht; wie die Höflinge, ekles Sklavenpack, die Augen verdrehen nach einem jeden Berliner Brief, ob sie die Zeichen der Trauer daran gewahren können; wie sie bereit sind, jetzt ihr Gesicht im Schmerz zu verziehen und im nächsten Augenblick wieder zu strahlen und zu glänzen im Licht der »aufgehenden Sonne«. Wenn man sich schon in Berlin und Potsdam auf diese Kunst versteht; wenn die alten Generäle des Tabakskollegiums nicht zu einfältig sind, um nicht beizeiten ihre Referenz vor dem neuen Herrn zu machen und den Freund Freund sein zu lassen, auch wenn er ein König ist: wie werden dann die Wortverdreher in Rheinsberg erst weinen und lächeln zur richtigen Zeit! Aber er? Diener, Freunde, Umwelt sind nichts; in dem Einen ist das Schicksal, das Unbeherrschbare, das kommen muß. Der König sieht den Sohn wieder, rasch und strahlend eintreten in das Tabakskollegium; die Generäle fliegen von den Sitzen, im Augenblick vergessend, daß hier, am Tisch der Freunde, kein Rangunterschied gilt, kein Titel, keine Majestät; denn sie wissen nur eins: daß der Jugend die Macht gehört. Was war da auf seinem Gesicht? Triumph? Erschütterung? Könige sind keine Väter; werdende Könige keine Söhne. Aber was ist ein sterbender König? Nichts.

Das Furchtbarste ist die Stille. Er läßt sich das Handwerkszeug bringen, mit dem er sich einst, mitten unter seinem Werk, den Ärger vertrieb, und beginnt zu hämmern und zu zimmern: Kästchen aus Lindenholz. Für wen? Wozu? Aber der Hammerschlag und das Knarren der Säge füllen das Zimmer und lassen die Fenster zittern; draußen bleiben die Bürger stehen, wenn einmal die Nacht sie vorübertreibt: der König hämmert. Mögen sie es hören: der König schafft; der König ist noch da. Mag es ihnen den Schlaf verstören im Schloß: jetzt noch; vielleicht ist dies die letzte Nacht, da sie den Takt seiner Arbeit hören.

Aber im Lärm quält eine Frage: stiller, vernehmlicher als der Lärm.

Die Seele macht sich los von allen Menschen und Dingen ihrer heißesten Liebe: wo will die Seele hin? Zinzendorf hat einen Brief geschrieben, etwas anmaßlich und etwas reich an Worten, wie es die Art dieses Propheten ist; doch die quälende, erweckende, unüberwindliche Frage war darin: des Königs Unsterbliches schicke sich zur letzten Reise an; vielleicht habe der König nicht alles getan für seine Seligkeit. Friedrich Wilhelm ließ zurückschreiben: er stehe mit seinem Gott und seinem Heiland auf so gutem Fuße, daß er ihrer Gnade versichert sei; ein Kopfhänger sei er nicht, und er glaube auch nicht, daß darin der Glaube bestehe. Allein der Graf war nicht beruhigt: er habe »einige dubia«. – »Soll seine dubia schreiben, soll sich mir explizieren.« Die Antwort kommt: ein langer Sermon über die Bekehrung auf dem Krankenbett. Dies ist die Art der Prediger: beugen, zerknirschen wollen, sich, mit dem Tod im Bunde, zu Herren der Könige zu machen. Er aber will seinem Gott so aufrecht entgegengehn, wie er gelebt. Er läßt sich die Lieder singen, in denen ein tieferer Trost ist, als in den Worten der Prediger: »Warum sollt' ich mich denn grämen? / Hab ich doch / Christum noch / Wer will mir den nehmen?« Doch schon die zweite Strophe reizt ihn zum Widerspruch: »Nackend lag ich auf dem Boden / Da ich kam / Da ich nahm / Meinen ersten Odem / Nackend werd ich auch hinziehen.« »Das ist nicht wahr«, fällt er ein; »ich werde in meiner Montierung begraben.« Als Soldat hat er gelebt, und als Soldat will er sich zur letzten Rechenschaft stellen.

Die alten Sorgen und Nöte kehren zurück; ob die Bauern nicht doch noch mit Handmühlen mahlen in Preußisch-Litauen? Bei Memel müssen Windmühlen gebaut werden. Man könnte dort auch Hopfengärten anlegen und Schäfereien gründen auf der Plaschker Heide und bei Heidekrug. Dort liegt die Erde noch tot: wieviel Menschen könnte sie ernähren, wieviel Tiere! Sicher werden sie bei der nächsten Ernte wieder ihre kleinen Garben mit frischgemähtem Getreide binden statt mit Strohseilen, aber die Landräte und Amtsleute sollen es aus dem Grabe ihres Königs noch einmal vernehmen, wie man Garben bindet in Preußen. – Jetzt werden sie mit ihren Pflügen auf die Äcker fahren: mit deutschen Pflügen, wolle es Gott! Jetzt werden sie säen: das Wetter scheint gut. Die Ernte aber – wie wird sie ausfallen in diesem Jahr? Wer wird sie wägen? Das Frühjahr ist gekommen, dem kein Sommer,

kein Herbst mehr folgen wird. Mögen die Ärzte sich winden und drehen bei jeder Frage: Friedrich Wilhelm erkennt den Tod, der vor ihm steht. Zum letzten Male fährt der König an den Häusern der Friedrichstadt vorüber: den Wänden ohne Schmuck, den kahlen Fenstern, der nüchtern-unendlichen Perspektive. »Adieu, Berlin; ich will in Potsdam sterben!«
Er kommt in seine Stadt, die, unfertig noch immer, von Baulärm dröhnt; Fuhrwerke rattern über aufgewühlte Straßen; die Stadt strebt, wie das Land, wie das Heer, in eine andre Zeit. Bald läßt er sich wieder hinaustragen unter die Bauleute, in die hastende Unruhe des Werkes. Dort, am Fundament eines Gebäudes in der Nähe des Marstalls, im Getriebe seiner großen Werkstatt, trifft ihn der Sohn, der von Rheinsberg eilig heransprengte. Friedrich stürzt dem Sitzenden weinend in die Arme; sie umfassen einander. Wie? Tränen, herzliche Worte? Dies ist der Augenblick, an dem alle teilhaben: der Hof, die umherstehenden Bürger und Werkleute, alle die Gaffer; aber sie haben einander mehr zu sagen: der König, der da geht, und der König, der kommt.
Das letzte Vermächtnis bleibt geheim. Friedrich blickt in das treibende Staatswerk, das in Gang gebracht wurde von der vollen Kraft eines Lebens und diesen Antrieb nicht einen Tag entbehren kann, wenn es nicht stocken soll. Mehr noch: er überschaut das vollendete Tagwerk eines Königs, eine furchtbare Forderung an ihn selbst. Wäre jetzt noch der erbitterte Streit von einst zwischen ihnen: wie sollte der Sohn sich nicht für besiegt bekennen? Das Land ist vermehrt; der Schatz begründet, das Heer geschaffen; mehr als dies alles: der Mensch ist gebildet für seinen Dienst; wer vermöchte Größeres zu hinterlassen? »Sir, Eure Majestät« nannte ihn der Vater in vergangenen Jahren, nicht ohne die bittere Aufforderung, sich noch ein wenig zu gedulden; und auch das andere harte Wort: daß, im Falle des Versagens, der Vater auch im Grabe noch lachen werde über ihn, ist schwerlich vergessen; es ist ihnen nicht gegeben, das letzte Mißtrauen zu überwinden. Vater und Sohn können sie nicht mehr sein: sie sind einander zu fremd und zu ähnlich zugleich. »Es steckt ein Friedrich Wilhelm in dir«: dieses Lob auf der letzten Revue war die größte Verheißung für den Sohn, der größte Trost für den Vater. Was aber liegt am Menschen? Auf den König kommt es an.

Denn Friedrich Wilhelm vererbt nicht nur Reichtum und Kraft: er vererbt Feindschaft, die den ganzen Staat umstellt, immer größer und gefährlicher werdend mit der eigenen Macht. Dieses Heer ist kein Spielzeug, ob es auch oft den Anschein erweckte; und es wird von niemanden als Spielzeug gewertet. Der Krieg ist unter allem Künftigen das gewisseste Ereignis; vielleicht hätte man ihn längst schon wagen sollen; aber Gott hat es nicht gewollt. Der Befehl von oben, die letzte Notwendigkeit stellten sich nicht ein. Sie werden kommen: es wird keine Waffe geschmiedet in der Welt, die von der Welt nicht erprobt wird. Zu mißtrauen ist allen: den Staaten und ihren Dienern; aber, wider Willen fast, kämpft sich das tiefste, von Haß erfüllte Mißtrauen durch: gegen Habsburg. Starb der Kurfürst nicht als ein Betrogener, ohne es zu wissen? Friedrich Wilhelm *weiß* sich betrogen: dies ist die schlimmste Enttäuschung, brennende Schmach. Denn der Kaiser, dem er diente, wie sein Vater ihm gedient hatte; an dessen heiliges Amt er glaubte, verbündete sich mit Frankreich: mit eben der Nation, die ihm am stärksten widerstrebt. Sie wollen ihm die Bergische Erbschaft nicht gönnen; auch Todfeinde werden eins, wenn es gilt, Preußen niederzudrücken. Frankreich garantiert dem Kaiser dafür, daß Preußen die Bergischen Lande nicht besitzen soll; der Kaiser ist tückisch und würdelos genug, diese Garantie von Frankreich zu fordern. Und wenn Friedrich Wilhelm die Macht seines Hauses vermehrte, wo immer er konnte: hier ist er besiegt. Aber der nüchterne »Wirt in Preußen« ließ schon in früher Jugend für seinen Wappenadler die Devise prägen, daß er der Sonne nicht weichen solle; ist auch der Glaube an Habsburg zerbrochen: so lebt doch der Stolz der Brandenburger noch; und in ihm verstehen sich Vater und Sohn. Der König hat einen Schmerz, einen Haß zu vererben: denselben, der den Kurfürsten zu verzehren begann, als er eben seine Macht zu begründen, sein Leben zu krönen hoffte: Haß und Schmerz fressen weiter von Geschlecht zu Geschlecht, bis die Flamme hervorbricht.

Der Brandschein dieses Kampfes fällt schon auf die Welt, andere werden ihn führen; für den König beginnt indessen ein Kampf, in dem ihm niemand zur Seite steht. Noch wurzelt seine ganze Kraft in der Erde, der er gedient; der Schmerz hat ihn nicht gebrochen; noch ist er Herr und will es sein, ob auch der Tod ihn zeichnet. Aber soll der Haß nicht

schon auf Erden enden, nicht erst im letzten Atemzug? Roloff, der Propst, sucht ihn vorzubereiten für das andere Reich. Ob der Sterbende sich nicht versöhnen wolle mit dem König von Hannover, mit dem er von Knabenzeit an in Feindschaft gelebt? – Aber der Hannoveraner hat ihm »alles gebrannte Herzeleid« angetan: im Herzen sei ihm vergeben, nicht mit Worten von lebendigen Lippen; nach Friedrich Wilhelms Tode mag die Königin ihrem Bruder schreiben, daß ihm verziehen worden sei. – Doch der Propst will nicht nachgeben: warum läßt der König nicht jetzt schreiben, da er noch lebt? – Friedrich Wilhelm bleibt fest: »Nein, wenn ich tot bin, soll es die Königin tun.« – Ist der Propst aber gegangen, in der unheimlichen Stille über dem ruhenden Werk, kommen die Zweifel, von denen Zinzendorf sprach, die auch der Propst zu haben scheint; Friedrich Wilhelm läßt Roloff wieder rufen: »Wie ich höre, zweifelt Er noch an meiner Seligkeit, was tue ich dann, daß Er so urteilt?« – Der König habe seinen Sinn noch nicht gewandelt nach dem Beispiele Christi, erwidert der Propst; und wenn er selbst durch ein Wunder in den Himmel käme: wie sollte er dort Freude haben, ohne seine Armee, seinen Schatz, sein Reich; ohne die Diener, an denen er seinen Zorn auslassen könne? Schritt für Schritt, als gälte es in einer Schlacht vor feindlicher Übermacht ehrenvoll zu weichen, geht der König zurück; er zählt erst die Sünden auf, die er nicht getan, dann erst bekennt er die begangenen, und nun in solcher Ausführlichkeit, daß der Propst ihn ermahnen muß: es gäbe keine Ohrenbeichte unter Protestanten. Generäle und Diener stehen um den Krankenstuhl; vergeblich bittet Roloff, sie zu entlassen: »Es sind lauter ehrliche Leute, sie können hier bleiben«, erwidert der König; Friedrich Wilhelm hat sich nie von den Seinen entfernt im Leben; er hat ihnen nichts zu verbergen von seinem Menschentum und will auch sterben unter ihnen. Kommt aber der Propst auf das Letzte: auf die Änderung des Sinnes und die Trennung des Herzens von der Erde, so schweigt der König; endlich bekennt er seine Meinung, daß »in diesem Stücke die Könige vor den andern etwas voraus hätten«; auch müßten ihn seine Taten rechtfertigen vor Gott. Noch stärker dringt der Prediger in ihn ein, die harten Urteile aufzählend, die Friedrich Wilhelm in Berlin wegen des Bauens, in Ostpreußen über untreue Beamte verhängt; doch der König beharrt: er tat es im Dienste, den Gott von ihm gewollt.

Aber er fühlt es wohl, ob er es auch nicht zugeben will: das Herz des Christen muß brechen, eh es der Tod noch bricht; und wenn seine Liebe noch immer an dem Werk, an den Menschen hängt, für die er gelebt: so will er sich selbst zur Abkehr zwingen. Er läßt den Sarg ins Zimmer tragen, der lang schon bereitsteht: einen schweren Eichensarg mit kupfernen Griffen. Zufrieden betrachtet er die Stätte seines letzten, schmerzlosen Schlafs. Aber das Schauspiel, das ein König selbst nach seinem Tode noch geben muß, beschäftigt ihn wieder: es ist bis ins Geringste durchdacht, und so mögen der Sohn, die Freunde und Diener es noch in seiner Gegenwart hören, wie sie es halten sollen mit seinem Leichnam. Man soll ihn waschen, mit einem reinen Hemd bekleiden und aufbahren auf einem »hölzernen Tisch« [so wie er während seines ganzen Lebens die Polster verschmähte]; nach einigen Stunden sollen sich einige Offiziere, die Doktoren und die Feldscherer versammeln, um der Öffnung des Leibes beizuwohnen; es ist auf das gründlichste zu examinieren, woran er eigentlich gestorben und »wie es in seinem Leibe aussieht«. Indessen empfangen die Soldaten des Leibregiments neue Montierung und neue Hüte; der Hauptmann von Langen und die Offiziere der Unrangierten desgleichen.

Sechs Subalterne vom zweiten und dritten Bataillon und die Unrangierten stehen Wache in der Stadt. Den folgenden Tag stellt sich das Regiment vor dem Schloß auf. Das erste Bataillon macht Front gegen das Gebäude; der rechte Flügel steht am Wasser, wo die Mauer anfängt; das zweite Bataillon daneben, das dritte hinter dem zweiten. Jeder Grenadier hat drei Patronen erhalten. Von den Fahnen, den Pfeifen und Hautboen weht Flor; auch die Trommeln sind schwarz überzogen; die Offiziere tragen Flor auf den Hüten und an den Armen, und die Feldzeichen sind umwickelt. Der Leichenwagen, der aus dem Berliner Marstall genommen wurde, hält an der grünen Treppe, »die Köpfe der Pferde nach dem Wasser zu«. Acht Hauptleute des Leibregiments tragen den Sarg herab, treten dann aber sofort in die Reihen zurück. Wenn die Pferde anziehen, nimmt das Regiment das Gewehr verkehrt unter den linken Arm, und die Tamboure schlagen den Totenmarsch. Die Hautboisten blasen das Lied »O Haupt voll Blut und Wunden«. Dann fährt der Leichenwagen am Regiment vorüber und dem eisernen Tor des Lustgartens zu, wo er hält, damit das Regiment an ihm

vorbeimarschiere. So grüßen sich noch einmal der König und seine Soldaten. Die Bataillone stellen sich vor der Garnisonkirche auf, dann kommt der Wagen heran, gefolgt von Friedrich und dem kleinen Ferdinand in Uniform; Wilhelm und Heinrich bleiben beim Regiment; Generäle und Offiziere mögen folgen, sofern sie wollen. Die acht Hauptleute treten vor und tragen den Sarg in die Kirche, und zwar durch die Tür, durch die der König sonst gegangen ist. Der beste Degen, das beste Feldzeichen, ein Paar vergoldete Sporen und ein Helm aus der Berliner Rüstkammer liegen auf dem Sarg. Vor dem Gewölbe unter der Kanzel setzen die Hauptleute ihre Last nieder, um wieder in ihre Divisionen zu treten; die Hautboisten blasen, und der Kapellmeister Ludovici spielt die Orgel; unter den Generälen und übrigen Offizieren werden sich schon einige finden, die dem König die letzte Ehre erweisen und den Sarg in die Gruft tragen. Vierundzwanzig sechspfündige Kanonen, die man aus Berlin gebracht und auf der Plantage aufgestellt hat, feuern zwölfmal, mit Geschwindschüssen, »Feuer auf Feuer«; das Gewehrfeuer fällt ein, dann dröhnen die Kanonen wieder. – Von da an beginnt das Kommando des neuen Herrn: »die Grenadiere bringen die Fahnen dahin, wo Ihr, mein lieber Sohn, befehlen werdet.« Die Kompanien marschieren nach ihren Quartieren; ein jeder Grenadier soll das gewöhnliche Biergeld haben. Am Abend werden alle Generäle und Offiziere im großen Saal des Schlosses mit dem besten Faß Rheinwein traktiert. Vierzehn Tage darauf wird man in allen Kirchen des Landes die Leichenpredigt halten nach dem Text: »Ich habe einen guten Kampf gekämpft.« Des Lebens und Wandels des Königs soll, auf das ausdrücklich zu erwähnende Verbot hin, nicht mit einem Worte gedacht werden; doch soll man dem Volk sagen, daß er als ein großer und armer Sünder gestorben sei und Gnade gesucht habe bei seinem Gott und Heiland. – Die Diener erhalten keine Trauerröcke, nur Flor für die Hüte.

Er hat den Abschied erlebt, Szene um Szene des letzten Schauspiels gesehen, aber sein starkes, leidenschaftliches Herz löst sich auch jetzt noch nicht völlig aus der Umklammerung der Erde. Da, am einunddreißigsten Mai, packt ihn die Unruhe an, die noch größer ist als alle treibende Unrast seines Lebens. Er schickt nach dem Sohn, den Ministern und Generälen; dann, noch im ersten Grau des Morgens, läßt er sich durch

die Zimmer rollen in das Gemach der Königin: »Fiekchen, steh auf; ich muß sterben.« Die Stunde ist gekommen, wo die Liebe langer Jahre die letzte Bewährung fordert: den Arm, in den sich der Sterbende lehnt. Doch seine Unruhe treibt ihn zurück durch die Zimmer der Kinder und in die eigenen Gemächer; die Befohlenen sind noch nicht da, nur die treuesten: der Fürst von Dessau, der General von Hake. Friedrich Wilhelm läßt sich zum Fenster schieben, auf den Marstall hinunterzusehen, wo die Pferde schon ungeduldig werden in der Frühe. Man soll die Tiere herausführen, damit jeder der Freunde sich eines wähle. Aber der Fürst trifft die Wahl nicht gut: jenes ist besser. Wo stecken die Stallknechte? Warum dauert es so lange, bis sie satteln? Zum Teufel, sie verwechseln das Sattelzeug! Sieht dieser Tölpel nicht, daß Zügel und Sattel nicht zusammenpassen? Man sollte ihn prügeln. Aber der Schmerz schließt die zerstörten Glieder mit glühenden Fesseln an das Holz. Hake soll hinuntergehen und diesen Kerl das Satteln lehren.

Die höchsten Beamten des Staates sind versammelt, Friedrich an ihrer Spitze. Vergebens müht sich die Stimme des Sterbenden um verständliche Laute. Blassen, verweinten Gesichts empfängt der Kronprinz Szepter und Krone und die Schlüssel des Schatzes. Der Major von Bredow verliest die Abdankungsurkunde. Man soll sie allen Höfen bekanntmachen; die ganze Welt soll es wissen, daß Friedrich Wilhelm, König in Preußen, freien Willens seinem Sohn die Herrschaft übergab. Aber der Minister zögert: dieser Befehl bedürfe der Unterschrift. Es geht um das letzte Wort, die entscheidende Überwindung. Der Sterbende stockt; dann wendet er den Kopf befehlend nach dem anstoßenden Zimmer; man bringt ihn hinaus. Erst der Tod mag ihm die Macht nehmen; Friedrich Wilhelm spricht das schwerste Wort der Könige nicht. Cochius, der Prediger, erwartet ihn. Bald kommt der Schlaf über den Erschöpften; aber die furchtbare Anspannung des Willens weicht auch jezt nicht von dem festgeschlossenen Mund. Namenlose Qual zeichnet das stillgewordene Gesicht. Laut betet der Prediger in den Frieden. Doch der Sterbende öffnet die Augen, und der alte Trotz kommt in die Züge. Warum Cochius so laut bete? Dann, langsam, ermattet das Herz, und der Verzicht auf die Welt, das große Nein des Christen, kommt über die Lippen: Er sei des Lebens müde und sterbe gerne; er habe sein Herz gelöst von allem, was ihm teuer gewesen, von seiner Frau, seinen

Kindern, von der Armee, dem Königreich, der Welt. Mit diesen Worten stirbt Friedrich Wilhelm; was sich nun noch begibt, ist ihm selbst ein Schauspiel, dem er mit kalten Blicken folgt. Er läßt sich einen Spiegel reichen und schaut in sein zerstörtes Gesicht; er betrachtet die Flekken, die heraufkommende Verfärbung auf seiner Brust, seinem Hals: »Bis hierher bin ich schon tot.« Dann befragt er den Arzt. Der Puls geht langsam; der Puls wird bald stehen. Aber die Kraft des Herrschers rafft sich noch einmal zu einem Befehl auf, zum Befehl an den Tod: »Er soll nicht still stehen!« Leise winkt der Arzt dem Kronprinzen, daß er die Königin hinausführe. Dann, da sich die Tür kaum geschlossen, beugt sich der König der Macht, die seinem Befehl nicht gehorchte: »Mein Herr Jesus.«

Damit hat der Vater dem Sohn das Letzte und Größte gegeben, das er ihm noch zu geben hatte: er hat ihn zum Manne gemacht, zum Wirt und Soldaten; er hat ihn dem eisernen Gesetz der Tradition unterstellt, das der Macht entgegentreibt; er hat ihn an die Grenze geführt, an der die Macht zerbricht und somit zum entscheidenden Erlebnis, aus dem die Größe hervorgeht. Denn das Größte wird vollbracht im festen Bewußtsein der Schranken, die kein Befehl mehr durchdringt; im Anblick der Vergeblichkeit.

DIE SÄRGE DER HOHENZOLLERN

ES HAT KEINEN Sinn, sich den Ernst der Stunde zu verschleiern; damit wäre verloren, was sie zu geben hat. Die zwei hochgefügten Särge in der unteren Kapelle, bedeckt mit den preußischen Farben und Sträußen aus weißen Gladiolen – wie leicht mag der Staub sein, den sie bergen –: sie sind das letzte Zeichen des Königreiches, einer Machtform, die wie eine Person in der Geschichte stand, wenn auch die von Ursprung, Geschick, Sendung geprägten Züge sich mehr und mehr verwischten. Das schwarze Kreuz auf dem weißen Mantel der Ritter war der Anfang; heute ist der 14. September, der Tag, der auf den schweren Tod Philipps II. folgte; es ist das Fest der Erhöhung des Kreuzes. Wie das Kreuz an gestaltender Macht verlor, das ist der Inhalt der preußischen Geschichte; aber auch die Heraufkunft des Kreuzes ist ihr Inhalt:

der Triumph des Leidens, die Erscheinung des Kreuzes in der Schmach, im Untergang. Die Flucht der Särge, unwürdige Unterkunft, der sie sich fügen mußten, lassen sich nicht umdeuten; der Kreis ist durchlaufen; eine Macht, ein Symbol haben sich ausgeschüttet. Weltgeschichtlich bedeutet es, daß die entschiedenste Form, die sich in die steigenden wogenden Kräfte des Ostens gestellt hatte, geborsten ist; kein Pfeiler ragt mehr aus der Flut. Keine Macht wird allein vom äußeren Gegner überwunden: sie hat den Todfeind in sich selbst, mit dem sich die äußeren Feinde verbünden. Wir zweifeln nicht am Glauben Friedrich Wilhelms so wenig wie an seinen Anfechtungen: unter dem Zeichen des Endes hat sie Jochen Klepper gestaltet, der heute der erste sein müßte an den Särgen. Und doch vertauschten diese Könige den geheiligten Mantel mit dem gleichförmigen Rock des Soldaten; aus dem Gesalbten wurde der Offizier; aus Autorität Befehl; aus höchster Bindung Pflicht, Gehorsam. Im Ruhm, in der Gestalt dieses Königtums war etwas, das es zerstören mußte.

Aber an Gräbern soll nicht gerechtet werden. Wenn in der oberen Kapelle bei geöffneten Fenstern die Flöte Friedrichs dem Streichorchester antwortet: so ist nichts mehr als die Gegenwart einer königlichen Seele. Über das Gespräch erhebt sich das Solo von Sanssouci; der Klang schwingt sich in den grenzenlosen Herbsthimmel über dem schwäbischen Land: Hohenzollern und Hohenstaufen und Habsburg sind gleich nahe; fern, sichtbar-unsichtbar versinkt ein großes Gestirn: die Krone, die Gottes Herrschaft abbildete, die Einheit von Macht und Liebe, Sinnbild des Vatertums auf Erden. Sie konnte nur *Geschlechtern* leuchten, über der strengen Ordnung des Hauses. Das Patriarchat bedeutete in gewissem Sinn auch Matriarchat; als Königin war die Frau im Staat auf eine Weise erhöht, berufen, die nicht gesteigert werden kann. Aber Königtum ruhte auf der Begegnung zwischen der Sendung und dem Volk; es läßt sich nicht wollen, nicht einsetzen; es kommt und entzieht sich, geführt, gerufen von Mächten, über die wir nichts vermögen. Es bleibt das höchste Bild der Herrschaft für eine Welt, die an Gottvater glaubt und den Sohn, an das allumfassende Opfer des Vaters und des Sohnes; es ist den ursprünglich patriarchalischen Herrschformen der freien Städte, der Eidgenossenschaft um vieles näher als diese, so sehr sie es auch verwerfen, den aus der Revolution hervorgegangenen For-

men sind. Das große Zeichen, das sich ausgegeben hat, erscheint nun wieder in der Reinheit der Idee als eine Möglichkeit innerer Verpflichtung, die Menschen formt in der Verborgenheit, die sie auf Wege ruft, von denen wir nichts wissen. Denn es ist durchaus Nacht. Neue, echte, ins Metaphysische weisende Formen zeigen sich nicht an; wir sehen in Wahrheit nicht die Hand vor den Augen: wir fühlen nur das innere Gebot, zu gehen ohne uns umzuwenden, ohne zu wissen wohin. Es geht nicht um das Einzelschicksal einer Macht; alle Macht endet so; da sie aber im König Person und Auftrag ist, so sagt ihr Geschick mehr, als der Aufstieg, der Fall der Ungezählten, der Namenlosen oder derer, die sich über sie aufschwingen und von ihnen beherrscht und verschlungen werden. Die Macht war Mensch im König vor Gott.

* * *

Ums Himmels willen, laßt uns niedersitzen
Zu Trauermären von der Könige Tod.
[Shakespeare]

Die Klage, die Gestalt Richards II. verkünden freilich mehr als die Flöte von Sanssouci; die Melodie Friedrichs, eines zwischen Himmel und Erde schon ratlosen Königs, der sich als Sohn gegen den Vater aufgelehnt hatte und nicht mehr Vater war; der statt dessen glaubte, herrschen zu sollen als Philosoph nach der Lehre Platos und doch auch nicht Philosoph war in dessen Sinn: Friedrich ahnte wohl, daß nur Schatten über die Wand zogen, vor der er angeschmiedet war, aber schwerlich sah er die Dinge selbst, schwerlich das Feuer, das diese Schatten warf, oder gar das unveränderliche Licht. Shakespeare meinte etwas durchaus anderes mit seinem schuldigen, schwachen Helden: »Das tat auch Judas Christo«, sagt er zum Verräter. Der Dornengekrönte, Verspottete erscheint hinter Richard. Das heißt: das Königtum fällt zurück an den, von dem es kommt, auf den es sich beruft. Dieser letzte Vollzug des Königtums geschieht unter Verspottung, in der Entmachtung, in schmählicher Erniedrigung vor dem unrechten Herrn. Wenn aber Philipp II. in der Schmach der Krankheit auf seinem Lager verfaulte und den Sohn zu sich rief, damit er sehe, wie *alles* endet, so er-

füllte sich doch erst in dieser Stunde sein Königtum wie das Karls I. auf dem Schafott. Der Herrschaft ist das Leiden eingeprägt; auf immer andere Weise waren die Herrscher oder doch ihre Geschlechter auf dem Weg zum Kreuz bis zu dem Gestürzten in Doorn, der sich als Wort am Grabe die Verheißung wählte: Wenn ich dich demütige, mache ich dich groß. Das Kreuz steht auf der Krone; es kann mißbraucht, es kann doch nicht vergeblich geführt werden. Die es zu tragen wagen, werden unter ihm stürzen auf dem Kreuzweg der Macht. Da der Weltkönig gekreuzigt wurde von seinen Geschöpfen, wird keine an ihn gebundene Macht eins mit der Welt.

* * *

Und so wären die Särge an ihrem letzten Ort und geborgen für immer? Wer wagt das zu sagen? Als im Jahre 1827 der Oberbaudirektor Coudray im Gespräch mit Goethe, dem Kanzler von Müller und Eckermann die Formen des eisernen Gitterwerkes skizziert hatte, das er für Wielands Grab in Ossmannstedt anfertigen ließ, sagte Goethe, nachdem der Kanzler und Coudray gegangen waren: »Da ich in Jahrtausenden lebe, so kommt es mir immer wunderlich vor, wenn ich von Statuen und Monumenten höre, ich kann nicht an eine Bildsäule denken, die einem verdienten Manne gesetzt wird, ohne sie im Geiste schon von künftigen Kriegern umgeworfen und zerschlagen zu sehen. Coudrays Eisenstäbe um das Wielandsche Grab sehe ich schon als Hufeisen unter den Pferdefüßen künftiger Kavallerie blinken. Das Wielandsche Grab liegt überdies viel zu nahe an der Ilm; der Fluß braucht in seiner raschen Biegung kaum einhundert Jahre am Ufer fortzuzehren, und er wird die Toten erreicht haben.« Ja, der Fluß zehrt an den Ufern; er steigt über Städte und über den Herbstwald zur Burg, die jetzt, vor dem rückgewendeten Blick, in einem Glanze, der das Täuschende ihrer Formen ins Traumhafte erhebt, über dem Land strahlt: sie ist selber zur Krone geworden wie Kaiser Lothars Dom am Elmwalde, wie der Escorial, wie der Kaiserstuhl, auf dem Kaiser Rudolf tagte. Ein Wolkenfächer breitet sich hinter ihr im föhnigen Wind; es ist alles unheimlich nah, wie Abschiednehmende einander nah sind, oder als spiegelten aus den Abgründen Traumbilder herauf.

Und wer soll nun herrschen? Die Frage ist offen. Wo ist der König? Wo ist das Volk? Ist es in der Masse verborgen, versunken: hebt es sich aus ihr empor? Wie aber soll es geschehen, es sei denn unter dem Rufe Christi, des Königs, als durch seine Gegenwart im Gewissen? Denn sie allein wäre Herrschaft: Verantwortung für das unteilbare Ganze. Aber auf eine Weise, die sich nicht vorzeichnen läßt, müßte ihr auch das Ritterliche eingeprägt sein, dessen Widerschein die entschwindende Burg ist: die Gruft, der Rastplatz der Könige auf der Flucht durch Welt und Zeit. Wir sind an der Stelle, wo alle großen Zeichen ins Verborgene eingehen, wo sie angenommen werden wollen von der Seele, vom Geist als ihre innerste Form und als ihr Schicksal: wo die Krone werden soll was der Apostel meint, unveräußerlicher Wert, empfangen, errungen unter der Schmach des Kreuzes, getragen in der Nacht, die das Kreuz verhüllt.

II. TEIL

WIEVIEL AUCH eine jede alte deutsche Stadt zu sagen hat vom Schicksal eines Volkes, dem die Krone des Reiches, das Symbol aller irdischen Ordnung, überantwortet war, so ist doch keine erfahrener als Speyer; die kleine Stadt im alten Kaiserland ist freilich sehr still geworden unter den Stürmen: so still wie der Rhein selbst, der in gemessenem Bogen an ihr vorüberzieht, von Pappeln begleitet, und nur mit den weißen Schaumlinien an den Tragebooten der Schiffbrücke seine geheime Heftigkeit verrät. Der Dom liegt einsam am Strom, von Wipfeln umfaßt, einem Schiff gleich, das in grauer Zeit einmal hierhergetrieben wurde, und nun nicht mehr zurückgetragen wird auf die Wellen des Lebens: vielleicht weil seine Zeit vorüber ist; vielleicht auch weil es zu schwer wurde vom Frachtgut des Schicksals. Die Sonne fällt in breiten Strahlenbändern durch die offenen Fensterbogen der Türme; sie umspielt die Kreuze auf den Spitzen und auf der Vierungskuppel; die Stadt liegt verborgen hinter dem Domhügel und den Bäumen, und der Strom eilt den schönsten Landschaften seiner Wanderung zu: fern sind noch die schwellenden Weinhügel seines beginnenden Mittags um Bingen, die Höhen und Abstürze des Siebengebirges; ferner der Dom zu Köln, dessen Geläut die erste Mahnung der Mündung, des Abends, herniederträgt. Dennoch sind sie eins: der Dom und der Rhein und das weit sich hindehnende Feld des rechten Ufers, wo die Heere sich sammelten und vorüberzogen: das Haus der Toten, die, an Leben gesättigt, in der Krypta ruhen; der Strom, der dem Neuen entgegendrängt, sie grüßen einander in ihrer Verbundenheit. Aus der Landschaft wuchs der Bau, sie zu überragen, und ihr den höchsten Sinn zu geben: als Schauplatz der Geschichte, die nichts anderes ist als das Hereinbrechen der Übermacht, ihr Empfangenwerden und der Aufstand gegen sie. Diese weite Landschaft von den blauen Höhen der Hardt bis zu den Höhen des Odenwaldes: was wäre sie endlich in all ihrem stillen Glanz ohne die Entscheidungen, die auf ihr sich vollzogen; und wie hätten diese Entscheidungen fallen können, wenn die Landschaft nicht ihren Raum bestimmt und mitgewirkt hätte mit Bergen und verstreuten Waldstücken, dem Strom und der Mündung des kleinen Speyerbachs, unter dem Hügel des Gotteshauses?
Eiche und Esche, Linde und Ahorn, von Efeu beschwert, reichen dicht

bis an die Apsis; der Stein leuchtet rot durch das Laub, und die Türme verlieren sich unter den Zweigen. Hier, wo der Dom dem Strome zugekehrt ist, ruht er ganz in der Stille, und die alte Reinheit der Form blieb ungetrübt. Schmale Säulen tragen die Bogen, die Galerie umkreist das Rund; hoch überragen die Türme die Kuppel. Das Portal öffnet sich gegen die Stadt. Und wenn nun auch kleine bunte Häuser die Straße bilden und das Blühen vor den Fenstern, die Behaglichkeit der geschwungenen Giebel und grünen Läden die frohe Genügsamkeit umschränkten Lebens zeigen, so hat der Zug der Straße vom Dom zum hochragenden Tor hinab doch die alte Größe: hier konnten Kaiser schreiten; hier herauf bewegten sich die Fürsten zum Reichstag. Das nüchterne Licht eines erschöpften Jahrhunderts erfüllt die Hallen, doch es vermochte nichts über den Raum, und die blassen Gestalten vergehn vor der Größe der Maße, der schwebenden Wucht der Gefüge: diese mit schmalen Diensten geschmückten Pfeiler, diese in ferne Höhe hinaufgetriebene Wölbung ahnt schon einen neuen Raum; schon ist das Gewicht überwunden, entschwert unaufhaltsames Streben die Masse. Aber die Krypta dunkelt unter dem Chor: es ist der erhabenste Raum auf deutscher Erde. Schwere Säulen steigen aus dem Dämmer; auf nach unten gerundeten Würfelkapitälen ruht die Last. Oben, in der Halle ist freie Herrlichkeit, Streben und Steigen: hier allumfassender Ernst. Hier erschallte am Karfreitag, bei verhüllten Fenstern, die Klage um den Erlöser; und der Brauch erhielt sich bis zu diesem Tag. Einst bewahrten die Gewölbe ein verschollenes Heiligtum: den rauschenden Kelch; Taube lauschten in ihn hinab, in der Erschütterung ihres Glaubens: sie hörten die Tiefe ohne Grund und wurden geheilt; in das Bodenlose senken sich die Pfeiler. Rudolf von Habsburgs Grabmal steht in der Mitte, dem Portal der Gruft gegenüber, das als Inschrift die Worte dessen trägt, durch den Könige herrschen: »Per me reges regnant«. Wenn das Licht auf das Antlitz des Kaisers fällt, so ist es uns seltsam nah und zugleich fern: Leben, über das der Friede kam; die schweren Falten der Stirn zeugen noch von dem Gewicht des Amtes, und die Hände lassen Zepter und Apfel nicht; aber die Augen des Kaisers sind vertraut mit der Dunkelheit und mit dem Licht, das, den unsern unsichtbar, hinter ihr erstrahlt.

Einsam steht Heinrichs v. Sarg: des letzten Saliers, der in unbändigem

Machtwillen seinen Vater in Schmach und Tod gehetzt und dann endlich den im Banne Gestorbenen, dem lange die Erde verweigert ward, feierlich begrub zu Speyer: es war der Tag, da die Bürger Freie wurden: »Zum Seelgerette Unseres lieben Vaters, des Kaisers Heinrich, glückseligen Angedenkens«, beschenkte der Sohn die Bürger mit Freiheiten auf kaiserliche Weise. Denn aus dem Aufrührer wurde ein Kaiser, sobald er die verpflichtende Krone erlangt hatte: es war die Herrscherkraft, die ihn zur Empörung trieb, und ihn, wie die meisten seiner Vorgänger und Nachfolger, schon schuldig werden ließ, ehe er begann. So kämpften die Sachsenherzöge gegen die Franken, als diese den Königsreif trugen: der Sachse Otto ward wieder von Konrad, dem Wormser, befehdet; als Konrads Stamm herrschte, entbrannte die Empörung der Herrschsüchtigen wieder; gegen Lothar, Heinrichs V. Nachfolger, zog der Hohenstaufe vor Speyer zu Feld: so daß der Kaiser den Weihnachtstag vor den Mauern der Stadt, in der Kälte feiern mußte, statt darinnen; die hohenstaufische Macht hatte den Ansturm der Welfen zu bestehn. Nur wo Überfluß ist, da ist auch Macht; nur wo zuviel geschieht, da geschieht Bleibendes; das Reich war ein unaufhaltsames Steigen und Drängen der Kräfte; eine Überzahl von Berufenen ward plötzlich erweckt und in den Bruderkampf gerissen; aber nur wo viele Erwählte sind, da wird Einer alle überragen; es ist entweder überströmender Reichtum oder es ist nichts. Friede war niemals im Reich; das Reich war nur Leben, dieses im höchsten Sinne verstanden: als Dienst an einer unerfüllbaren, das Irdische weit übersteigenden Forderung. Die erstrebte Ordnung war Bild, in sich geschlossen, aber im letzten unvollziehbar: Vorzeichen des Endes und damit der Vollendung, der himmlischen Stadt, in der Friede ist. Daß Fürsten und Volk, zum wenigsten in ihren großen Stunden, ihr entgegenhandelten, wie sie in anderen von ihr abfielen, war die innere Geschichte des Reichs. Der Kaiser trug priesterliche Züge, die immer deutlicher hervortraten in der Nähe des Todes und dann unter seinem Schatten. Wie der Priester seinem Amt war der Kaiser dem seinen vermählt. Aber eben diese Weihe berief ihn zum Gegner priesterlicher Macht. Der eine handelte in den Bereich des andern hinüber; und das Reich konnte niemals davon genesen, daß die sakrale Vollmacht des Kaisers und der weltliche Anspruch des Priesters sich kreuzten.

Die Platten unter dem Gewölbe verraten nichts mehr vom Streit, der das Reich zerriß: hier ruht Adolf von Nassau neben Albrecht von Österreich, seinem Todfeind, von dessen Hand er fiel; sie selbst gelangten längst an die Grenze aller Feindschaft, und französische Plünderer vertauschten sogar ihre Gebeine, so daß nun der Feind unter dem Namen des Feindes ruhte. Die Unvereinbaren sind eins, und das Reich ist da: hier in der Krypta – und hier allein. Doch oben brannte der Haß der Geschlechter noch, als Wilhelm von Oranien gegen Philipp II. kämpfte und sich auf den Tod Adolfs von Nassau, des Kaisers aus seinem Geschlecht, berief. Auch Albrecht wurde ermordet wie Philipp von Schwaben, der Sohn Barbarossas; in ihnen vollzog sich wohl noch die Tragödie des Reiches, so wie das Gesetz der Gesamtheit sich auch an den Schwachen vollstreckt, die ihr zugeboren sind; die mächtigste Kraft lebte nicht mehr in ihnen.

Als aber Konrad II., der erste Kaiser aus dem salischen Haus, in der Morgenfrühe des 12. Juli 1030, während die Höhen, die das Rheintal umfassen, sich eben entzündeten, den Grundstein eines Klosters legte auf der Limburg, um den Stammsitz seiner Väter zu einem geweihten Ort zu machen: da war die große Zeit des Reichs, die Zeit der Schaffenden und Bauenden gekommen. Der Kaiser warf sich aufs Pferd und eilte mit den Fürsten von der Höhe hinab dem Rhein zu nach Speyer, dort den ersten Stein des Domes zu setzen, und eh der Mittag noch herabkam, führte Konrad den Zug aus dem Stadttore hinaus, um davor, auf dem Weidenberg, den Grundstein des Johannesstiftes zu legen. So stiegen drei Bauwerke zur selben Zeit empor, während der Kaiser, ein Vorbereiter und Vollender zugleich, die Kraft des Reiches zusammenraffte und über die Grenzen hinüberriß in neues Land: Heinrich III., sein Sohn, stand in den Augen der Welt auf der letzten Zinne der Macht; er beschenkte den aufwachsenden Dom mit Land, einem goldenen, edelsteinbesetzten Kreuz und Reliquien, bis er sich zuletzt unwillig von ihm wandte: dem stolzen Kaiser schien der enge Raum des Königschors nicht würdig genug, die Toten seines Geschlechts zu beherbergen. Unter Heinrich IV., den das Unglück nicht freigab und doch nicht völlig überwand, wurden die Gewölbe geschlossen; sieben Glokken hingen in der Kuppel unter der goldenen Kugel, von den Türmen zu beiden Seiten bewacht; Heilige hüteten das Innere in strenger Ge-

bärde; die Dämonen wurden in steinerne Fratzen gebannt. Noch drängte der Rhein an die Grundmauern: er durchwühlte die Erde und erschütterte das Mauerwerk; der Bischof von Osnabrück, den der Kaiser als erfahrensten Baukundigen berief, verstärkte mit großer Kunst die Fundamente; und der Dom stand fest.
Er stand, und die Zerstörung konnte beginnen. Vielleicht war es schon ein verhängnisvoller Tag für den Dom, als Bernhard von Clairvaux am Vorabend des Weihnachtsfestes 1146, von der Schweiz den Strom herabfahrend, bei Speyer landete; Bischof und Bürgerschaft empfingen ihn mit brennenden Kerzen; im Dom, am Ende der feierlichen Straße, wartete Kaiser Konrad III., der erste Hohenstaufe, im Kreis der Fürsten. Den Legaten durchglühte der Eifer für das Heilige Land, das die Sarazenen, nachdem es kaum erobert war, wieder bedrohten; doch er kannte die Stimmung des Kaisers, vielleicht auch die Not des Reichs, das eines starken Herrn bedurfte, und schwieg. Am Stephanstag sprach er zum Volk, und das Feuer zuckte auf. Noch weigerte sich der Kaiser. Da aber, am Fest des heiligen Johannes, als der Reichstag versammelt war, bestieg der Heilige unerwartet den Lettner. Er entwarf das Bild des Gerichts: wie, wenn der Kaiser erscheinen müsse vor seinem Herrn und dieser ihn fragte, was er für den Erlöser getan? Und da sich die Erschütterung der Hörer schon bemächtigte, pries Bernhard das Amt des Königs und seine Kraft: ist der König nicht weise, nicht mutig, nicht stark; und wem dankt er diese Gaben, wenn nicht Gott, der den Dienst von ihm fordert? Da spürte der Herrscher die Macht des göttlichen Rufes, fühlte er sich vor den König der Könige gesandt; weinend unterwarf er sich dem Auftrag, den Gott selbst gegeben hatte; schon ward das Kreuz an seinen Mantel geheftet; als aber die Erregung übermächtig den Raum durchflutete, das Volk hereindrängte, die Fahnen sich bauschten und Ritter und Fürsten im Augenblick zu Kreuzträgern geworden waren; da die unerhörte Ferne des Heiligen Lands Herren und Volk in ein anderes Dasein hinüberzog: da warf der Kaiser den blauen Königsmantel ab, die verzehrte Gestalt des Heiligen auf die Schulter zu nehmen und ihn vor das Volk zu tragen.
Der Kreuzzug mißlang; im Sand Ägyptens verströmte die Kraft, und die beschämten Kreuzfahrer wagten kaum heimzukehren; über den Heiligen, dessen Werk zertrümmert war, kamen die letzten bittern Jah-

re; auch der Kaiser überlebte den gescheiterten Kreuzzug nicht lang. Noch stieg das Gestirn des Reichs: das Jahrhundert des dritten großen Geschlechts, der Hohenstaufen, hatte erst begonnen; mehr als ein Jahrhundert ward keinem gegönnt; in dieser Zeit wurde die Kraft auch der Stärksten verbraucht. Das Reich aber, das die Erde umfassen und ordnen sollte und doch ganz dem Jenseits unterworfen blieb, sank; es gab keinen Frieden zwischen Kaiser und Papst: keine Versöhnung der höchsten Gewalten; und der Zwiespalt des Innern, der vielleicht nur der Zwiespalt des ewig zwischen Diesseits und Jenseits schwankenden, vom Wissen um das Ende zerklüfteten Lebens ist, zerstörte endlich die Macht des Reiches bis in die Wurzeln.

So war es nur die Vollendung unwandelbarer Schickung, als am dritten Pfingsttag, dem 31. Mai 1689, französische Trommeln erdröhnten in der Stadt. Die Bürger waren in den Wald und über den Rhein geflüchtet; noch schwankten die beladenen Wagen auf der Straße, eine leichte Beute marodierender Soldaten; der Dom verwahrte hochgestapelte Habe. Es war der letzte Tag der Stadt. Die Soldaten entzündeten die dicken Brandwürste und warfen sie in die Häuser, ungeachtet der zurückgebliebenen Kranken und Greise, die Feuer und Rauch sich heranwälzen sahen von Haus zu Haus, bis sie dem Elemente endlich verfielen; zwei Tage quoll die Brandwolke, von Flammen durchblitzt, empor; am Abend des zweiten Tages, zugleich mit der Nacht, kam ein Gewitter herauf. Der Wind warf die Funkengarben aus den Brandstätten auf noch unversehrte Giebel; das Münster, dessen Erhaltung feierlich zugesichert war, wurde von dem Statthalter bewacht: er löschte die erste Flamme, die auf der Glockenkuppel tanzte; unten, im Kreuzgang, waren Soldaten mit Brandschlangen an der Arbeit. Da fiel das Feuer auf die Hauptkuppel, sie im Augenblick, vom Wind getrieben, zu umfassen; eilig fraßen sich die Flammen an den dürren Sparren fort; das Blei begann zu fließen. Der Nordturm neben der Glockenkuppel ward ergriffen; nun stürzte sich das Element auf die Glockenkuppel nieder, der Statthalter gab das Dach auf und eilte in den Dom, die Heiligtümer zu retten; doch schon schoß ihm das fließende Blei entgegen, in das aus der Kuppel das Erz der Glocken tropfte. Als die Sonne sich wieder erhob über dem Odenwald, lag das niedergebrochene Gewölbe des Langhauses rauchend zwischen ausgebrannten Mauern.

Doch es blieb noch die Sage von der Herrlichkeit der Kaiser: der letzte Besitz. Mit dem Eisenhammer zertrümmerten die Soldaten die Platten, mit Minenbohrern wühlten sie in die Tiefe, Schätze zu suchen und zu zerstören, was unzerstörbar ist. Denn wenn sie auch die Kleinodien der Toten mit sich schleppten, und die Gebeine verstreuten: die Krone konnte nicht Beute werden; sie schwebt, unsichtbar-unerreichbar, über dem Heiligtum und über den Toten, deren Ehre es ist, daß sie als Bürger der himmlischen Stadt sich der irdischen geopfert haben.

BREMEN

DER STADTGRABEN teilt, sternförmig vorspringend und zurückweichend, ein schmales Stück Land dem Strome zu: kaum mehr als eine langgestreckte Düne, die sich über die Weser erhebt; eng ist der Schauplatz des Lebens, und in den Gassen, die das alte Bild noch bewahren, neigen sich die hochgiebligen Häuser einander zu an den Windungen; in der Mitte aber heben sich die Bauten mächtig empor, dem Markt eine Größe verleihend, die er nicht beanspruchen konnte seinem Raum nach, sondern nur dank des Willens, der hier seinen Ausdruck gefunden hat. Vielleicht machte das Rathaus, eh es sich umwandelte in den fürstlichen Bau bürgerlicher Herren, noch stärker den Willen kund, der die steinerne Wucht dieser Stadt erstehen ließ: hier, wo die Erbauer so wenig Bausteine fanden wie die Gründer und ersten Siedler in der Mark. Als statt der Balustrade ein mit Zinnen bewehrter Gang an der Front hinlief, statt der zierlichen Säulen und Rundbogen noch Pfeiler und Spitzbogen das Gebäude trugen, und oben, an den Ecken, wo nun die Gestalten frei und leicht emporstreben, Ecktürmchen drohten: da war es noch offenbar, daß die ernste Wucht des Domes auf der einen, die Strenge der Liebfrauenkirche auf der andern Seite mit dem Rathaus in der Mitte von der selben Kraft aufgetürmt worden waren. Doch die späteren Geschlechter sind schnell bereit, die Härte des Ursprünglichen zu überkleiden und zu verbergen, um gerade dort das Leben leicht erscheinen zu lassen, wo es am schwersten war; wie verstünden wir sonst das Rokoko in der Mark; wie den Prunk und die Behaglichkeit dieser Stadt, die Jahrhunderte lang als Vorburg

des sich ausbreitenden und immer wieder bedrohten Reichs um ihr Dasein kämpfte?

Auf engem Raum, in schattendunklen Zimmern, scheint sich das Leben zu wiederholen, Tag für Tag; ja, es scheint stille zu stehen, oder doch nur ganz leise, unmerklich zu fließen wie der Strom unter den Brücken; und doch ist die Ferne überall gegenwärtig, und sei es nur mit grelleuchtenden Früchten, die aufgehäuft sind unter altem Steingewölbe, dem Duft des Kaffees und der Gewürze. Und was wäre der stillste Raum, aus dem sich die Steintreppe emporwindet im Halblicht – während altes Schnitzwerk sich im Dämmer verliert und hinter den dicken Scheiben nur ein Abglanz der Sonne über die Hofwand zieht: wenn nicht oben, über unserm Tisch, ein Schiffsmodell leise schaukelte mit geschwellten Segeln, die Ferne verheißend, der wir doch, selbst im Verweilen, mit ganzer Seele angehören und die uns einmal wieder besitzen wird? Und was wäre der Ratssaal selbst in seiner reichen, lichten Herrlichkeit, wenn nicht oben unter dem bunten Gebälk die Schiffe schwebten, und die Bilder nicht erzählten von den Wundern und Ungeheuern des Meeres, den Riesenfischen, die den Strom hinauf bis an die Stadt wanderten, um ein völlig Anderes, Neues ihr zuzutragen, den Schrecken und die Verlockung der Ferne? Und wer könnte den Marktplatz in der Größe seiner Begrenzung ganz erleben, der nicht das Bild der Strommündung, der sich verlierenden Schiffe und des Meeres vor seinen Augen hat; es ist, als läge schon das fremde Licht der Ferne auf den grünen Türmen. Wo die Weite der Welt so nahe ist, da müssen Stadt und Haus viel vermögen, sie müssen reicher sein an geheimen bindenden Kräften, an Wissen von der Kunst des Lebens und seinen Formen, als Stadt und Haus im Binnenland, die diese Verlockung nicht zu fürchten haben. Denn endlich bringt uns doch das Verlangen nach dem Unbegrenzten, eben weil wir es nicht überwinden können, dazu, ein Haus zu bauen, einen Raum zu schaffen; und wir werden Haus und Raum um so mehr nach unseren eigenen Wesen formen und uns zu eigen machen, je stärker wir dieses Verlangen in uns spüren. Die Ferne baut am Nächsten, und das Nächste treibt wieder in die Ferne. Als die Seekönige des Nordens, deren Reich ihr Schiff war und das Meer, soweit das Schiff es durchschnitt, in die Flußmündung einbogen und stromaufwärts in die steinerne Stadt ge-

langten, derentgleichen sie noch nicht gesehen, und nun in blinder Wut mordeten, brannten und zertrümmerten, bis der Sturm des Herrn, nach dem frommen Glauben des Chronisten, vom Dom herab das brennende Gebälk und die glühenden Ziegel ihnen entgegenschleuderte und sie vertrieb: da erlebten wir, in der Gegenwart alles Geschichtlichen, den einen Teil unseres Wesens; und als der fromme Bischof Bezzelin, gegen die Mitte des elften Jahrhunderts, sich daran machte, einen neuen Dom zu bauen, nach dem Muster des damaligen Domes zu Köln, die Stadtmauer aufführen ließ und in dieser einen gewaltigen Turm »mit einem italischen Werk befestigt und mit sieben Kammern«: da erlebten wir den andern Teil, den Trieb zur Gestaltung, zum Bleibenden. Aber wer könnte wünschen, daß eins werden sollte, was nur mächtig und fruchtbar ist durch seine Zweiheit! Es ist etwas in uns, das alle Form, ja allen Wert und alles Erbe hinwirft für die Freiheit; und etwas, das selbst die schönsten Rechte des Lebens unbarmherzig opfert für die Form.

Zur Stadt gehört die Straße, das Meer; das Haus ist nur die Schutzwehr gegen die mächtig erlebte Ferne. Draußen im Hafen, nahe der Mündung, spielt die Welle um die Schiffe, zuweilen anschwellend, daß die Taue sich straffen; der Himmel wird heller, leichter, freier gegen Norden, und die Wolken ordnen sich dem Norden zu, als hätten alle ihre Wanderstraßen das selbe Ziel. Der Dreizack wandernder Vögel zieht langsam hinauf, hinter Kranen und Schuppen lösen sich Maste und Schornstein, sie gleiten sacht auf verborgener Straße, die Flagge taucht auf und schwindet, und der Rauch der gefesselten Schiffe weht dem fortziehenden nach. Dann aber ergießt sich der Strom, das Land gewaltig zerteilend, ins Freie; unwirklich nur, wie eine Spiegelung, dehnt sich drüben ein blauer Landstreifen, auf dem die Häuser tief sich niederducken, in den grausilbernen Glanz; Vögel, Wolken, Strom und Schiffe leben gelassen in dem einen großen Glück des Freiwerdens und Freiseins, in dem die Schwere der durchmessenen Landschaften, die Enge der durchbrochenen Gebirge, der Brückenbogen und gemauerten Ufer für immer untergeht.

Zwischen dieser Begrenztheit und dieser Weite erfüllte sich das Schicksal der Stadt, das, wie es nicht anders sein kann, nur ein Spiegelbild des Reichsschicksals ist; denn aus dem Willen zum Reich ging auch Bremen hervor und mit ihm durchlebte es seine Höhen und seine Zusammenbrü-

che. Mit dem Reich wurde es gegründet: das Bistum Karls des Großen in dem kaum besiegten, noch nicht überwundenen Sachsenland hielt zugleich Grenzwacht gegen Norden und Osten; es erhob sich und lebte aus der seltenen Gleichzeitigkeit der Ausbreitung der Idee mit der Ausbreitung der Macht, die, im besten Fall, einem Volk ein einziges Mal gewährt wird und den Augenblick bezeichnet, in dem es für alle Zeit seinen Machtbezirk, wenn auch nicht durchdringen, so doch umschreiben muß. Waren die Kaiser mächtig, so war es auch Bremen in seinen ersten Jahrhunderten; stürzten sie, so stürzte es mit. Schon schien, in der Gewalt des ersten Ansturms, Bremen überholt; und Hamburg trat im Kampf für Reich und Kirche, die eins waren, an seine Stelle. Aber Ansgar, der Erzbischof, der vorgedrungen war bis nach Sigtuna, vor die von Odin gegründete schwedische Königsburg und bis Upsala, wo Odins goldener Tempel leuchtete, ward von den Wikingern aus Hamburg vertrieben und zurückgeworfen nach Bremen; denn nach Karls Tode verfiel das Kaisergeschlecht und mit ihm das Reich und das Bistum. Während die Karolinger erloschen, brachen die Normannen, Hunnen und Slaven über Bremen herein; als endlich mit Heinrich I. ein großer Herrscher erschien, der wieder die Grenzen im Norden bestimmte, konnte Bischof Unni die Schweden aufs neue taufen, die in dem wilden, den Norden durch Jahrhunderte verheerenden Götterkampf den alten Mächten wieder anheimgefallen waren; unter Otto dem Großen, als das Reich zum ersten Mal gipfelte, wuchs das Bistum zur gewaltigen weltlichen Macht empor: kein Herzog, Markgraf oder Graf hatte im Bistum Gewalt, einzig Adaldag, der Erzbischof und seine Vögte. Wieder stürzte Bremen mit Otto II.; kaum drang die Nachricht herauf, daß der Kaiser geschlagen sei im fernsten Süden, bei Rossano, so befreite sich auch im Norden der Haß, der das Reich umdrohte; die Welle fremder Völker schlug über das Land während des Untergangs der Sachsen; doch unter dem ersten Salier, Konrad II., konnte Bischof Unwan Hamburg wieder erbauen, dann, unter Heinrich III. und Heinrich IV., erlebte die Bischofsstadt ihre größten Tage, den Gipfel und den Umschwung ihres Schicksals.

Es ist die Zeit Erzbischofs Adalberts, eines der gewaltigsten Männer des alten Reichs. Noch steht auf dem Felsen über der Saale, von dem Adalbert stammt, ein Schloß, und zu später Zeit, als das Reich fast

völlig verschwunden war, warf die Romantik einen magischen Schimmer auf die alten Mauern von Goseck – Novalis ritt gerne durchs Tor; aber wer, der den Blick tut von dem umbüschten Felsenweg auf das stille Flußtal und gegen Naumburg und Weißenfels, erinnert sich noch des Bremer Bischofs und seiner königlichen Macht? Adalbert rühmte sich kaiserlichen Bluts, Otto II., den in der Peterskirche ruhenden Kaiser und die Griechin Theophano zu seinen Ahnen zählend; er rühmte sich auch, in Aachen, in Gegenwart Kaiser Heinrichs III., geweiht worden zu sein und damals von zwölf Bischöfen den Segen empfangen zu haben; und er erwähnte dessen spöttisch in seinen letzten Jahren, als seine übersteigerte Macht die Feindschaft der Äbte und Bischöfe aufgestachelt hatte und die ihn verfluchen wollten, die ihn einst gesegnet hatten. Steil wie die Lebenskurve des Reichs war die seine; und wie Kaiser Heinrich IV., den der Bischof, als Heinrich noch ein Knabe war, auf dem ungarischen Feldzug begleitet hatte: so kannte auch Adalbert kein Maß. Aber es war freilich damals nicht die Zeit des Maßhaltens: es ging um die letzte Entscheidung: um die Geltung des Reichs, des Kaisertums, um den Auftrag der Deutschen.

Der alte, in den Norden gerichtete Eroberungsdrang erstand wieder mit dem Bischof: gedeckt von der Macht des Reiches breitete er seine geistliche und geistige Herrschaft aus; nun, seit der wendische Fürstensohn Godeskalk aus einem Aufrührer zu einem Gläubigen geworden war, zogen selbst Laien mit den Taufkesseln durch das Wendenland; der dänische König unterwarf sich dem Richterspruch des Bremer Erzbischofs; in Schweden, zuletzt in Norwegen siegte das Kreuz. Aber die heiße Ungeduld Adalberts strebte weiter; isländische Priester empfingen von ihm die Weihe, von Schweden zogen die Prediger in seinem Namen nach Finnland, nach Kurland, ein Nordreich ungeheuern Ausmaßes erschien. Im Bischofspalast zu Bremen wußte man von den fernsten Inseln und Ländern, und der Bischof sprach gerne davon, daß er einmal den ganzen Norden durchreisen werde. Waren doch damals friesische Edelinge aus der Wesermündung kühn gegen Norden gefahren, an den Orkaden und dem »eisigen Island« vorüber: »Als sie von da aus, das Meer durchfurchend, auf die äußerste Axe des Nordens zueilten, und nun alle die oben erwähnten Inseln hinter sich sahen, Gott dem Allmächtigen und dem heiligen Bekenner Willehad ihre Fahrt

und Kühnheit empfehlend, da verfielen sie plötzlich in jene schwarze Finsternis des starrenden Ozeans, welche mit den Augen kaum zu durchdringen war.« Aber man wußte im Umkreis des Bischofs von noch größerer Ferne: dem westlichen Land, das seine Entdecker das »Winland« nannten, und das nach mehr als vierhundert Jahren und nachdem die Tradition verloren war, noch einmal und unter einem andern Namen wieder entdeckt werden mußte. Ja, vielleicht wußte man in Bremen, indes sich das Abendland in starren Grenzen gefangen gab, schon von der Kugelgestalt der Erde. Wollte der Erzbischof, wie man es ihm später unterstellte, sein Nordreich lösen von Rom? Seine kühnsten Gedanken bleiben verborgen, doch unverrückbar wie die weltliche Mitte des Mittelalters war auch die geistige; wenn aber Bremen sich den Primat über den Norden sichern wollte, so mußte es jetzt geschehen. Es konnte nur gelingen aus der Macht des Reichs, und als auch diese der Bischof, nach der Verdrängung seines Feindes Anno von Köln, in Händen hielt, und er, neben dem jungen König und vielleicht durch ihn, das Reich beherrschte: da schien Unmögliches wirklich werden zu sollen.

Aber es ist unsre Art, entweder Ungeheueres zu begehren oder uns von der Welt zu wenden wie von einem Schattenspiel, das keiner Mühe lohnt. Der Erzbischof hatte einst die dreifache römische Krone verschmäht um seines Nordreichs willen: was konnte ihn noch erhöhen? Er herrschte in fürstlichem Glanz; kam er vom Kaiserhof zurück, so ward die Stadt überschwemmt von dem bunten Volk seines Trosses. In den ersten Jahren seiner Herrschaft schon hatte er im Übermaß seines Eifers Mauern und Tor Bezzelins abgebrochen, um das Gotteshaus zu vollenden; sicher genug fühlte er sich auch jetzt, um zu reizen, zu verschwenden, ein Pfund Silbers wie einen Pfennig wegzuwerfen, kein Werk seiner Vorgänger zu übernehmen, um »alles von Grund neu zu gestalten«. Er ließ Wein bauen an der Weser, was den Zeitgenossen wie ein Frevel erschien; im Dom strahlte niegeschaute Lichterfülle, vor der das arme Volk aus dem Land zu erblinden meinte, wölkte der Weihrauch, schallte der Chorgesang wie Donner; in wildem Zorn brauste der Herr gegen die Warner auf.

Doch der Goldschmied, dem der verschwenderische Fürst in seiner Bedrängnis Kirchengerät übergeben hatte, damit er es zerschlage und ein-

schmelze, meinte das Wimmern eines Kindes zu hören, als er das Kreuz zerbrach; und als der Bischof, um seine Mittel zu mehren, sich der Klöster Corvey und Lorsch zu bemächtigen suchte, gab er den Feinden unbedacht den gewünschten Vorwand: in Tribur zwangen die Fürsten den jungen König, seinen Kanzler abzudanken. Und schon erhoben sich, da zu gleicher Zeit Godeskalk starb, die Wenden, wankte die Kirche in Schweden; das Errungene wurde weggerissen wie vor der Flut ungeschütztes Land, und die Lichter erloschen des Nachts nicht mehr im Palast des Bischofs, wo dieser mit Gauklern und Zauberern die Schatten seines verlorenen Reiches vertrieb, während die Wölfe in den Vorstädten Bremens heulten und Hunde und Schweine die Kirchen entweihten.

Dieses Schicksal ist Symbol; wenige Jahre vor der Niederlage und dem Sieg von Canossa ward Adalbert eingesenkt im Dom zu Bremen: er hatte als weltlicher Fürst seine geistlichen Pflichten verletzt und war als geistlicher Fürst allein doch nicht mächtig genug gewesen, diese Pflichten zu erfüllen; keiner seiner Nachfolger gewann das Nordreich zurück, und erst ein Jahrhundert später eroberte die weltliche Macht Heinrichs des Löwen wenigstens den Osten. Und doch wirkte Adalberts Streben noch fort, als der Bischof Hartwich, derselbe, der auf altem Familienbesitz zu Jerichow in der Mark den Grund zum ersten deutschen Backsteinbau legte, die holländischen Siedler auch in die Weserniederungen rief; als Bischof Albert von Riga, der ausgegangen war von Bremen, über Livland gebot und Riga mit den Hamburgischen Türmen den Bremischen Schlüssel aufnahm in sein Wappen; als der deutsche Orden, erwachsen aus der Verschmelzung einer lübisch-bremischen Stiftung mit der Bruderschaft zu Jerusalem, den Osten erstritt. Wie das Los des Reiches, so war es auch das Los der Stadt Ungeheueres zu bewirken und weniges zu erlangen; zu säen mit ganzer Kraft, aber nicht zu ernten: als geschehe die Tat nur um ihrer selbst, nicht um des Ertrages willen.

Doch dem Nordreich des Kreuzes, das zum besten Teil von Bremen aus war erobert worden, folgte die Hanse, das Nordreich des Kaufmanns; ihm schloß sich die Stadt, die sich stark genug geglaubt, ihr eigenes Leben zu führen, nur widerwillig an, um dann bestimmend mitzuwirken an der erneuten Durchdringung des Ostens. Nun dehnte

sich der Raum gewaltig von Naugart am Ilmensee, wo bärtige Moskowiter Pelzwerk aufstapelten in den Hallen des Peterhofs, über die trotzigen Türme Wisbys, die Themseufer, bis in den Süden, wo die bewehrten dickbäuchigen Koggen in die blitzende Tejomündung trieben; und selbst wenn die Stürme über die See brausten, und die Ufer vereisten, kämpften sich die Winterfahrer durch das Nordostland auf ihren Schlitten; nun pflanzten sich die roten Kirchen, deren Form erprobt worden war in der Stille des Binnenlands, an den Küsten fort, und die niederdeutsche Sprache klang an allen Ufern des Nordmeers. Der Osten verwuchs mit der Heimat für immer; und dieses Vermächtnis bleibt bestehn und erscheint dann in seiner ganzen Größe, wenn es bedroht ist; eine Frage freilich schwebte über dem Herrschgebiet des Kaufmanns, die nicht gehört, nicht beantwortet wurde: die nach dem Reich. Denn der Handel ist wohl mächtiger Antrieb, genügt aber nimmer als Inhalt der Geschichte; der Kaufmann verbindet und gewinnt, aber er muß im Dienst eines Größern stehn, wenn sein Werk sich rechtfertigen soll. Und so wuchs im Norden ein Reich, das nicht ans Reich gebunden war; das mit der Kühnheit und Zähigkeit seiner Begründer doch nicht die Idee ersetzen konnte, den Auftrag in der Geschichte.
Der Norden führte sein eigenes Leben, so wie das Kaisertum das seine: Heinrich I. und Otto der Große hatten im Norden gekämpft; selbst Otto III. war noch in Wildeshausen; Konrad II. hatte, ungeachtet eines ungünstigen Abschlusses mit dem Dänenkönig, Lesum bei Bremen erworben, sein Sohn Heinrich III. die Bischofsstadt und das Gut besucht; Barbarossa war in Lübeck und gab der Stadt den ersten Freibrief, sein Enkel gab ihr den zweiten, der ihre Macht und ihr Werk begründete: aber dann war kein Kaiser mehr stark genug, Norden und Süden zu umspannen. Nur Karl IV., der große Planer, besuchte einmal Lübeck; er kam in eine stolze Stadt, die den Kaiser wohl gut empfing, doch seiner nicht mehr bedurfte: sie dankte ihre Tat sich selbst. Und doch, als der Zar endlich es wagte, den Peterhof erstürmen und zerstören zu lassen, als der Stahlhof geschlossen ward in London, als Gustav Wasa der Hanse seine Häfen verweigerte, die Holländer die Rheinmündung sperrten, Königin Elisabeth den deutschen Kaufleuten ihre Vorrechte nahm: da hätten die Städte des Kaisers und seiner Macht bedurft. Indessen: das Reich hatte sich verwandelt; es war ein ungeheueres Schicksal dar-

über gekommen, ein Kampf ohnegleichen ausgebrochen, und mehr und mehr entschwand die Weite und die lebensbestimmende Wirklichkeit der Welt. Denn eine Stimme aus dem Innersten hatte sich erhoben: das Gewissen; gespalten in die Anhänger des alten und neuen Glaubens führte das Reich Zwiesprache mit sich selbst über die ewigen Dinge, im selben Augenblick, da der entdeckte Reichtum der Erde verteilt ward. Und da das Neue sich erhob und die alte Ordnung sich wandelte, so wurden auch die alten Herrengeschlechter aus den Ratsstuben verdrängt; andere versuchten sich in der Kunst des Regierens, die es nicht gelernt hatten, in der Weite der Räume zu denken und mit dem Blick auf die Welt zu handeln. Noch einmal, inmitten des Dreißigjährigen Krieges, und dann, zwei Jahrzehnte nach dem Friedensschluß, tagte die Hanse; aber das Reich war zerspalten, das Meer verloren, Völker waren emporgekommen, die nicht willens gewesen, über dem Streit um die Ewigkeit die Erde zu lassen.

Aber das Schicksal der Länder und Städte ist endlich doch unveränderlich wie der Lauf der Ströme, die denselben Weg suchen und suchen müssen, so lange sie noch Wasser führen; sie haben ihr Gefälle, dem sie notwendig gehorchen, mag das als Verhängnis erscheinen zu gewissen Zeiten, zu andern ist es wieder ein Trost; denn wie die Ströme nicht ablassen von der Weite des Meeres, so auch nicht die Städte an den Mündungen. Der Dom zu Bremen eint südliche Buntheit mit nordischer Wucht; in seiner Tiefe, eins mit ihm geworden, ohne daß noch Schrift oder Stein an sie erinnerte, ruhen die Bischöfe, die einstmals nach Italien zogen mit ihren Kaisern und sich nicht von ihnen trennten, wie der Chronist es rühmt von Adaldag; die den Sturz des Herrn miterlebten wie Liemar, der zu Canossa verhandelte mit dem Papst; sie fanden ihr Leben im Reich, zwischen Nord und Süd; und wie sie auch die Stadt. Ob dieses Leben ein Glück oder ein Verhängnis war: was liegt daran? Es war groß. Noch reden die Steine von dieser Größe; der ungeheuere Raum aber, den es umfaßte, durch den die Seefahrer, Prediger und Krieger zogen, ist Raum unseres Lebens, Sehens und Denkens, uns vorbestimmt durch unsere Art, erworben durch Schicksale, unverlierbar im Geist; und nie kann die Nähe Heimat sein, wenn nicht auch die Weite ihren übermächtigen Anteil daran hat, wie in der alten Hansestadt an der Weser.

DIE KLEINE Stadt hat ihr eigenes Leben und die Kathedrale das ihre; aus der Ferne scheint der schwere Dreiklang der Türme die Häuser zu beherrschen; in der Nähe schieben sich diese so eng zusammen, daß sie den Blick auf die Zinnen und Fialen versperren. Wenn sich aber dann eine Seitengasse öffnet, das überreiche Tor erscheint, das in den Bezirk der Kathedrale führt, und hinter ihm, in der nebligen grauen Luft, ein Turm erdämmert, so haben die behaglichen Fachwerkhäuser ihren Zauber verloren, und erst im tiefen Dunkel werden sie vielleicht mit dem warmen Licht hinter den alten Scheiben zurücklocken; die Kathedrale bedarf ihrer nicht. Sie ist ja nicht für die Stadt erbaut, wie etwa ein deutscher Dom; hinter Toren und Mauern, deren Ring nicht zerbrochen ist, umgeben von Wiesen und alten Bäumen, hat sie ihr eigenes Reich; und wenn auch vom Kloster nur Trümmer blieben, das in ihrem Schatten lag und ihr die Schar der Dienenden, Betenden stellte, so ist sie in ihrer Einsamkeit nur noch stolzer und selbstherrlicher geworden.

Zuweilen lösen sich die Dohlen von den Steinen und kahlen Wipfeln los, den hohen Vierungsturm zu umkreisen; dann wieder treibt nur der Nebel um ihn und die Westtürme, die, bei all ihrer Macht, nicht so hoch reichen wie er. Langhin streckt sich der Bau; die englischen Kathedralen streben nicht so entschieden empor wie die edelsten Deutschlands und Frankreichs, sie sind der Erde näher und wollen ihr näher bleiben, als komme es ihnen darauf an, eine möglichst große Fläche zu bedecken und dann erst ihre Türme emporzusenden.

Aber der größte Blick auf die Kathedrale von Canterbury gelingt nicht hier aus der Nähe; zu gewaltig erhebt sich der Westbau, streckt sich die ernste Fensterreihe des Schiffes an den Wiesen hin, steigen, von Norden gesehen, Transept und Chor über die leeren, umrankten Bogen des zertrümmerten Klosters empor; diese Kathedrale steht in der Mitte der Geschichte Englands und ist, in einem viel wesentlicheren Sinne noch als Westminster Abbey oder der Tower oder das Parlament, ihr Symbol. Denn sie bezeichnet die Stelle, wo der Glaube zum zweitenmal, und nun endgültig, die Insel betrat; der Inhalt der Geschichte abendländischer Völker ist aber niemals ein anderer als ihre Stellung zum Glauben – mögen sie ihn nun annehmen oder abwerfen wollen; von

ihm kommt der Inhalt; wie auf der Erde selbst, so erschien Christus noch einmal einem jeden Volke in dessen höchstem geschichtlichen Augenblick; erst von nun an lief das große geschichtliche Schicksal ab. Dieser Vorgang, wie wohlbekannt er auch ist, ergreift immer wieder; eben weil er so einfach war und das Zeichen einer höheren Lenkung trägt. Draußen, außerhalb des herrischen Mauerrings, geht die zur See führende Straße an dem Geviert des zweiten großen Klosters vorüber, das, zerstört und zum College geworden, mit den unschätzbaren Resten alter Form der Erziehung dienstbar gemacht wurde; eine Seitenstraße zweigt ab und führt zu der Höhe, an deren Hang die kleine Kirche Sankt Martins liegt. An den ungefügen, viereckigen Turm, den der Efeu übergrünt, lehnt sich das alte Mauerwerk; ringsum ragen Kreuze und Grabsteine unter niederhängenden Ästen empor; fern, zwischen den Wipfeln zweier Eiben, erscheint die Kathedrale, nun wieder als Beherrscherin der Stadt und des leicht gewellten Landes. Der zinnenbewehrte Vorbau, der, nach dem gemordeten Erzbischof, Beckets Krone heißt, ist wie ein Harnisch um den Chor gelegt, der Vierungsturm strebt hoch empor aus der Mitte des langgestreckten Kreuzes. Freilich trägt die kleine Kirche Sankt Martins heute gotische Formen und doch ist sie das ehrwürdigste Heiligtum des Landes, steht sie zum mindesten am geweihtesten Ort. Denn hier betete Bertha, die Gattin des noch heidnischen Königs Ethelbert von Kent, zum Gekreuzigten. Sie war aus Frankreich gekommen; vielleicht hatte der König, der um diese Zeit die Vormacht über die angelsächsischen Reiche innehatte, eines Beistandes bedurft und darum die Tochter des Frankenkönigs gewählt; wie aber oft im stillsten Geschehen auch das eigentlich Geschichtliche wirkt, so waren nicht die Kämpfe Ethelberts um seine flüchtige Macht das bedeutendste geschichtliche Ereignis dieser Zeit, sondern die Gebete der Königin, die mit ihrem Kaplan aus der Burg der Männer Kents [Canterbury] und der kleinen aus Holz erbauten Stadt hinauswanderte zu dem noch aus römisch-christlicher Zeit stammenden Heiligtum auf dem Hügel. Sie war die Enkelin einer Heiligen und bereitete gewiß durch ihr Sein und Leben und ihr Gebet die große Entscheidung vor; so wie ja oftmals die Frau in der Geschichte am stärksten wirkte durch ihr Sein und Dasein, nicht durch die Tat. Denn als die vom Papst gesandten Missionare auf der Insel Thanet landeten und dem König sagen

ließen, daß sie eine gute Botschaft zu verkünden hätten, zog ihnen Ethelbert entgegen, und er hörte sie willig an, wenn auch vorsichtigerweise im Freien und vielleicht im Schutz eines Baumes, weil er Zauberkraft fürchtete.

Und so spielten sich denn alle die großen einfachen Szenen ab: die Mönche zogen mit Erlaubnis des Königs in die Stadt, an der kleinen Kirche vorüber; sie trugen ein silbernes Kreuz und das Bild des Herrn und begannen zu singen, als sie sich dem Tor näherten. Bald ließ sich der König taufen, stiegen Tausende seines Volkes unter dem Segen der Priester in den Fluß; noch bewahrt die Kirche Sankt Martins einen Taufstein aus dieser frühesten christlichen Zeit der Angelsachsen [Ende des sechsten Jahrhunderts], der wie ein großer steinerner Becher geformt und mit ineinander geflochtenen steinernen Ringen geschmückt ist.

Die Entscheidung war gefallen und für immer; von nun an bewegte sich die Geschichte der Insel um die Frage, wie das Volk sich dem Glauben unterstellen, die Forderung des Kreuzes, das die Mönche hereingebracht, tragen und austragen werde. Nicht nach Kent, sondern zu allen Bewohnern Britanniens, hatte Papst Gregor der Große den Bischof Augustin als Missionar gesandt, wieviel Königreiche auch immer sich auf der Insel befehden und zerfleischen mochten; Rom forderte, als Träger des Christentums, die Einheit und schuf sie; England konnte beginnen.

Noch von Augustinus wurden die Kathedrale und die beiden Klöster begründet – das eine, das sich an sie anschloß, das andere vor der Stadt; der Bischof senkte gleichsam nur den Samen der Bauwerke in die Erde, aber die Kraft dieses Samens erstarb nicht. Die Kirchen wuchsen, verwandelten sich, brannten nieder, erhoben sich aufs neue, bis der Glaube zu der ungeheuersten Form gelangte, in der er erstarrte. Aus dem Opfer erwuchs diese Form, und erst als es vergessen wurde, konnte die zertrümmernde Hand sich erheben. Das Blut der Märtyrer machte Canterbury groß. Als zu Beginn des elften Jahrhunderts die Normannen, denen die Küsten Englands längst ausgeliefert waren, Canterbury erstürmt und verwüstet hatten, schleppten sie den frommen Erzbischof Alphege mit; in Greenwich, während eines Gelages, als ein Ochse am Feuer schmorte, warf einer der trunkenen Männer einen Knochen nach

dem greisen Priester; andere taten ebenso, bis dieser zusammenbrach. »Was sollte ich tun, wenn es mein Lieblingspferd wäre«, fragte sich ein junger Däne, der noch von Alpheges Hand die Taufe empfangen hatte; er nahm seine Axt und tötete den verehrten geliebten Mann, um ihn vor der letzten Marter zu bewahren.

Dieser Eine glaubte und liebte bereits, wenn auch freilich noch in der Art der Väter; wenige Jahre darauf legte Knut derGroße, der Beherrscher der Inselreiche, seine schwere goldene Krone als Opfergabe auf den Altar der wieder erstehenden Kirche. Die einstigen Zerstörer sollten die größten Bauherren werden, die England gesehen hat; doch nicht von ihrer nordischen Heimat aus, sondern auf dem Umweg über Frankreich, als französisch sprechende, von der romanisch-fränkischen Form gebändigte Nordländer sollten sie das Entscheidende vollbringen. Lanfranc, der Abt aus Caen, den Wilhelm der Eroberer berief, scheute als kränklicher Mann das Klima der Insel; er blieb dennoch, dem Willen des Herzogs und Königs sich beugend. Aus Frankreich führten die Segler den weißen schimmernden Stein herüber, aus dem, unter den Augen des greisen Bischofs, das Gotteshaus erbaut wurde; Lanfranc war, wie er klagte, in England des Lebens müde geworden und sollte doch sein Werk vollendet sehen. Aber noch war die letzte Gestalt nicht erreicht. Die Völker des Abendlandes suchten ohne Ruhe nach ihrem Raum; sie zerstörten einen jeden, den sie geschaffen: die Stile verdrängten, vernichteten einander; und wenn die Völker endlich aufhörten zu bauen, so nur, weil sie des Suchens müde geworden sind, nicht weil sie den letzten Raum gefunden haben.

Unter den Angelsachsen besaßen die Bischöfe eine mönchisch-geistliche Macht: es konnte geschehen, daß ein König, vom Pferd springend, die Rutenstreiche eines beleidigten Bischofs ertrug, nur weil er dessen Apostelgewalt achtete; die Bischöfe der Normannen waren große Herren im Dienst des himmlischen Herrn: sie erbauten Burgen für Gott und wohnten selbst, mit ihren Mönchen als Kriegsknechten neben der Burg, in immerwährendem Dienst. Die Priestermacht näherte sich irdischer Macht an; sie wurde dennoch von Opfern genährt und getragen und war unüberwindlich, solange dieses Opfer gebracht wurde. Als Thomas Becket, der Erzbischof, im nordwestlichen Querschiff am Fuß der zum Chor führenden Treppe, vor dem Altar des heiligen Bene-

dikt, unter dem Schwert der Mörder fiel [1170], da siegte die Priestermacht; es siegte zugleich das Geistliche über den Staat, die Kirche über den schuldigen König, der sich die höchste Gewalt über die Kirche hatte anmaßen wollen. Einige Jahre darauf durchschritt Heinrich II. barfuß, als Büßer, die Stadt; er kniete am Kirchenportal nieder, trat ein und stieg in die Krypta hinab, zum Sarg des Ermordeten; er entblößte seinen Rücken, empfing die Streiche der versammelten Bischöfe und Mönche und verbrachte die ganze folgende Nacht weinend und fastend am Grabe seines Kanzlers und Erzbischofs, der zum Heiligen geworden war.

Nun war das Opfer eingefügt in das Fundament der Kathedrale, es war ihre innerste, Form und Leben schaffende Kraft. Noch einmal brannte sie nieder, wenige Monate, nachdem der König Buße getan; auch Wilhelm von Sens, der den Wiederaufbau leitete, wurde zum Opfer; er stürzte von einem Gerüst, suchte von seinem Bett aus, gebrochenen Leibes, das Werk zu überwachen und ließ sich dann nach Frankreich zurückbringen, da kein Arzt ihm hatte helfen können: Wilhelm der Engländer vollendete den Bau [1184]. Bis an die Schwelle der Reformation wurde fortgebaut, ausgeschmückt; dennoch ist die Größe der Anlage unversehrt; keine englische Kathedrale ist von erhabenerem innerem Bau und Aufbau.

Die mit schmalen Diensten geschmückten Pfeiler schließen sich, von der Mitte des Eingangs gesehen, zu Säulenwänden zusammen, die das Gewölbe einander zustrahlen; die auf Stufen ruhende Chorschranke riegelt die Halle ab; ist aber der Vorhang, der die gotische Pforte verhängt, zurückgeschlagen, so dringt der Blick durch den dämmernden Chor bis zum Altar hinauf, der, durch breite, mehrfach absetzende Stufen erhöht, zwischen den geschwungenen, auf Rundpfeilern ruhenden Chorwänden schon ganz im dunkeln Licht des Geheimnisses steht. Denn noch sind einige der alten Scheiben erhalten: Gewebe aus glühendem, vielfarbigem Licht, die in die normannischen, zackengeschmückten Fensterrahmen gespannt sind. Von dem Westportal durch die hohe Halle und die Pforte, an deren Seiten die steinernen Könige mit Zepter und Kronen stehen, bis zum blinkenden Kreuz hinauf, entfaltet sich der in langen Abständen ansteigende Schauplatz, sammelnd und dem Höchsten, Unerreichlichen entgegenführend.

In der weiten, ernsten Krypta, am Schreine des Heiligen, knieten die Großen jener Zeit: der König von Frankreich, der das kostbarste aller Geschenke, einen Rubin von bedeutender Größe, überbrachte; aber auch ein Unbekannter kniete dort: der junge Graf Lothar von Segni, der von der Schule zu Paris hergewandert war; er sollte dereinst, als Papst Innozenz III. und vielleicht als der Mächtigste der abendländischen Geschichte, den Kampf wieder aufnehmen, in dem Thomas gefallen war; in seinem Streit mit dem König Johann verhängte Innozenz den Bann über England. Als aber dann der Sarg des Märtyrers in den höchstgelegenen, östlichen Teil der Kathedrale übergeführt worden war, da und in den folgenden Jahrhunderten, schien die Nation ihr endgültiges Symbol finden zu sollen: in der Mitte ruhte der Heilige in einem Schrein von unerhörter Pracht, dessen Hülle vor den Augen der staunenden Pilger nur für wenige Augenblicke gelüftet wurde; an der Seite, zwischen den runden Doppelpfeilern, ward Edward, der schwarze Prinz, bestattet; noch hängen Handschuhe, Panzerhemd, Helm, Helmzier, Schwert und Schild über der Erzgestalt des Helden, der sich frühen Ruhm erworben hatte, dann aber im Süden, in Spanien, zerstörender Krankheit verfallen war und sein Leben, auf die Weise der Plantagenets, eher vergeudet als gelebt hatte, als er hier eingesenkt wurde. Gegenüber ruht Heinrich IV., der Richard II., des schwarzen Prinzen Sohn, des Thrones beraubte, von schuldbeladenem Leben aus. Der Heilige, der unter der Gewalt gefallen war, der Held, den der Brand der Welt verzehrte, der König, der schuldig geworden war an des Helden Sohn, ruhten hier im selben Raum: die Träger des Schwertes gleichsam als Wächter am Grabe des Märtyrers in ihrer Mitte.

Aber Heiliges, das die höchste Verehrung genossen hatte, wurde wieder unheilig in der Schätzung der Menschen; der Kampf, der besiegelt schien, hatte nur geschwiegen und entbrannte wieder. 1538 wurde neben dem Schrein die Anklageschrift König Heinrichs VIII. gegen Thomas Becket verlesen, in der dieser des Verrats, der Widersetzlichkeit, der Rebellion beschuldigt wurde; der Heilige antwortete nicht; es geschah kein Wunder. Das Dämmerlicht, das die alte Halle füllte, schien verrucht; das »blasphemous glass« wurde zertrümmert oder verkauft, der Schrein zerschlagen; an des Herrschers Daumen leuchtete der Rubin, den der König von Frankreich gestiftet hatte. Das nüchterne Licht

der Erde, vor dem sich der Glaube geschützt hatte mit hohen Hallen und dunkelm Glas, drang ein; es wurde hell und leer. Heinrich, der, als der Achte, denselben Namen trug wie der Büßer in der Krypta, siegte; es siegte der Staat über das religiöse Vermächtnis, und das Leben stand in Gefahr, seinen höchsten Gehalt zu verlieren.

Schuld liegt auf den Bischöfen, die der Macht dienten; Schuld auf den Königen. Als Augustinus auf Thanet gelandet war, glaubte er eine frohe Botschaft zu überbringen; es war wie er sagte, und doch leitete er nicht das Drama des Heils, sondern eine Tragödie ein. Die Forderung des Kreuzes bewegte die Völker, und die Völker wurden wieder schuldig am Kreuz. Die Kathedrale blieb. Aus den Trümmern des Klosters, der zerbrochenen Macht, steigt sie auf im Schutz ihrer Türme und starren Zinnen; die Last der Geschichte liegt auf ihr, in der das Heilige, wie die Splitter der alten Fenster, nur in wenigen Funken glüht; und doch zeugt die Kathedrale für das letzte und innerste, das, in der Geschichte selbst sich entfaltend, mächtig werdend und sich bewährend, diese endlich unter Gericht stellt und überwindet.

YORK

DIE MITTELALTERLICHE Mauer umgürtet noch immer die Stadt. Über einen Erdwall hin läuft der Zinnenkranz, der im späten Licht gelblich-weiß schimmert; Rundtürme stützen ihn, er senkt sich zum Tor, steigt wieder auf und umwandert auf seiner Höhe die trüben, düstern Ziegelbauten, in die York ausläuft; freilich ist der alte Ring längst durchbrochen und die Häuser haben auch das außerhalb liegende Feld erobert; doch der Umriß, der einst das Leben der Stadt zusammendrängte und ihr Form gab, behauptet sich eigensinnig, und groß und beherrschend, zuweilen in die Ferne gerückt, dann wieder in der Nähe erscheinend, steht die Kathedrale während des ganzen Rundganges über den Häusern. Die von gotischem Schmuckwerk umrankten Westtürme und der überschwere Vierungsturm, das hohe, von Streben gestützte Schiff, und die Rosette des Querschiffs zwischen den Fialen, über den lanzenförmigen Fenstern, endlich das Chorfenster, das wie eine stumme, nur aus wenigen Pfeifen gefügte Orgel den Bau ab-

schließt, lösen einander ab; es ist, als sei die weite Wanderung auf dem Wehrgang doch nur ein Weg um die Kathedrale, nicht um die Stadt; am Fluß, angesichts der zweitürmigen Westfront, setzt die Mauer an, um endlich, die ganze Stadt umschreitend, zum Anblick des Chorfensters zu führen, das ernst und abgekehrt über den Gärten steht.

Aber der Fluß zerteilt York und seine Mauer, und dort, wo er in den Bereich der alten Stadt einströmt, liegt das Schloß auf erhöhtem Ufer, das den andern, die Stadt erfüllenden Anspruch vertritt: den auf die Macht. Der Cliffords Tower spiegelt in seiner Anlage die Bauweise des Eroberers; auf einem steil getürmten Hügel steht ein Turm; alte Bilder zeigen, wie die Normannen solche Hügel schichten ließen, während die hölzernen Türme zum Einpflanzen schon bereit standen. Freilich ist der Cliffords Tower schon von kunstvoller, späterer Form; vier Rundtürme sind gleichsam zusammengeschweißt und durch Erker noch einmal vernietet; er ist gebrochen und hohl; die geschwungenen Mauern umfassen einen leeren Platz, und doch ist der Turm noch immer mächtiger als das hinter ihm liegende Schloß später Zeit, dessen melancholische Heiterkeit und dürftige Pracht schon vom Ende der Herrschaft und der Herren weiß. Draußen, bei Marston Moor, sank das Königsbanner; und der rote Ziegelturm, der dort die Mauer abschließt, wo in alter Zeit der Graben die Verteidigung der Stadt übernahm, trägt noch immer die Narben dieses Kampfes.

Und doch hat keine englische Stadt einen besser begründeten Anspruch auf Macht und Herrschaft als York, ja die Forderung des Empires selbst ruht zu einem guten Teil auf dieser Stadt, die in ihren Mauern und Trümmern heute wieder abseits liegt, gleichsam allein gelassen mit der Last ihrer Tradition, und von der doch der mächtigste Anstoß kam. Am Abend beginnt die Mauer, mit ihren einförmigen Zinnen und Türmen, zu leuchten; sie scheint dann von römischer Geschlossenheit zu sein und römischen Willen zur Dauer zu bekennen, gleich den Mauern spanischer Städte. York ist die Stadt der Kaiser. Hier, angesichts des unbezwinglichen Nordens, dessen wilde Völkerscharen sie durch Wälle eingedämmt hatten ohne sie überwinden zu können, wohnten die Imperatoren, die Grenze zu hüten, zu verteidigen; hierher führte Hadrian die sechste Legion; hierher kehrte Severus von einem Feldzug im Norden zurück, ein kranker Mann, den unheilverkündende Zeichen schreck-

ten und der es noch erleben mußte, daß Caracalla, sein Sohn, sich Imperator nennen ließ, und die kaum niedergeworfenen Völker sich wieder empörten. Dann verzehrte in der Nähe Yorks das Feuer des Scheiterhaufens den toten Kaiser. Auch Konstantin Chlorus starb hier; und hier fiel Konstantin, seinem Sohn, dem künftigen Weltherrn, die Macht über die westlichen Provinzen des Reiches zu, als ihn die Soldaten in York zum Imperator erhoben [306].

Aber das Große, wie schnell es auch hingeht, wird nicht durchlebt, ohne ein Gebot zurückzulassen; es ruht in der Erde und bricht wieder aus ihr hervor. Geschichte will sich ewig wiederholen, obwohl die Wiederholung niemals gelingt; der Wille zur Wiederkehr des Gewesenen ist eine der stärksten Kräfte, die das sich wandelnde Leben formen. Rom ging hin; es ließ den Grundriß des Castrums, Münzen, Tafeln, Urnen und Gräberfelder zurück, in denen Tausende ruhten, bis die Unrast und die Betriebsamkeit später Zeit ihr Gebein herauswühlten und zerstreuten. Auch ein Abglanz des Flüchtigsten wurde erhalten: das noch geschmückte Haar einer jungen Römerin. Doch das Römische blieb; die Sage ging durch das Mittelalter, daß das Grab des Kaisers Konstantin Chlorus gefunden worden sei und die Lampe darin noch gebrannt habe; die Lampe des Gedächtnisses, das Wissen vom überkommenen Anspruch, erlöschen nie; in verborgener Tiefe lebt das Imperium fort. Edwin, der Nothumbrierkönig [607–633], der sich nach schwerem inneren Kampf und nachdem seine Priester selbst ihm dazu geraten, dem Christengott beugte, ließ in der Art der Römer ein Feldzeichen vor sich hertragen, wenn er durch die Stadt ritt, vorüber an den fremdartigen hohen Bauten der einstigen Herren. Bis nach Edinburgh, das seinen Namen von ihm empfing, stieß Edwin vor; aber jenseits des Römerwalls endet das römische Erbe, verstummt das Gebot der Nachfolge, schwindet die Größe der Bauten, der Maße, des Vorbildes; nur wo Rom baute, wurde wieder gebaut; wo es herrschte, Geschichte begann und ihr ein Ziel wies, wurde wieder große, eigene Geschichte gelebt.

Die Erinnerung an das Imperium, unter dessen Hauptstädten York gewesen, blieb in den englischen Herrschern des zehnten Jahrhunderts wach, die sich Imperatoren nannten; in den Bann dieser Nachfolge gelangte Heinrich VIII., als er diesen Titel für Britannien beanspruchte,

und noch die modernen Rechtfertiger des Britischen Imperiums berufen sich auf die Kaiser, deren Leiber bei den Totenfeiern in York zu Asche verzehrt wurden. Ob auch in Alcuin, der vielleicht in York geboren wurde, dieses Erbe noch wirkte, oder ob er es wieder aufnahm, als er in Rom war? Der große Berater des Frankenkaisers sprach schon vor dem entscheidenden Jahr 800 vom Imperium; er stellte Karls Königswürde über die des Papstes, über die des Kaisers von Byzanz.

Die Mächtigen des sinkenden römischen Reiches hatten einander verdrängt und getötet unter dem Fluch der Macht: Konstantin, des großen Konstantin Sohn, bekämpfte seinen Bruder Konstans und fiel gegen diesen [340]; Konstans machte sich zum Herrn Britanniens und wurde getötet von Magnentius, dem Briten, der wieder gegen Konstantius fiel. Und wie die römischen Gebieter einander vernichteten, so die Könige der Angelsachsen, deren kaum einer der Schuld entging, sowenig wie die Schuld dem Gericht. Als die Dänen sich die Macht über das nördliche Britannien geraubt hatten, wechselte das Zepter noch schneller von Hand zu Hand: von den etwa dreißig Gebietern fiel die Hälfte durch das Schwert, wurde ein anderer Teil vertrieben oder verbannt. Und als dann im Mittelalter das zerspaltene Königsgeschlecht sich zerfleischte und die weiße Rose Yorks und die rote Lancasters auf den Schilden der Todfeinde leuchtete, da trugen die ungefügen Stadttore die bleichen Häupter der Gerichteten und bald darauf der Richter, der Verräter, die zu Märtyrern, der Getreuen, die wieder zu Verrätern wurden.

Doch was wäre die Macht und ihr Fluch allein? Geschichte umfaßt unendlich viel mehr als den Kampf um die Macht, als den Lärm des Streites; sie umfaßt auch Stille, obwohl sie nur wenig von ihr berichtet; alles, was geschieht, wäre wesenlos ohne die Stille: der Staat und sein Dasein, die Macht und ihr Herr sind nur Personen oder Kräfte der Handlung, die zwischen Gott und dem Menschen spielt. Welche Stille und Geduld des Lernens, Erfahrens und Glaubens mag in York gewesen sein, hier, wo auch der Anspruch wurzelte! In der berühmten Schule zu York, die Karl dem Großen als Vorbild diente, lehrte Albert, der Erzbischof [766–778]; und wer vermöchte es schöner zu schildern was er lehrte, als es Alcuin, der Schüler, zum Dank getan hat: »Dort netzte er dürstende Herzen mit dem Strom des Unterrichts, dem Tau der Stu-

dien; er teilte den einen mit Eifer die Künste der Grammatik mit, ließ in die andern die Redeströme der großen Redner fließen; diese wieder schliff er mit dem Wetzstein des Gesetzes; jene lehrte er Ionischen Gesang, wieder andere ließ er auf der Kastalischen Flöte spielen und mit der Lyra über die Hügel des Parnassus eilen. Aber dieser selbe Meister machte auch die Harmonie der Sonne und des Himmels kund, den Wandel des Mondes, das Beben der Erde, die Natur des Menschen, des Viehs, der Vögel und wilden Tiere und die Figuren der Geometrie, vor allem aber enthüllte er die Geheimnisse der Heiligen Schrift, öffnete er die Abgründe des alten, rauhen Gesetzes.« – Und die selben Schüler, die in der stillen Klosterschule sich in das tiefste Wissen der Zeit versenkten, warfen sich draußen aufs Pferd, das Reiten zu erlernen, übten sich im Fechten und meisterten Pfeil und Bogen; sie führten Wettruderkämpfe auf dem Flusse; die Colleges haben nicht nur die alten Plätze und Räume besetzt, sie sind den Mönchschulen in ihrem Wesen sehr nahe geblieben und haben sich gerade dadurch bewährt.

Zwischen dem Schloß und der Kathedrale, auf dem steigenden Ufergelände, baut die Stadt sich auf, durchdrungen und bestimmt von den beiden Brennpunkten geschichtlichen Lebens, dem Sitz der Herren und dem Sitz der Priester, dem Bau des Staates und dem Bau des Glaubens, die selbst wieder aufeinander wirkten. In den engen Gassen Yorks wußten sich die alten Häuser besser zu halten als in den meisten Städten Englands; sie lehnen sich aneinander, müde und unbeholfen mit ihren vorgeneigten Giebeln, dem krummen Balkenwerk, und suchen, auf Pfosten wie auf Krücken gestützt, sich in einer Reihe zu halten, die freilich bald durchbrochen wird von einem kahlen, neuen Bau; York wollte vom Alten nicht weichen und hat diese Schwerfälligkeit hart genug gebüßt. Und doch: was wäre Besseres von einer Stadt zu sagen, als daß sie beharrlich zu bewahren, zu überliefern suchte? Und wenn nicht Kräfte wären, die sich dem Neuen widersetzten: wie käme das Neue zur Gestalt; wie nähme es zu an Gewicht, an Altem, Bleibendem, das erst den Standort befestigt, den Raum und die Aufgabe bestimmt? Das Land war willig christlich geworden und sank doch in das Heidentum zurück; es bequemte sich den dänischen Herren und wollte sich dann an die Normannen nicht gewöhnen, so daß es den furchtbaren Zorn Wilhelms des Eroberers erregte und zu erdulden hatte. Denn als

es sich mit Hilfe gelandeter Dänen zum zweitenmal im Rücken des neuen Herrn empörte, hielt Wilhelm, der es »bei Gottes Herrlichkeit« geschworen, daß er keinen seiner Feinde am Leben lassen werde, grausames Strafgericht. Gegen die Normannen, die aus der nordischen Heimat kamen, kämpften die Stammverwandten, die in Frankreich im Dienst an ihrem Staat eine wirksamere Schule durchlaufen hatten. Wilhelms Festungen auf den beiden Flußufern erstanden neu, indes die Stadt in Asche sank, das Land verwüstet wurde; neun Jahre lang sollte zwischen York und Durham kein Pflug mehr über die Äcker gehen; der neue Herr aber ließ, um die Unterworfenen mit seiner Macht zu blenden, die Krone und das reiche silberne Tafelgeschirr aus Winchester bringen und feierte inmitten der Geschlagenen seinen Sieg. Der Eroberer konnte jedoch nicht zerstören ohne wieder zu bauen, nicht eine Ordnung niederreißen, ohne eine neue zu stiften; nun erst wuchs die Kathedrale ihrer großen Form entgegen. Als sich aber die Formen wieder wandelten, die Inhalte sich verflüchtigten, paßte sich die Stadt dem Jahrhundert ebenso schwer an wie zuvor; sie widerstrebte der Reformation; in Yorkshire und in Lincolnshire, im Umkreis der gewaltigsten Kathedralen, erhob sich die »Pilgrimage of Grace« [1536], eine religiöse Bewegung, die die Klöster erhalten, die Kirchen schützen wollte; die nicht verstand, daß nicht mehr ehrwürdig sein sollte, was es immer gewesen; an einem Galgen auf einem Tore Yorks endete Robert Aske, der Führer der Gnadenpilger, sein Leben. Dreißig Jahre danach erwachte der Aufstand wieder, in Durham; es war, als wollten die großen Kathedralen sich nicht entmachten lassen, als riefen sie fort und fort ihre Kämpfer auf; auch diese Bewegung scheiterte, und wieder erlitten einige ihrer Hauptleute den Tod in York. Das sechzehnte Jahrhundert hinterließ die Konflikte, die es nicht lösen konnte, dem siebzehnten als furchtbare Erbschaft; Karl I., der weit mehr durch das, was geschehen war und geschehen mußte, als durch seine eigenen Verfehlungen fiel, liebte York und seine Kathedrale; hier, am Westportal, kniete er nieder und betete, als er in die Stadt eingezogen war; in »seiner geliebten Stadt York« kehrte er, nach Schottland hinaufeiland oder dem Parlament sich entziehend, wieder und wieder ein, während der Himmel finsterer wurde; er bewahrte der Kathedrale seine Liebe und ließ die Häuser beseitigen, die sich zu nahe an sie heran-

gedrängt hatten so wie das Volk an den Thron und seine Macht. – Kirche und Krone behielten für lange Zeit ihr Ansehen, ihren Rang in York; wie die Bürger der Frau ihres Lord Mayors den hohen Titel ließen, während der Mann ihn mit dem Ablauf der Amtszeit verlor, so ließen sie ihren höchsten Herrinnen Titel und Ehre, obwohl die Zeit sich wandelte, der Herr wechselte:

»Mein Herr ist Herr für Tag und Jahr,
Meine Herrin bleibt Herrin immerdar.«
[My lord is a lord for a year and a day,
But she is a lady for ever and aye.]

Aber ist nicht alles geblieben? In der letzten Stunde des Tages, wenn schon der Wächter mit dem Schlüssel klirrt und die Halle sich geleert hat, wenn das Dämmer sich unter dem Gewölbe sammelt und es verdeckt, so ist die Kathedrale allein von dem Alten, Heiligen erfüllt; es ist nicht mehr die Kirche Edwins, des heiligen Königs, dessen Haupt der Bote nach York brachte mit der Nachricht von der verlorenen Schlacht [793]; es ist auch nicht mehr die Kathedrale der Normannen, die schon ein Jahr, nachdem der Eroberer seine Rache gekühlt hatte, an dem alten Ort aufzusteigen begann; aber alle, die einstmals hier verehrten, lehrten und bauten, sind gegenwärtig in der gotischen Halle. Und da das Licht des Tages erlosch, beginnen die alten Fenster zu glimmen in ihrem eigenen Licht; die Häupter und die langen Bärte der Einsiedler schimmern und die Kronen der Könige leuchten wieder; auch sie sind ja nur dienende, schmückende Gestalten im Dom des Herrn, an denen das Licht sich bricht. Und das Vermächtnis, von dem alles Gegenwärtige lebt, so wenig es seiner gedenkt, gewinnt sein Dasein zurück und brennt und dauert in geheimnisvoller, unvergänglicher Kraft, so wie die Flamme im Grabe des Kaisers Konstantin Chlorus.

ROUEN

ÜBER DEN Türmen der Kathedrale kämpft das Licht mit dem Nebel, der nachts mit dem Fluß in die Stadt strömte und sie bis zu den höchsten Giebeln und Zinnen überschwemmte; wenn ein Strahl das Gewoge



zerteilt, wirft er eine breite Lichtbahn von den Türmen herab, und dann und wann ist der hochragende Bau von einer Strahlenkrone umleuchtet, als wolle das Heilige, das er bewahrt, sich offenbaren. Aber dann wälzen sich Nebelwolken zwischen den Vierungsturm und die Westtürme; sie sinken bis auf das Kreuz in der Mitte nieder, und es scheint, das Licht habe den Kampf für diesen Tag verloren. Es dunkelt auf dem Platz und den Gassen; aus ferner Höhe, wie aus dem Unsichtbaren, schwebt der Stundenschlag herab; die Orgel tönt geheimnisvoll wie in einem verschlossenen Berg, und das eine oder andere Fenster, hinter dem die Kerzen vor einem Seitenaltar brennen mögen, gewinnt einen helleren Schein. Die Feuchtigkeit beschlägt die Steine, und die Häuser und von farbigem Dämmer erfüllten Höfe erdulden das gewohnte Rinnen und Tropfen. Es ist, als spähten und lauschten die Drachen und Greife an den Türmen und Ecken mit weit vorgereckten, gebogenen Hälsen auf den Regen; all dem absonderlichen Getier, das an den Türmchen und Ziergiebeln des Palais de Justice niedergleitet, scheint nur wohl zu sein, wenn ihm der Regen über den Rücken fließt.

Die Mächte der Tiefe haben ihren Anspruch auf die Stadt nicht so bald aufgegeben, wenngleich der durch die Gnade mächtige Bischof Saint Romain den Drachen, der hier hauste, mit seiner Stola fesselte; damit hat wohl die eigentliche Geschichte Rouens begonnen, nachdem schon die Römer von hier eine Provinz beherrschten und frühe, verschollene Heilige auf den Hügeln über der Seine dem Herrn dienten und für ihn litten und ihm die ersten schüchternen Kirchen bauten. Das Ende der Römerherrschaft zeigte sich an, als ein Soldat, von der Friedensbotschaft des Erlösers ergriffen, seine Waffen vor dem Tribun niederlegte und der Henker, der den Abtrünnigen enthaupten sollte, erblindete; damals wechselten die Gestirne, wurde das Neue, das bisher undenkbar gewesen, mit einem Male möglich. Aber der Kampf des Heiligen mit dem Unheiligen, des Bischofs mit dem Drachen, der Erwählten mit dem Bösen, des Menschen mit dem Versucher, ist doch der wahre Inhalt der Geschichte Rouens; und darum ist sie ein Sinnbild aller Geschichte, die in immer größeren, in das Jenseits hinüberschwingenden Kreisen im Schicksal der Menschen, der Städte, Länder und Völker diesen Kampf wiederholt. Alle Kreise sind, nach einem Plan, den kein

Mensch ermißt, für einander geordnet, bis mit der Vollendung des letzten, größten Kreises der Völkergeschichte der Kampf beschlossen wird und das Heilige siegt. Doch triumphiert es nicht nur in denen, die auf sichtbare Weise das Ungetüm bezwingen; es siegt auch in denen, die das verborgene Opfer bringen in der Geschichte, sein Reich bereitend in Seelen, deren Licht nicht leuchten wird vor dem Jüngsten Tag.
So würden wir der Stadt Unrecht tun, wenn wir derer nur gedächten, deren Lohn Ruhm oder Schande war; was sie erfahren haben, das haben sehr viele Unbekannte erfahren, indem sie mit den Helden der Geschichte oder gegen sie handelten, mit ihnen hofften oder sich von ihnen abwendeten; die Schicksale der Großen stehen für die Schicksale der namenlosen Einwohner von Rouen, die zwischen den herrischen Schlössern und hochgetürmten Gotteshäusern, den Bastionen und Abteien von ihrer Zeit auf die Probe gestellt wurden und diese in Furcht und Zittern bestanden haben oder an ihr versagten. Wievielen mochte es ergangen sein wie dem Bischof Pretextat, der den Zorn des Frankenkönigs Chilperich erregte und in der Hoffnung, des Königs Verzeihung zu erlangen, einem falschen Ratgeber folgte und eine Schuld auf sich nahm, die er nicht begangen hatte! Der Bischof wurde verbannt; in der Einsamkeit einer kleinen Insel bei Coutances mag er bereut und sich gewandelt haben. Nach des Königs Tode kehrte der Verbannte nach Rouen zurück, wo Fredegunde, Chilperichs Witwe und Mörderin, herrschte; der Seelenhirte mahnte sie, ihren Wandel zu ändern, und zog sich ihren tödlichen Haß zu. So traf ihn der Dolch eines gedungenen Mörders an einem Februarmorgen, als er mit seinen Geistlichen in der Kirche sang; und da die Königin es wagte, an das Lager des Sterbenden zu treten, kündigte ihr Pretextat das Gericht an für all das Blut, das sie vergossen. Er hatte sich aus Schwäche an der Wahrheit versündigt und sich für schuldig bekannt, ohne es zu sein; aber dann verstand er die Gnade, die der Herr ihm erwies, als er ihn noch einmal auf den Schauplatz der Geschichte rief; er unterstellte sich der Wahrheit und starb für sie.
Der Strom fließt breit und silbrig unter den hohen, im Dunst schimmernden Uferhügeln dahin; er ernährte die Stadt und trug ihre Schiffe dem Meere zu; er mußte sich auch den Ruderschlag der Normannen gefallen lassen, die in ihren flachen, schwarzen Booten die Seine hin-

auffuhren. Als Rollo, der sie führte, ans Land sprang, hatte Rouen Herren gefunden, die es nicht mehr sollte abschütteln können; der Eroberer errichtete seine Türme am Strom und riegelte ihn ab; doch Stadt und Land nahmen ihn in Pflicht: langsam erzogen sie das wilde Herrschergeschlecht und seine Untertanen. Die Normannen mußten es lernen, zu verwalten, statt zu rauben, zu dienen statt zu schweifen, zu verteidigen statt zu verheeren; sie lernten beten und bauen, bis Kraft und Kühnheit, die ihr Erbe waren, die Stadt veränderten und ihr Türme und Hallen schenkten. Nun wuchsen die großen Formen empor. Zweihundert Jahre, nachdem die Nordmänner das Land in Besitz genommen und seiner schweren Schule sich unterworfen hatten, fuhren sie aus, um endlich wieder zu wagen und zu streiten; und vielleicht waren sie doch dieselben geblieben in dieser langen Zeit. Wohl waren sie listiger und klüger geworden; wohl wußten sie sich den Formen der Welt zu bequemen; wohl richteten sie das Steuer auf das nächste Ziel – nicht mehr auf ein fernes, ungewisses –: auf den hellen Strand Englands. Aber Wilhelm der Eroberer, war von Rollos Art, wenngleich es vielleicht einen größeren Sinn erforderte, ein Stück Land zu ergreifen und ihm zu dienen, als ein neues Reich zu gewinnen: Rollo unterwarf sich einer Ordnung, die dem Stamme fehlte; Herzog Wilhelm machte sich, kraft der erworbenen Zucht, wenigstens für einen Augenblick frei.

Aber wie fern ist der Stadt diese Geschichte der Macht! Lang ist das Normannenreich versunken, dessen Hauptstadt sie war; sie hat keine andere Stimme mehr als die mächtige, dunkle der Glocken, die durch den Nebel hallen; ihr höchster Ruhm ist doch der Ruhm des Heiligen geblieben, das sich in ihr vollendete, und des in ihr beheimateten Geistes. Die Geschichte der Macht ist nur der Schauplatz der Seelengeschichte; was mochte es endlich für die Seele des kühnen und listigen Herzogs Wilhelm bedeuten, daß nach langem Harren seine ungeduldigen Schiffe hinübergetrieben wurden an Englands Küste? Ob dieses Glück nicht nur Probe war? Ob es nicht doch der Versucher war, der ihm zuflüsterte, er solle England gewinnen – auf das er kein Recht hatte? Ob der Versucher nicht neben ihm stand auf dem Schiff und der Herzog somit in seinem höchsten, kühnsten Augenblick unterlag? Am Ende verdroß ihn selbst die lärmende Geschäftigkeit im Hafen zu Rouen,

die er einstmals gewiß geliebt und gefördert hatte; er ließ sich aus dem Schloß in ein Kloster auf der Höhe bringen und starb hilflos, der Macht entkleidet, verlassen von seinen Dienern und seinen Erben.
In einem jeden Stundenschlag ist der Vorklang des Gerichts; alle Zeit erschauert; ein jeder Augenblick fordert das Leben der Seele für sich. Über die altersgebeugten Dächer hinweg antworten die Glocken von St-Ouen den Glocken der Kathedrale; dort, in der langen, hochstrebenden Abteikirche, die der stumme Gesang des Steins, der Bogen und ineinanderhallenden Gewölbe erfüllt, flügelt ein Taubenpaar zwischen den Pfeilern; die Tauben lassen sich zu Füßen des heiligen Bischofs Remigius nieder, auf dessen Schulter eine steinerne Taube sitzt; sie hat ihm das heilige Öl aus der Himmelshöhe gebracht, das die Könige Frankreichs heiligen sollte bis in die fernste Zeit; dieses Öl, das Frankreich selber heiligte und seine Geschichte und endlich von der Blindheit der Aufrührer verunehrt ward. Und vielleicht warten die Tauben der Höhe seit langem wieder auf den heiligen Mann, auf dessen Schulter sie sich setzen dürfen.
Einst mußte der Erzbischof von Rouen die Nacht vor seiner Thronbesteigung in St-Ouen verbringen; am andern Morgen geleiteten ihn die Mönche zur Kathedrale. Er ging barfuß; vor dem Ziel erwartete ihn die Geistlichkeit, und nun wurde er an seinen Tod erinnert und an die Hinfälligkeit des ihm anvertrauten Amtes: »Nous vous le donnons vivant; vous nous le rendrez mort«, sagte der Abt zu den Priestern. Und später, wenn des Bischofs Lebenszeit abgelaufen war, brachten ihn die Priester den Mönchen von St-Ouen zurück; sie trugen dem Toten so viele Kerzen voraus als seine Amtswaltung Jahre zählte. Nun ward der Kreis geschlossen, das gegebene Versprechen eingelöst, und der Tote durfte dort eine Nacht wieder ruhen, wo er als Lebender einst die letzte, vom Hirtenamt noch nicht beschwerte Nacht verbracht hatte: »Vous nous l'avez donné vivant; nous vous le rendrons mort.«
Der Fluß hatte die Eroberer gebracht, und er hatte Herzog Wilhelms Leichnam auf dürftiger, gemieteter Barke wieder fortgetragen; er wußte auch von der verborgenen Schuld des ungebändigten englischen Königs Johann, der den jungen Thronerben Arthur, nachdem er ihn vergeblich wegen des Verzichtes auf den Thron bedrängt hatte, nachts aus seinem Verließ an der Seine auf ein Boot schleppte und dort mit dem

Schwerte tötete. Wohl strudelte der Strom des Gemordeten Leichnam dem Meere zu; aber die Schuld wirkte fort; Johann verspielte sein Reich und sein Ansehen, und der französische König Philippe Auguste machte sich zum Anwalt des Ermordeten, berannte die Stadt und nahm sie endlich. Er schleifte die Burgen der Normannen und türmte sein eigenes Schloß auf, nicht mehr am Fluß, der den Fremden gedient, sondern auf der Uferhöhe hinter der Stadt; hier konnte er Strom und Stadt überschauen und beherrschen und sie mit seinem Reich verbinden. Aber auch dieser Sieg der Könige Frankreichs war nur eine Probe: würden sie Recht tun mit ihrem Gewinn? Und vielleicht ist die Antwort auf diese Frage weit furchtbarer als die Geschichte der Normannen: von dem Schloß Philippe Augustes steht nichts mehr als der wuchtige, lichtlose Turm, in dem Jeanne d'Arc gefangen war.

Mit ihr ist das vollkommen Reine einmal eingetreten in die Geschichte, um in der Geschichte zu wirken und in ihr sein Schicksal zu erleiden. Wer unter allen, die in Jahrhunderten mächtig waren, kann es wagen, ihr dieses Bekenntnis nachzusprechen?: »Dieu a toujours été le maître en ce que j'ai fait, le diable n'a jamais eu puissance en moi.« Jeanne lebte nicht wie andere Menschen auf der Erde; sie war gesendet und begehrte wieder heim: »Je viens de par Dieu, je n'ai que faire ici, renvoyez moi à Dieu, dont je suis venue.« Aber einst hatte der Bischof Saint Romain den Drachen besiegt; nun siegte der Drache über Pierre Cauchon, den Bischof von Beauvais. Denn nicht um die erklügelten Fragen ging es ja endlich in dem tragischen Verhör in dem Bischofsschloß, dessen lange finstere Mauer noch immer die Nordseite der Kathedrale wie ein Schild bedeckt; es ging um den heimlichen unerbittlichen Kampf des Unheiligen gegen das Heilige, der endlich, im Tode, mit dem Siege des Heiligen entschieden wird. In dem Augenblick, da das Unheilige triumphiert, hat sich das Heilige leidend vollendet; und sein sachte ausstrahlendes, immer mächtiger werdendes Licht kann nicht verborgen bleiben. So hat die Stadt einen Tag erlebt, der in seinem furchtbaren Doppelsinn als Tag des Frevels und des Heils fast ohne Beispiel ist; auf dem alten Markt, hinter den Hallen waren die drei Gerüste aufgebaut für den Kardinal von England, den Prediger, die Richter und die Verurteilte und für den Scheiterhaufen, dessen Höhe erschreckte. Jeanne d'Arc verfluchte die Stadt nicht, als sie dahin ge-

fahren ward; sie beklagte sie nur: »O Rouen! Rouen! Dois-je donc mourir ici?« Und als sie das Kreuz ergriffen hatte, das ein Engländer aus einem Stocke gefertigt, und die ungeduldigen Soldaten auf die Hinrichtung drängten, klagte sie noch einmal: »O Rouen! tu seras donc ma dernière demeure!« Ihr Herz freilich, so berichtet der Chronist, konnten die Engländer nicht verbrennen; sie warfen es in den Fluß, der so viel Schuld schon verborgen, so viele Frevler und Richter schon herangetragen hatte. Und nur dieses Herz hätte uns das Letzte sagen können von der an Jeanne d'Arc ergangenen Sendung, die sie zur Geißel und zum Zeichen machte. Eine jede Sendung ist eingeschlossen in ihre Stunde und kann in keine andere übertragen werden. Sie kann nur vom Ursprung hereinbrechen in die Zeit, nur von ihm her ist sie in ihrem unangreifbaren Recht.

Vor diesem Tage, an dem eine Sendung vollzogen wurde und das Zeichen des Reiches aufflammte, wird alles klein, was die Stadt schon erlebt hatte, was sie noch erleben sollte; vergeblich hatte der stolze englische König Heinrich v. aufs neue Schlösser an der Seine gebaut, mit normannischer Beharrlichkeit an den Ort zurückkehrend, wo die Ahnen gelandet waren; seine Nachkommen mußten die Mauern verlassen, die endlich wieder gebrochen wurden. Der kluge Henri IV. hielt nach seinem Sieg eine Rede im Stadthaus und ließ Gabrielle d'Estrées sich hinter dem Vorhang verstecken, damit er nicht für die steifen Väter der Stadt, sondern für Gabrielle spreche und damit so gut als er nur vermöchte. Noch immer wechselten, stritten sich die Herren; die Herzogin von Longueville sammelte die Macht der Fronde in Rouen; aber von Mazarin und seiner Mutter geführt zog der zwölfjährige Ludwig der Vierzehnte in die Stadt und verpflichtete sie sich aufs neue mit der geheimnisvollen Macht ererbten Königtums.

Gesichte und Schatten leben in den Straßen und Häusern, und so könnte der Dichter selbst zum Gesicht werden, der hier geboren wurde und zwei Menschenalter verbrachte. Noch steht die dunkle Marmortafel in der gewaltigen gotischen Halle des Palais de Justice, an der Pierre Corneille saß als avocat du roi; noch wendet sich die königliche Treppe, die er beschritt, hinab in den weiten offenen Hof. Und wenn es dunkelt und die müden Häuser sich noch fester in den Nebel hüllen; wenn die Stundenschläge einander rufen und antworten, wie einstmals

die Wächter auf den Mauern es getan: dann sind die unfaßbare Stille und der Ernst erfüllten, streng geordneten Lebens vielleicht wieder spürbar, aus denen sich das Gedicht erhob. Der Dichter ging an den Hallen vorbei über den alten Markt, vorüber an der Stelle, wo der Normanne Richard, Rollos Enkel, ein Schloß erbaut hatte, das wieder verschwand, an der Pfarrkirche St-Sauveur vorüber, die gleichfalls nicht dauern sollte, und an dem Ort, wo Jeanne d'Arc in den Flammen ihr Haupt senkte und den Namen des Herrn zum letzten Male rief; er schritt in der schmalen Straße hinter dem Platze an der Mauer seines Grundstücks hin, vorüber an dem Hause seines Bruders Thomas, das sich an das seine lehnte, und stieg die enge gewundene Treppe hinauf; hier oben, hinter der doppelten Reihe geschlossener Läden, am glosenden Feuer war er allein mit den großen, unsagbar fremden Gestalten seines Gedichts. Denn was hatte dieser Traum gemein mit der hochgebauten Stadt draußen, den strebenden Hallen der Kirchen und mit der Geschichte dieser Stadt, in der das Heilige mit dem Unheiligen kämpfte? Die Gestalten des Dichters liebten die Klarheit bewußten Willens; nicht vom Traum, dem Jenseits und der Tiefe waren sie gefangen, und sie beteten auch nicht, wie der Dichter betete in seiner nahen Pfarrkirche; sie unterstanden der Pflicht und kannten kein größeres Leid, als der Pflicht nicht gehorchen zu können, kein größeres Bangen, als sie zu versäumen; sie litten nicht eigentlich an sich selbst, sondern allein am Gesetz, und suchten ihren Ruhm in der Hingabe an das schwerste Gebot, das überpersönliche Leben. Aber die mächtige, nie wieder gesprochene Sprache, die den Dichter in dem engen Haus der Rue de la Pie überfiel, war doch eine Antwort auf das, was draußen geschehen war: sie kündete die Not des Menschen, der in der Geschichte, und das heißt zwischen unausweichlichen Entscheidungen, steht; sie erweckte die Bereitschaft, in dieser Not die letzten Wünsche des Herzens zu opfern und unter zwei Entscheidungen die schwerste zu treffen.

So wird auch Corneilles Stimme zur Stimme der Stadt mit den Glokken und Gebeten, die freilich in höhere Räume dringen; auch ihn hat die Geschichte gerufen, daß er sich bewähre. Und wie der Dichter, so waren die Heiligen und Mächtigen der Stadt von einem Drama eingefordert, das ihnen in erhabenem Ernste die Freiheit des Handelns

ließ und doch die eine, gläubige Entscheidung von ihnen erwartete für alle Ewigkeit. Die Bischöfe und Bekehrer und die von Grauen beschattete merovingische Königin, Herzog Rollo, der im Südturm der Kathedrale schläft, und sein Sohn Wilhelm Langschwert, der ihm gegenüber im Nordturm ruht, der Eroberer, dessen armen Leichnam die Diener plünderten, Richard von England, das Löwenherz, dessen ungestümes Herz ein Schrein in der Kathedrale bewahrt, sein Bruder und der wehrlose, gemordete Königsknabe, die Kaiserin Mathilde, Heinrichs v. Witwe, die eine Brücke über die Seine baute, Pierre Cauchon und die Prälaten und Gelehrten, die im Bischofspalast zu Gericht saßen über die Heilige, der englische Gouverneur und die Wächter, die Kirchenfürsten und großen Herren, deren Denksteine der Chor der Kathedrale birgt, und all die unbekannten Toten, die hinter St-Maclau und vor den Mauern von St-Vincent und unter den Türmen von St-Ouen schlafen: sie alle waren zwischen den Herrn und den Versucher gestellt, der nur über das Mädchen von Domrémy keine Gewalt hatte. Und wie wäre der Dichter auszunehmen, dessen Wort mitbildet an den Schicksalen? Aber um der Einzigen willen wurde die Stadt des Frevels zur heiligen Stadt; wohl klagte Jeanne auf ihrem letzten Wege darüber, daß sie in Rouen sterben müsse; vielleicht aber bedurfte Rouen mehr als andere Städte des Gebetes der Heiligen, ihres Leidens und ihrer Schutzherrschaft. Und wie das Ringen des Lichtes mit dem Nebelgewoge über den Türmen an einem jeden Tage wieder beginnt, so mag das Gebet der Schutzherrin ringen mit der Seelennot der Toten, die nachts oft furchtbar herandringt aus den Gassen und dann wieder durchlichtet wird von der reinen Kraft der Höhe.

III. TEIL

[Die letzten Szenen]

HASTINGS. Schlachtfeld, mit Toten bedeckt, bei Anbruch der Nacht. Wilhelm [der Eroberer]. Ein Hauptmann.

Wilhelm [erregt]: Und du hast es nicht fertiggebracht, meinem Bruder deinen Auftrag zu bestellen?

Hauptmann: Ich habe ihm gesagt, du ließest ihn bitten, die Verfolgung einzustellen. Aber seit ein Axthieb den Sohn von seiner Seite gerissen, ist er wie von Sinnen.

Wilhelm: So muß ich einen andern Boten senden. Osbern! Osbern! Wo ist denn Osbern!

Osbern [wird schwer verwundet hergetragen]: Hier, Herr. Aber das ist auch alles. [Er stirbt.]

Wilhelm: Du auch? Auch? Und ich werde nie mehr in diese Augen sehen, in denen kein Schatten war von Trauer und Furcht? [Er drückt ihm die Augen zu.] Ich nicht – und niemand soll es mehr tun. – [Steht wieder auf.] Malger! William! Richard! Keiner? Von jetzt an will ich keinen Namen mehr nennen. – Ist denn niemand da, der eine Botschaft bestellt?

Ein Ritter: Herr!

Wilhelm: Zu Odo von Bayeux. Ich *gebiete* ihm, umzukehren! [Ritter ab.]

Eine Gruppe normannischer Krieger, mit zerfetzten Fahnen:

Sprecher: Wir bringen Harolds Königsbanner und den Drachen von Wessex. Wir haben sie unter einem Leichenhügel hervorgegraben.

Wilhelm [sie annehmend und betrachtend]: Durchbohrt wie ihre Verteidiger. [Er steckt sie neben sich in die Erde.] Die Zeit des Drachen ist um. Jetzt herrschen die Löwen. [Die Krieger anblickend]: Ihr wart die ersten, die den Eisenring der Hauskarle zersprengten, gerade als ich vom getroffenen Pferde stürzte und die Meinen mich für tot hielten und ich mir den Helm vom Kopfe riß. Harolds Brüder sind von euerer Hand gefallen.

Sprecher: Gyrth fiel durch Odo von Bayeux.

Wilhelm: Ja. Aber ihr seid erst im Kanal zu uns gestoßen.

Sprecher: Richard von Capua hat uns gesandt an dem Tage, da er in Rom einzog.

Wilhelm: In Rom?? Hat er nicht dem Heiligen Vater den Lehnseid geschworen?

Sprecher [lacht]: Das freilich. Aber wer machte den Heiligen Vater zum Lehnsherrn? Die Welt fällt jetzt den Normannen zu: Rom und England in *einem* Jahr.

Robert und Wilhelm der Rote [Wilhelms Söhne], gefolgt von Kriegern, die Haralds Goldschatz tragen.

Robert: Wir bringen den Goldschatz des Norwegers. Er ward unversehrt in Harolds Lager gefunden.

Wilhelm: Ihr bringt euch selbst. Das ist mehr. So ist doch nicht alles Blut vergossen, um das ich bangte. [Umarmt sie.] Aber geht! Laßt euer Zelt aufschlagen! Es war ein schwerer Tag, auch für euch. Und auch morgen wird es nicht leicht werden.

Wilhelm der Rote: Wir wachen gerne für dich. *Dein* Tag war schwerer.

Wilhelm: Nein, um der Mutter willen, schlaft bis in den Morgen. [Als müßte er erwachen]: Meine Zeit ist noch nicht.

Wilhelm der Rote und Robert ab. Der Schatz ist niedergesetzt worden.

Wilhelm [betrachtend]: Die Banner – das Gold –

Englische Adlige, die Krone tragend, Edgar [der Etheling], Erzbischof Stigand.

Sprecher: Wir bringen dir Englands Krone.

Wilhelm [nimmt sie entgegen, setzt sie sich aufs Haupt. Die Krieger schlagen an die Schwerter]: Nach Gottes Recht und Urteil. Ihr werdet mir schwören in Westminster! [Zu Edgar]: Von dir will ich den Schwur nicht verlangen. Du bist noch zu jung. Du weißt, daß Gott mir die Krone gegeben hat.

Edgar [ihn offen ansehend]: So sagte Harold nach Edwards Tod. Und das schmerzte mich. Denn *meine* Väter, nicht die seinen, haben die Krone getragen.

Wilhelm: Harold war ein Verräter.

Edgar: Herr, ich muß tun, was du sagst. Denn du bist mächtig.

Wilhelm: Achtet auf ihn!

Stigand tritt vor.

Wilhelm [sich abwendend]: Wo ist Odo von Bayeux?

Ritter: Er hat die Verfolgung nicht aufgegeben.
Wilhelm [ausbrechend]: Sage ihm, bei meinem Zorne, daß er sie aufgeben soll! [Ritter ab.]
Stigand: Ich unterwerfe mich.
Wilhelm: Du kommst spät. Verzeihen kann ich dir nicht. Das ist dem Heiligen Vater vorbehalten. Du wirst seinen Spruch in einem Kloster abwarten müssen. Vielleicht kannst du dir durch Buße seine Gnade verdienen.
Stigand: Ich habe Unrecht getan. Das ist wahr. Aber keine Gnade heilt den Ast wieder an, der vom Baum des Lebens gerissen wurde. [Ab.]
Wilhelm [wieder den Schatz betrachtend]: Das Gold des Norwegers. Er raubte es aus allen Städten des Südens zusammen. Eine Sonne spielt darin, die ich niemals sah. [Er schlägt daran.] Wie es klingt!
Edith Schwanenhals ist aufgetreten mit zwei Mönchen, die in einem Tuche Harolds Leichnam tragen.
Edith: Vergib! [Wilhelm wendet sich um.] Ich bin Edith, von der dir vielleicht gesagt worden ist, daß Harold sie einstmals liebte. In diesem Tuche ist alles, was von Harold blieb. Ich bitte für ihn um ein Grab.
Wilhelm: Er muß grablos sein.
Edith: Die Mönche baten mich, ihn zu suchen, weil ihn niemand erkennen konnte. Ich suchte ihn viele Stunden. Ich sah in all die zerstörten Gesichter und erstarrten Augen; ich wendete die Leiber derer um, deren Gesichter nicht zu erkennen waren. Ich bitte um den schmalsten Streifen des Landes, das dir zugefallen ist. Ich bitte nicht für mich; denn ich kann nie an Harolds Seite begraben werden. Das ist das Recht Aldgyths, die er zum Weibe genommen hat.
Wilhelm [widerstrebend]: Du mußt – Harold – sehr – geliebt haben.
Edith: Was zwischen Harold und mir waltete, das hat Gott gefügt. Aber es ist ohne Gnade gewesen.
Wilhelm: Das ist dunkel. Wie kann Gott dem, was er gefügt hat, die Gnade verweigern?
Edith: Wer, meinst du wohl, sollte darauf antworten? Es ist die Frage, die ohne Antwort bleibt. Wir leben, um an sie zu stoßen.
Wilhelm: So lasse ihn begraben!
Edith: Er soll nur Erde haben, kein Kreuz und keinen Stein. – Leb wohl! [Ab mit den Mönchen.]

Wilhelm: Das erwartete ich nicht. Sie hat mich in einem Rätsel gefangen, das ich nicht abstreifen kann. Und ich habe ein Wort gesprochen, das ich mich nicht entsinnen kann, jemals gebraucht zu haben. Nur die *Liebe* bittet auf diese Art um ein Grab. Aber was ist ein Grab – was wird es sein – an dem die Liebe nicht bittet?

Lanfranc [künftig Erzbischof von Canterbury] [auftretend]: Ich komme, um dir Glück zu wünschen. Dein Sieg ist vollkommen. Der Segen des Apostels hat sich an dir und vor der Welt erwiesen.

Wilhelm: Es muß wohl so sein.

Lanfranc: Zugleich bitte ich dich um Urlaub. Der Heilige Vater hat mich zum Konzil entboten.

Wilhelm [ergreift die Königsfahne Harolds]: Nimm diese Fahne! Anselm, dein Nachfolger in Bec, soll sie nach Rom bringen zum Zeichen des Sieges und mit ihr die Hälfte des Goldschatzes dort.

Lanfranc: Der Heilige Vater erwartet mich selbst.

Wilhelm: Ich will es nicht, daß der Primas von England nach Rom geht.

Lanfranc: So wird Hildebrand zürnen.

Wilhelm: Wie er Richard von Capua zürnte, der eben seinen Eid gebrochen hat. Ich werde einen solchen Eid nicht brechen, weil ich ihn nicht leisten werde.

Lanfranc [ist erschrocken, faßt sich]: Wir werden schwere Jahre nebeneinander haben.

Wilhelm: Amt gegen Amt. Das ist das Gesetz der Welt. Baue Kirchen! Das ist deine Aufgabe. Darin werde ich dir gnädig sein. [Lanfranc ab.]

Wilhelm: Ist Odo von Bayeux nicht gekommen?

Odo [rasch auftretend]: Ja. Er ist gekommen. Denn er ist deiner Botschaften überdrüssig: Herzog Wilhelm bittet, Herzog Wilhelm gebietet, König Wilhelm zürnt.

Wilhelm [sucht sich zu beherrschen]: Wissen wir denn, was uns bevorsteht? Welche Heere sie sammeln? Wir müssen uns zusammenhalten über Nacht.

Odo: Wer hat die Schlacht gewonnen?

Wilhelm [Auge in Auge]: Du etwa, du?

Odo: Ich bin, was du bist.

Wilhelm [ihn mit den Blicken niederzwingend]: Nein. Ich bin König

von England, und du von des Königs Gnaden Graf von Kent. Hüte dich! Der König von England schützt sein Recht, auch gegen dich, und sei es mit eigener Hand.
Odo [die Keule auf die Erde werfend]: Verfluchter Tag! Ist darum mein Sohn gefallen? Es ist ein Sumpf, ein Sumpf von Blut, in dem wir gebadet haben. Und ich habe den Tag doch am Altar begonnen. [Ab.]
Wilhelm: Laßt mich! [Alle ziehen sich zurück.] Das letzte war zu schwer. [Sich über die Stirne streichend.] Wo bin ich? Das ist wie eine Glocke aus der Ferne. Sind denn alle tot? [Zwischen den Gefallenen umhergehend.] Du – und du – und du? Und alle ohne Grab? Nein – ich habe nicht Zeit, die Toten zu begraben. Ich muß morgen nach London. Knabe, den Becher!
Knappe: Herr!
Wilhelm: Und lege dich schlafen! Ich werde es auch bald tun. [Knappe ab.] Ich muß morgen nach London. Und dann weiter und weiter – wohin? [Der Becher fällt ihm aus der Hand.] Über alle Fragen hinaus, die doch bleiben. [Plötzlich zusammenstürzend.] Ich bin unsagbar müde.
[Wilhelm. Der Engel.]
Wilhelm: Wo bin ich?
Engel: Auf der Erde, die dich gebar.
Wilhelm: Ist dies das Ende?
Engel: Hörst du nicht?
Chor englischer Männer und Frauen, schattenhaft, in altenglischen Kleidern:
Wir klagen dich an. Du hast uns vertrieben.
Doch weichen wir nicht. Wir klagen dich an.
Du hast die Häuser erbrochen, die Leiber geschändet,
Den Frieden der Wälder und Tiere zerstört.
Unsere Kinder alle hast du erschlagen.
Du hast Zwingherren an unsere Tische gesetzt,
Die das Geräte der Väter entehren,
Du hast zu Knechten erniedrigt, die Freie waren
Von Anfang an.
Du hast uns ein Recht aufgejocht, das wir hassen.
Du hast uns die Zunge aus dem Munde gerissen, die Sprache geraubt,
Und doch klagen wir an.

Du hast uns in fremde Kleider gezwungen, unser Antlitz entstellt,
Und doch bleiben wir, die wir waren.
Wir stehen vor dir. Wir weichen nicht. Wir werden die ersten sein, die wider dich zeugen vor Gott!
Wilhelm: Flammen! Das ist die Hölle von Mantes. Ich will die Gefangenen freigeben.
Der Engel: Das kann nun nicht mehr sein. Deine Stimme dringt nicht mehr zu den Menschen. Du bist von ihnen abgeschlossen.
Wilhelm: Ist dies das Ende auf Erden?
Der Engel: Nein. Ich will es dir zeigen.

* * *

Das Innere des Münsters des heiligen Stephan in Caen.
Ein Grab ist ausgeschachtet; davor steht ein Sarg, den Mönche umgeben, um ihn niederzulassen.
Der Bischof Gilbert von Lisieux vor dem Sarge. Geistliche, Ritter, Volk.
Verschiedene Stimmen: Es brennt in der Stadt! – Das ist ein Unglückstag. Seht ihr es flackern in den Fenstern? – Auch der Bischof ist unruhig. – Lauter schlimme Zeichen. Der König soll auf greuliche Weise gestorben sein. – Als habe ihn der Teufel seines Vaters geholt.
Bischof Gilbert von Lisieux [gleichzeitig, seine Predigt beendigend]: Am größten aber war der König und Herzog nicht in seinen Taten, sondern in seiner Liebe zur Gerechtigkeit. Ihm war das Wort ins Herz gebrannt, daß, wer Unrecht tut, nicht aus Gott ist.
Ein Gläubiger [eine Schrift haltend und sich neben den Sarg stellend]: Ich lege Verwahrung dagegen ein, daß der Herzog hier begraben wird. Der Boden, auf dem die Kirche steht, ist mein Eigentum. Der Herzog hat ihn meinem Vater auf höchst unrechte Weise abgezwungen. Hier sind die Beweise. Ich stelle mich neben den Sarg Herzog Wilhelms, der mich im Leben nicht anhören wollte, und fordere Gerechtigkeit.
Bischof Gilbert von Lisieux: Wie kannst du es wagen, die heilige Handlung zu stören?
Gläubiger: Wie kann eine Handlung heilig sein, die nicht im Rechte ist?

Bischof Gilbert von Lisieux: Herzog Wilhelm hat diese Kirche zur Sühne erbaut.
Gläubiger [die Schrift emporhaltend]: Die Schuld bleibt!
Ein Unbekannter tritt vor: Deine Forderung?
Gläubiger: Hier. [Reicht ihm die Schrift.]
Der Unbekannte [liest und gibt ihm einen Beutel]: Aus dem *verborgenen* Schatz.
Gläubiger [betroffen]: Wer bist du?
Der Unbekannte [lächelnd]: Und du?
Der Bischof gibt ein Zeichen, den Sarg niederzulassen.
Die Mönche tun es, während sie beten ...libera eas de ore leonis, ne absorbeat eas tartarus, ne cadant in obscurum...
Stimmen: Feuer! Die Kirche brennt! Rettet euch!
Sie stürmen aus der Kirche.
Bischof Gilbert von Lisieux [gleichzeitig, mit Anstrengung]: Er ruhe in Frieden!
Eine Glocke schlägt.
Wilhelm [allein; der Engel ist nicht sichtbar]: Ist denn niemand da, niemand? War denn alles vergeblich? Hätte nicht geschehen sollen, was geschah?
Zwei Diener mit einem Sack, spähen herein.
Erster: Er ist aus dem Bett gestürzt! Er muß einen bösen Traum gehabt haben. Ob er noch atmet?
Zweiter: Rasch! Der Rote ist nach England, Heinrich wiegt unten sein Silber. Die andern sind in der Kirche. Die Messe hat begonnen. Hier – und hier. [Sie stecken die Kleinodien in den Sack.]
Erster: Er soll ein kostbares Amulett unterm Hemd tragen.
Zweiter: Ziehs ihm ab! Und mir den Ring des Papstes!
Da sie Amulett und Ring ergreifen wollen, erscheint das Licht des Engels.
Beide [aufschreiend]: Jesus Maria! [Sie flüchten.]
Der Engel ist wieder sichtbar.
Wilhelm: Warum hat du mich verlassen? Wo bist du? Warum kann ich dich denn nicht sehen?
Der Engel beugt sich über ihn; Wilhelm stirbt in seinen Armen, ohne ihn zu sehen.

[Aus dem IV. Akt]

ZIMMER IM LATERAN, Fenster verhüllt, Papst Innozenz III. über Papieren.

Innozenz [allein]: Welche Schwermut! Welcher Abscheu vor der Fäulnis des Leibes, vor Zeugung und Geburt, Ausscheidung, Siechtum, Auflösung, Tod! Und doch: welcher Schauder vor der Flucht der Zeit, vor dem Zerrinnen des Lebens, der Güter in unseren Händen! Welche Verachtung der Welt! Das ist die Handschrift meiner frühesten Jugend, alle Mühe des Geistes, der Beobachtung, unjugendlichen Scharfblicks daran gesetzt, um ein Nein zusammenzufassen, ein unwiderrufliches, unwiderlegbares, erschöpfendes. Noch hatte kein Schimmer von Herrschaft meine Stirn berührt, und ich dachte nicht daran, daß die Menschen einmal meinen Namen aussprechen, gar für die Nachwelt bewahren werden. Innozenz... Aber das ist ein Epitaph! Das setzte ich mir, als die Kardinäle mich wählten drüben auf dem Palatin. Darunter liegt ein anderer Name begraben, mein eigentlicher: Lothar von Segni. Ich sehe, dich, Jüngling, in deinem immer einsamen Zimmer über diesen Blättern: du wolltest nicht hinein in diese Welt, wolltest dich nicht beflecken; keine Hand sollte dich streifen. – Und wolltest vielleicht doch? Wolltest du verschmähen, was du begehrst, erfieberst? – Oder wars die Gewalt der Erwählung, damals schon, die zugleich Nein und Ja von dir forderte; erst das trauervolle Nein; dann das herrische furchtbare Ja? Der Apostel achtet die Welt wie Kot. Aber der Herr war in ihr und hat sie geheiligt. Das ist der Widerspruch. Gott hat sie geschaffen. Die Sünde hat sich hineingefressen, hat alle Früchte ausgenagt: etwa ganz? Sind sie nur Schein? Was ist geblieben? Und was wird gerettet? Es ist ein dunkles Wort überliefert; der Herr soll gesagt haben: Ich bin gekommen, die Werke des Weiblichen aufzuheben. Sonderbar! Nicht die Menschwerdung selbst, aber von nun an, da er da war... Nicht das Weib, aber die Werke des Weiblichen... Was sind sie? Geburt, der Bestand der Welt? – Nein. Das Wort ist nicht wahr. Eine Sehnsucht hat es gesprochen, die sich an Christus wandte und die er nicht beantwortet hat – wie er so viele Fragen unbeantwortet ließ. Lothar von Segni, wenn ich jetzt in deine kalte Kammer träte, ich, Papst Innozenz: es würde mich ein entsetzlicher Schmerz um dich überkommen. Ich würde

dir um den Hals fallen und schluchzen. Denn welche Ankündigungen des Leidens schatten um Deine Augen! [Diener tritt ein und nimmt die Vorhänge zurück.]

Innozenz: Was tust du?

Diener: Es ist Tag, Herr.

Innozenz: Ist es? Wer wagts zu sagen? – So wird mich der junge Raymund erwarten. Rufe ihn! – Nein. Erst lösche die Kerzen. Ich mag es nicht, daß sie ohne Bestimmung brennen. [Diener tut es und geht].

Innozenz [allein]: Das ist der Tag des Konzils. Ich habe keinen ungeduldiger ersehnt. Aber er kommt anders als ich dachte. Die Todeswunde ist wieder aufgebrochen. Wir siegen niemals. Wir werden besiegt.

Der junge Raymund tritt ein.

Innozenz: Höre, ich habe nachgedacht über das, was du gestern erzähltest. Du hast Toulouse bewahrt, indem du dich vor deinen Feinden erniedrigtest. Du hast recht getan. Denn du standest gegen das Kreuz. Aber du solltest nicht weitergehn auf diesem Wege.

Der junge Raymund: Heiliger Vater, ich kann das Töten nicht mit ansehn. Denn ich kann es selbst nicht vollbringen.

Innozenz: Nimm dich in acht, Raymund, armer Jüngling! Es könnte ein Gesetz dieser Welt sein, daß, wer nicht töten kann, sich selber töten muß.

Der junge Raymund: Ich muß büßen für das, was ich nicht vermag.

Innozenz: Nein. Ich gebe dir die Schlösser zurück, die deinem Vater abgepfändet wurden, sobald der Friede geschlossen ist – und das wird rasch geschehen. Du bist fürstlich von Herkunft und Art. Ich will nicht, daß ein fürstlicher Mann nicht auch als Fürst waltet. Das schwächt die Ordnung. Willst du dich aus deinem Stande reißen? Und in welchen willst du dich verpflanzen? Du bist nicht geistlich berufen.

Der junge Raymund: Vergib, Heiliger Vater. Ich habe nicht das Geschick, mich mitzuteilen. [Ein Kreuz hervorziehend.] Vielleicht kann dieses Kreuz für mich sprechen. Du siehst: das Email, mit dem es geschmückt war – es zeigte wohl das Leidensbild unseres Herrn –, ist abgeschmolzen; es weht nur wie ein farbiger Schleier darum; denn das Kreuz lag in großer Glut. Ich grub es aus dem Schutt der Kirche von Lavaur. Und überall zwischen den niedergebrochenen Steinen der Gewölbe und Pfeiler und den Platten des Fußbodens lagen Knochen und

Schädel, zersplittert, verkohlt, zerfallen in grauschwarzes Mehl. Und es waren feine, zarte Knochen, Heiliger Vater; denn es waren die Knochen aller Frauen und Kinder von Lavaur, die sich in die Kirche geflüchtet hatten und in ihr verbrannt wurden wie die Scheite im Herd.
Innozenz: Das sollte nicht geschehen.
Der junge Raymund: So geschah es in allen Städten meiner Heimat. Es kann ja nicht anders kommen. Denn die Städte fallen nicht, eh sie nicht in Feuer stehen oder niedergebrannt sind. Wer den Krieg aufnahm, zum Krieg aufrief, der mußte dies wollen, den Feuertod der Unschuldigen. Denn die Kinder waren ja keine Ketzer, waren es nicht mit Willen, und die Frauen erlitten nur, was die Männer begonnen hatten.
Innozenz: Alle Kinder, sagst du, und alle Frauen? [Nimmt das Kreuz.]
Der junge Raymund: Die Wenigen, die nicht in den Kirchen waren, erfuhren noch Schlimmeres: das von Menschen verrichtete Werk der Hölle an ihren Leibern.
Innozenz: Es gibt einen heiligen Eifer, der heraufschlägt wie eine Stichflamme der Hölle. Ein solcher zuckt in Montfort und Arnald. – Aber alle Kinder, sagst du, und alle Frauen, zermalmt [das Kreuz betrachtend], aufgeleckt von der Glut der Steine? Andere – o ich weiß, ich weiß: auf der Straße entehrt, nicht einmal, nicht zweimal – nein, bis zum Tode, und noch die Leichname, ja auch sie. Und das ist wieder das Werk der Hölle, und darüber weht das Kreuz. Und im geheimen, unter Steinen und zusammengeschrumpften Leichen, verborgen unter der hochgehäuften Sünde, dem Trümmersturz der Verbrechen, verkohlte Jesus Christus am Kreuze. [Draußen beginnen die Glocken zu läuten.] Wer zum Kriege aufrief, sagst du, mußte das wollen; und du sprichst wie ein Engel, furchtbar. Warum dachte ich nicht bis dahin: bis zu diesem Kreuze und dem, was es bezeugt?
Der junge Raymund: Heiliger Vater, ich wollte dich nicht verwunden, nicht am hohen Tage des großen Konzils; ich wollte nur den Grund aufdecken, aus dem ich bin, der ich bin, und reden muß, was ich rede.
Innozenz [aufstehend]: Wer das erlitten hat, Raymund, genest niemals mehr.
Der junge Raymund: Vergib! Du warst gütig zu mir wie ein Vater. Darum habe ich wie zu einem Vater gesprochen. Aber die Glocken rufen dich schon lange.

Innozenz: Du hast mir das Kreuz von Lavaur geschenkt; ich will es auf meinem Herzen tragen; es soll wie ein Feuermal sein. [Steckt es zu sich.] So nimm auch ein Andenken von mir. [Zu einem Schranke gehend.] Es kommen nun Tage, über die ich nicht verfügen kann. Und dein Vater erwartet dich. Ich spreche jetzt von ihm wie von deinem Land: [Sehr leise, abgewandt.] Dein Land soll vergeben, was ihm angetan wurde. Ich bitte dein Land.

Der junge Raymund: Herr! Erhabener Herr!

Innozenz [den Schrank öffnend]: Sieh hier! Das sind die Kleinodien meiner Mutter. Es ist das, was mir gehört im Lateran. Denn durch das andere alles gehe ich nur hindurch. Das Amt, wenns hoch kommt, fällt wie ein Lichtstrahl durch Glas. Aber hier! Die alten abgegriffenen Becher! Welche Lippen hingen an ihren Rändern! Meine Mutter war eine höchst würdige Frau von altertümlicher Sitte. Sie hat die Burg kaum verlassen, vielleicht nie eine Stadt betreten. Sie liebte Linnen, nicht Seide; sie spann mit den Mägden, um es sie zu lehren. Sie wußte das Brot zu bereiten. Ich habe kein Brot mehr gegessen seither. Alle Kammern und Treppen dufteten, wenn sie buk. Hier, die Nadeln, die sie noch kurz vor dem Tode gebrauchte; sie überschritt weit das achte Jahrzehnt, aber ihr Auge war ungeschwächt, hier der Zwirn. Da unten – du mußt dich bücken – die zart getönten Gläser, die sie von ihrer Mutter bekam; das reicht weit, weit zurück. Und die Schlüssel, die sie trug; und die einfachen kupfernen Kessel der Schmiede im Gebirge, die sie liebte. Hier aber das Kostbarste, das Kreuz. Nimm es von mir, junger Raymund; ich habe dich lieben gelernt, wie ich noch keinen Menschen liebte. Nimms. Trag es, anders, als ich das deine trage: ohne Vorwurf, ohne Stich im Herzen. Sieh, dieses Kreuz hat eine reine Brust geschützt. Ich sage dieses Wort nicht zum zweiten Mal.

Der junge Raymund: Du bist das höchste Bild, das vor meinen Augen leuchten wird bis zu meinem Tode.

Innozenz [ihn an den Balkon führend]: Das höchste Bild, Knabe, ist die Kirche. Heute betritt sie den Lateran in der tiefsinnigen Pracht ihrer Farben. Du siehst sie, die Männer des Ostens und Westens und Nordens, den Patriarchen, den Bischof, dort den ernsten Abt, ein Antlitz, als hätte es die Apostel gesehen, und da ein Bischof von augustinischem Feuer, und wieder ein Erzbischof, der kommt wie Simeon in der Ver-

klärung des Todes: sie alle, aufgeblüht aus den verschiedensten Sprachen und eins im Bekenntnis. Das ist die göttliche Gestalt, für die ich gelebt habe, vor der ich sterbe.
Die päpstlichen Gewänder, der Tragsessel werden gebracht.
Der junge Raymund: Du lebst. Du herrschest.
Innozenz legt den Finger an den Mund und dann die Hand auf die Brust.
Hugo von Ostia [mit Geistlichen auftretend]: Willst du den Gesandten Ottos von Braunschweig empfangen?
Innozenz [da ihm Gewänder und Krone gereicht werden, zu dem jungen Raymund]: Eh das Amt uns voneinander scheidet, will ich dir Lebewohl sagen. Trage in die Welt, was du bist. Tue es unbeirrt. Du trittst auf festen Grund, wenn du auch nicht weißt, wohin du gehst. Baue die Tempel auf den Trümmern von Lavaur, Béziers, Narbonne. Baue sie nach deinem Gemüte, junger Raymund. Dann werden sie in Gnaden stehen, mit dir und deinem Land.
Der junge Raymund: Mich mahnt das Kreuz, das ich auf der Brust trage.
Innozenz [leise]: Wie mich das deine. Leb wohl.
Der junge Raymund ab.
Innozenz [die Gewänder und die Krone entgegennehmend]: Ich empfange den Gesandten Ottos.
Cencio Savelli: Im Vorgemach?
Innozenz: Nein. Vor dem Konzil.
Er wird hinausgetragen. Alle folgen.

[v. Akt, Letzte Szene]

Im päpstlichen Palast in Perugia. Links vorn in einer Nische Innozenz krank auf seinem Bett; der Arzt davor, ihn beobachtend; rechts vorn über Papieren arbeitend, die Kardinäle Cencio Savelli [später Papst Honorius III.] und Hugo von Ostia [später Papst Gregor IX.]; der Hintergrund wird von offenstehenden hohen Bogenfenstern gebildet, durch die man das sonnenverbrannte Land und die vorüberziehende Straße sieht. Schwüler Abend.
Hugo von Ostia [lesend]: Die Spieler treten nacheinander ab. Nun ist auch der Thüringer Landgraf, der seine Schwägerin vertrieb, auf seiner Burg bei Eisenach gestorben.

Cencio Savelli: Ein jäher friedloser Mann.
Hugo von Ostia: Der ungebärdige Johann von England ritt durchs Wash, ohne sich um die Gezeiten zu kümmern; er wurde von der Flut überrascht; sie riß ihm seinen Troß und all seine Schätze weg, die er auf der Flucht mit sich herumschleppte. Dover kann sich gegen die aufsässigen Barone nicht mehr halten.
Cencio Savelli: Und Johann?
Hugo von Ostia: Siecht in Newark hin, bereut und beichtet.
Cencio Savelli: So wird es bald schlimm um unsere Lehnshoheit stehn.
Hugo von Ostia: Und um England.
Arzt [kommt herüber]: Ihr könnt es wagen, euch zu entfernen. Sein Schlaf ist seit langem nicht so tief gewesen.
Cencio Savelli: Er würde es augenblicklich bemerken. Er hängt mit allem zusammen, was wir beraten und tun.
Arzt: So stärke euch Gott. Ihr seid hilfreicher als ich ihm jetzt sein kann. [Ab.]
Hugo von Ostia: Die Ketzer in der Provence tun sich in den Ruinen zusammen und halten wieder ihren abgöttischen Gottesdienst.
Cencio Savelli: Der junge Raymund ist ein verläßlicher Mann. Aber die Narben lassen sich nicht wegschneiden. Sie brennen fort.
Der Ketzer als Erscheinung in Flammen neben dem Bett.
Innozenz [im Schlaf]: Wer bist du?
Erscheinung: Das verbrannte Wort.
Innozenz: Ich habe dich nicht verbrennen lassen.
Erscheinung [lacht]: Nein. Deine Gesetze haben es getan.
Innozenz: Deine Lehre ist falsch.
Erscheinung: Meinst du, die Flammen hätten sie widerlegt? Denk an Lavaur und Béziers, wo ihr Frauen und Kinder in Kirchen verbrannt habt. Ihr habt wortwörtlich bewiesen, daß die Kirche die Hölle ist.
Innozenz: Stellst du dich vor mein Bett? Willst du mich etwa hindern? Ich muß nach Pisa, nach Genua, die Seestädte zu versöhnen. Es geht um die Flotte, die Kreuzfahrt.
Erscheinung [höhnisch]: Wieder nach Lavaur und Béziers? Denn weiter kommt ihr doch nicht.
Innozenz stöhnt.
Die Erscheinung schwindet.



Hugo von Ostia: Er seufzt im Schlaf.

Cencio Savelli: Der Gedanke an die Kreuzfahrt der Kinder wird ihn peinigen.

Hugo von Ostia: Wie, weiß er davon?

Cencio Savelli: Er sprach niemals davon. Aber er muß es ahnen. Es ist das Unheimlichste, was mir in achtzig Jahren begegnet ist. Ein Hirtenknabe in Frankreich läuft von seinen Eltern fort und erklärt, Gott habe ihm aufgetragen, Jerusalem zu befreien. Von allen Seiten strömen ihm Knaben und Mädchen zu, als seien sie insgeheim verständigt worden. Am Rhein geschieht dasselbe. Mit der Sicherheit der Zugvögel finden sie den Weg. Ein paar einfältige Mönche ziehen mit und peitschen sie an. So erscheinen die ersten in Marseille, andere in Genua.

Hugo von Ostia: Und niemand wagt sie aufzuhalten! Kein Fürst! Kein Bischof!

Cencio Savelli: Das ist es eben, allen ist so, als müßte das geschehen; als bräche ein Verlangen hervor, das Gott gewollt hat. Und wenn ich hinauslausche nachts – ich kann ja nicht schlafen –, so höre ich das Tasten und Flüchten der armen nackten Füße auf den Straßen aller Länder, die suchen nach ihrem Untergang.

Die Erscheinung wieder am Bett.

Innozenz: Nach Pisa, sage ich! Gehe mir aus dem Weg! [Mit äußerster Anstrengung.] Weiche! Du bist nicht mehr, wenn ich erwachen will. Und jetzt will ich! [Er rafft sich auf; die Erscheinung schwindet.] Ist die Gesandtschaft aus Deutschland gekommen? Ihr verschweigt sie, verheimlicht mir Nachrichten!

Hugo von Ostia: Heiliger Vater, empfange den Gesandten nicht heute. Gönne dir noch einen Tag. Du wirst morgen ruhiger, fester sein.

Innozenz [sehr erregt]: Wer gebietet hier? Etwa der Arzt? Ich gebiete euch, den Gesandten zu rufen. Meint ihr, ich könne gesund werden, wenn nicht geschieht, was geschehen muß?

Hugo von Ostia gibt ein Zeichen.

Innozenz: Erfahre ichs endlich? Wie lange ist der Gesandte schon da?

Cencio Savelli: Er kam vor zwei Tagen, gerade als dein Fieber am gefährlichsten schien.

Anselm von Justingen tritt ein.

Innozenz: Deine Botschaft?

Anselm von Justingen: König Friedrich empfiehlt sich deiner Gnade. Es beunruhigt ihn, daß die Irrlehre, nachdem du sie gezüchtigt hast, sich wieder aus ihren Verstecken hervorwagt. Zum Zeichen seiner Treue und seines Eifers für die Kirche hat er Gesetze gegen die Ketzer erlassen, die von Messers Schärfe sind. Kein König hat bisher der Kirche einen Dienst von gleicher Entschiedenheit geleistet.

Innozenz: Du bist nicht darum gekommen. Ist zur Kreuzfahrt aufgeboten in Deutschland?

Anselm von Justingen: König Friedrich kann sein Haus nicht verlassen, eh es bestellt ist.

Innozenz: *Jetzt* muß es geschehen!

Anselm von Justingen: Heiliger Vater, es kann jetzt nicht geschehen nach König Friedrichs Meinung –

Innozenz: Das Gelöbnis bindet für dieses Jahr.

Anselm von Justingen: Der König bittet um Aufschub.

Innozenz: Das Gelöbnis duldets nicht. Weiß der König, daß er den Bann erwirkt, wenn er das Jahr überschreitet?

Anselm von Justingen [kalt]: Der König weiß es.

Innozenz: Geh! Bei meinem äußersten Zorn!! [Anselm verneigt sich; ab.] Sie sollen lebendig zur Hölle fahren! Denn die Bosheit wohnt in ihren Zelten. Zermalme, Gott, den Giftzahn in ihrem Munde! Zerrinnen sollen sie wie Wasser, vergehen wie eine Fehlgeburt, die nie das Licht geschaut. [Aufstehend.] Was? Soll ich mich betrügen, beschwatzen, abspeisen lassen? Bin ich etwa angewiesen auf den Dienst eidbrüchiger Könige? [Arzt tritt ein, beobachtet ihn.] Ich selbst werde den Kreuzzug führen. Ich werde Frieden stiften zwischen Genua und Pisa, die Flotten zusammenraffen, die Ritterschaft aufrütteln, nicht in Königs- und Fürstendienst, sondern im Dienst des Apostels, unter seiner Fahne. Ich flügle am vordersten Maste voraus! Was steht ihr? Was staunt und fragt ihr? Den Wagen, die Pferde, die Schreiber! Ich reise noch heute.

Hugo von Ostia: Herr, du würdest dein Leben opfern, die große Tat nicht erfliegen, wenn du heute aufbrechen wolltest.

Arzt [leise zu Cencio Savelli]: Er ist in der äußersten Gefahr. Tut ihm einen jeden Willen, und wenn die Kraft nur reichen würde bis Assisi oder Cortona. Er könnte am Widerstande zersplittern.

Innozenz: Als ob mein Leben nicht die Tat wäre!! Als ob eine Feindschaft wäre zwischen beiden! Eilt! Rüstet euch zur Reise! Ich kann nicht mehr atmen in diesem Raum, nicht in Perugia.

Hugo von Ostia und Cencio Savelli ab. Von ferne ist Gesang ziehender Kinder zu hören.

Innozenz [zum Arzt]: Worauf wartest du? Rufe den Kämmerling!

[Arzt ab.]

Innozenz [allein]: Wer singt? Es ist eine todschwere Melodie.

Kämmerling [kommt]: Gebieter!

Innozenz: Den Mantel! Den Reisehut! Meinen Stab! [Kämmerling bringt sie.] Nicht diesen! Den breiten! Du siehst doch, wie die Sonne noch glüht. [Kämmerling bringt den andern Hut; Innozenz setzt ihn auf.] Wo ist mein Bruder? Wo ist Paolo?

Diener [erschreckt]: Herr?

Innozenz: Lauf! Ich will in den Wagen, auf die Straße nach Pisa!

Er steht am Fenster; Kinder erscheinen in Gruppen auf der Straße und ziehen vorüber; der Zug hält bis zum Ende der Szene an.

Innozenz [allein]: Das sind sie. – Sie tun, was wir versäumten. Das ist Gottes entsetzliche Strafe. Herr Gott, Du weißt es, wie ich mich sehnte nach Jerusalem!!

Er greift sich mit einem schrecklichen Schrei ans Herz; der Hut stürzt zu Boden. Der Papst wankt, bezwingt sich, stützt sich auf seinem Stab zum Lager und sinkt nieder.

Die Erscheinung kommt wieder, hinter ihm am Kopfende: Haben die Füße der Kinder nicht recht? Ist ihnen das Ziel nicht verheißen? Aber auch dieses Wort habt ihr unterschlagen, daß wir nicht eingehen in das Reich, wenn wir nicht wie die Kinder werden.

Innozenz will sich vergeblich aufrichten.

Franziskus tritt ein, in einen Mantel gehüllt: Sie sagten unten, daß du krank seiest; ich will mit dir beten.

Innozenz: Sahst du die Kinder? Was ist mit ihnen? Was geschieht?

Franziskus [todestraurig]: Sie tragen alle das Mal des Todes an der Stirn. Sie ziehen zum Meer und werden hinabstürzen. Die Gemeinheit der Welt wird sie verderben.

Innozenz versucht sich wieder zu erheben: Das darf nicht sein. Hilf mir! Ich muß sie retten. Ich muß.

Franziskus [unbeweglich]: Es ist dir verweigert. Der Kreis deiner Gewalt ist ausgefüllt. Was noch bleibt, mußt du erdulden.
Innozenz [sinkt erschöpft zurück]: Immer wußte ichs, daß das Ende so bitter ist. – Warum verbirgst du deine Hände?
Franziskus: Ach, meine armen, unwürdigen Hände! Was soll an ihnen zu sehen sein?
Innozenz [in äußerster Qual]: Sage mir: wo ist das Reich? Ist denn kein Zeichen?
Franziskus: Das Reich ist immer da. Und es wird da sein bis zum Ende.
Innozenz: Es ist bei dir. [Demütig.] Nimm mich auf!
Franziskus [nimmt sich in großem Ernste den Mantel ab, küßt ihn ehrfürchtig und breitet ihn über den Papst; die Erscheinung verschwindet]: Im Namen der Frau im aschenfarbenen Kleide, die mich gegrüßt hat. Im Namen der heiligen Armut unseres Herrn.
Innozenz: Amen. – Nun sehe ich die Nägel in deinen Händen und Blut an deiner Brust. Du bist das Reich. Du allein.
Franziskus legt den Finger an den Mund.
Innozenz: Bete, daß die Kardinäle Cencio Savelli zum Papst wählen. Er weiß zu bewahren. Er wird sammeln, was ich zerstreut, und festigen, was ich zerrüttet habe.
Er stirbt.
Franziskus betet am Lager.
Cencio Savelli, gefolgt von Hugo von Ostia, den Kardinälen und Geistlichen, tritt ein.
Cencio Savelli: Tot! Der Adler ist aufgeflogen in die Heimat der Blitze. [Er bemerkt Franziskus.] Du hier? Du?
Franziskus [erhebt sich, möchte den Ring des Kardinals küssen, beugt sich, bricht zusammen]: Dein unwürdigster, dein allergehorsamster Sohn.

DER GROSSE VERZICHT

[Aus dem III. Akt]

IM SCHLOSS zu Neapel. Der Raum ist durch eine starke Mauer geteilt. Links das Schlafgemach des Papstes. Petrus [Papst Cölestin V.] betend und kniend, dann wieder auf und ab gehend. Rechts vernach-



lässigtes Gewölbe, in dem Gaëtani [später Papst Bonifaz VIII.] und Jacopone [sein Kaplan] auftreten.
Benedetto Gaëtani: Schlage die Pflöcke des Ladens fest. Der Sturm reißt uns die Worte vom Munde. Die Jahreswende kommt früh. Ich möchte jetzt nicht auf dem Meere sein.
Jacopone: Herr, was hast du vor?
Benedetto Gaëtani: Der Heilige Vater war in äußerster Erregung, als Matteo Rosso ihn verließ, aufgewühlt, wie wir ihn niemals gesehn, wie wir nicht glaubten, daß er es sein könnte. Was ein Schiff aushält, das auf den Wellen tanzt, das zeigt sich jetzt. – Dies ist vorzeiten, als die Seeräuber zu fürchten waren, wohl eine Wachstube gewesen. Wer die Luke dort öffnet – das Holz läßt sich leicht beiseite schieben – und hineinspricht, der wird im anstoßenden Raume verstanden. Das ist der Schlafraum des Heiligen Vaters, der in dieser Nacht schwerlich Ruhe finden wird. – Beim Himmel! Schließe den Laden doch fester! – Der Sturm wird dazwischen rufen – und das ist gut.
Petrus [für sich]: Welches Recht habe ich, mich nach dem Frieden meiner Berge zu sehnen? Habe ich nicht diesen Frieden gebrochen – durch meinen Wunsch, meinen verborgenen unseligen Wunsch? Wenn es aber so ist, wenn ich der Friedensbrecher bin – mein Gott und Herr, was war dann die Wahl? War sie Versuchung? Kann sie Versuchung sein? Geschieht sie etwa nicht unter dem Gebote des Geistes? Aber gewiß ist auch das andere, daß nur der Reine sie annehmen darf. War ich rein? Und wieder: wenn ich es nicht war und Petri Krone doch annahm; wenn ich tat, was ich nicht durfte, und das auf dem höchsten Gipfel der Welt: was bin ich dann? Die Schuld macht ein Doppelwesen aus mir, der ich mich doch bisher als einen Einzigen kannte. Und diese zwei werden nicht voneinander lassen, bis sie sich vernichtet haben. Gott!
Benedetto Gaëtani [der die Luke geöffnet]: Er spricht mit sich selbst – und von entsetzlichen Dingen.
Jacopone: Herr, was hast du vor? Was soll ich tun?
Benedetto Gaëtani [wieder schließend]: Du sollst die Worte in die Luke sprechen, die ich dir vorsage.
Jacopone: Nie und niemals!!
Benedetto Gaëtani: Begreifst du denn nicht? Zwar ist eine Stimme

schwer zu erkennen; – es ist drüben, als ob sie von oben käme; wohl eines der Kunststücke, mit denen die Baumeister sich beliebt zu machen wußten. Der Sturm tut das seine. Aber es könnte doch sein, daß der Heilige Vater meine Stimme unterscheidet...

Jacopone: Und ich soll tun, was du getan wünschest und was man dir nicht zuschreiben soll?

Benedetto Gaëtani: Ich gebiete es dir.

Jacopone [niederfallend]: Bei meiner Seele Seligkeit, zwinge mich nicht zu einer Tat, die mich verdirbt! Der Heilige Vater ist ein rätselvoller, ein wunderbarer Mann. Kann es nicht sein, daß er ein Heiliger ist? Mir scheint er verehrungswürdig wie ein Heiliger. Soll ich mich an ihm versündigen? Das kannst du nicht wollen. Um seinetwillen – aber auch um meinetwillen nicht. Erbarme dich meiner Seele! Das weißt du doch, daß ich die Sünde an einem Heiligen nicht verwinden werde. Sieh, ich bin armer Leute Kind wie der Heilige Vater auch. Ich wollte nichts, keinen Ruhm, kein hohes Amt, nur einen stillen Dienst. Und einmal will meine Mutter sterben in meinen Armen. Herr, ich bin zu schwach, die Sünde an einem Heiligen durch mein Leben zu tragen!

Benedetto Gaëtani: Was hältst du von mir?

Jacopone: Du bist aus den großen Geschlechtern, die gewohnt sind, zu herrschen auf Erden.

Benedetto Gaëtani: Und zu freveln für diese Herrschaft? Du meinst, wir splittern nicht? Wir brauchen keine Gnade? Wir haben die Kraft, eine steinerne Narbe zu schließen – auch über einem Geschoß, das andern den Tod bringt? Armer, kleiner Jacopone. Stehe auf. So ist es nicht... Wir sind Brüder in der Schwachheit Namen. In der letzten Not brauche ich Hilfe wie du. Das ist es ja: ich will mich der Not erwehren. Ich ertrage sie nicht mehr. Und du, du mußt mir helfen, sie zu durchbrechen.

Jacopone: Habe ich nicht immer deinen Willen getan? War ich dir nicht gehorsam? Aber jetzt bitte ich dich mit der ganzen Kraft meiner Seele, mit meiner letzten Kraft: Habe Erbarmen! Zwinge mich nicht zu freveln! Lade dir das Los dieser armen Seele nicht auf!

Benedetto Gaëtani: Bin ich da, mit dir zu rechten? Mit dir zu beratschlagen, was du tun kannst, was nicht? Jacopone: wir haben dieselben Weihen empfangen. Beim Geheimnis der Weihe: wenn ich einen Sol-

daten oder den König oder seinen Kanzler riefe, so verständen sie mich nicht. Du aber verstehst mich: ich lebe für die Kirche und nur für sie. Und ich muß in dieser schrecklichen Stunde wissen, ob die Kirche das von Gott gewollte Haupt hat.

Jacopone: Du zweifelst?!

Benedetto Gaëtani: An dem nur, der an sich selber zweifelt. Ist Petrus von Murrhone mehr als alle seine Vorgänger – oder ist er nicht wert, ihnen die Schuhriemen zu lösen? Ist er so stark wie sein Vorsatz kühn ist? Und wenn ers nicht ist: welchen Wert hat sein Vorsatz dann? Haben wir uns – nach sündhaftem Streit – nur darum in seinem Namen geeint, weil wir unserer Verantwortung müde, unserer einstigen Hoffnungen unfähig wurden? War des todnahen Malabranca Gedanke eine Versuchung? Klagt uns das Gewissen an vor dem Thron des armen Petrus von Murrhone – der jetzt neben uns zittert und zagt? Spricht es uns frei? Jacopone: ich kann nicht länger leben, ehe ich nicht eine Antwort gefunden habe. Was weißt du von Not? Du bangst um deine Seele. Will dir der Gedanke nicht kommen, daß es eine Not um die Welt, die Kirche, um Gottes Ordnung gibt? Ist der Heilige Vater vom Geiste – nicht von unserer Schwäche – erwählt und der Erwählung gewiß, so wird ihn die arme List Benedetto Gaëtanis nicht zerbrechen. Ist er es nicht: dürfen wir ihn dann dulden?

Jacopone: Du reißest einen Abgrund auf vor mir, daß mir schwindelt an seinem Rande. Ich weiß nicht, ob es erlaubt ist, zu fragen, wie du frägst.

Benedetto Gaëtani: Aber diese Frage ist da. Und es ist niemand, der sie aus meinem Wege schafft. Zum letzten Male: gehorche!

Jacopone: Sprich!

Benedetto Gaëtani [wieder öffnend]: Er ist unruhig, betet, seufzt, schleppt sich auf und nieder in seinem Gemach. Es ist furchtbar, daß ich das nur sagen werde, was die Stimme seines eigenen Innern sagt. Deine Hand!

Jacopone: Herr!

Benedetto Gaëtani und Jacopone [ihm nachsprechend]: Petrus! Petrus! Petrus Cölestin!!

Petrus: Himmel, erbarme dich meiner!

Benedetto Gaëtani: Petrus, bist du erwählt? Du willst keine Waffe segnen. Du weigerst dich, den Bann zu verhängen. Du hast dir vorgesetzt,

was nie noch ein Papst gewagt, der Welt willst du widerstehen ins Antlitz? Petrus, bist du erwählt? Die Menschen halten dich für bescheiden, demütig, einfältig. Du weißt es wohl. Sie glauben, du seiest noch immer Petrus von Murrhone. Petrus, das bist du nicht! Willst du die Kirche nicht in einem Glanze sehen, wie er sie noch nie umleuchtet hat, deine Krone, Petrus, schimmernd als das Licht der Zeiten? Petrus, Engel in Papstes Gestalt! Hörst du nicht das Gelächter, das der Sturm heranträgt?
Petrus: Entsetzliche Stimme!
Benedetto Gaëtani: Du willst fliehen? Wohin? Meinst du, ich erreiche dich nicht? Petrus, hab' ich nicht recht? Als dir der Kardinal und der König die Botschaft brachten in deine Felsenhöhle, hättest du sie nicht abweisen müssen? Denn du wußtest doch, daß du mit der Welt in Streit geraten mußtest wie keiner deiner Vorgänger, daß du es dir anmaßen würdest, nicht von der Welt zu sein – wie der Herr selbst, Petrus! – Und du nahmst doch an! Hieltest du dich für so stark? Und du warst nicht einmal stark genug, dem König auszuweichen, als er dich nach Neapel lockte! Du fürchtetest ihn – nur etwas weniger als die Kardinäle. Und dann hast du seinen Willen getan, Tag für Tag, hast dich in das Bild deiner Felsenhöhle verkrochen. Ist die Grotte, die du dir im Saale bauen ließest, nicht eine Lüge? Du bist nicht Einsiedel, du bist Papst. Nicht du, der König hat die Kardinäle eingesetzt. Das Kirchengut hast du an ihn verschenkt. Nicht du, der König regiert die Kirche, und sie liegt schwerer darnieder als zu der Zeit, da die Kaiser sie mit Füßen traten. Ist das die Herrlichkeit, die mit dir kommen sollte? Das?
Jacopone: Erbarme dich!
Benedetto Gaëtani: Ich lasse dich nicht. Petrus, bist du so stark – bist du in Wahrheit der Fels? Du weißt es, Petrus, wenn du so stark bist, so bin ich nichts – eine Täuschung deines Ohres im Sturm –, oder auch die Stimme eines armseligen Dämons, der schon hundertmal von Heiligen gezüchtigt worden ist. Wenn du stark bist, so verschließe die Ohren, jage mich in die Nacht, in den Abgrund. Aber Petrus – du bist es nicht!
Jacopone: Herr, halte ein!
Benedetto Gaëtani: Du bist es nicht, Petrus! Der Versucher war es, der dir die Krone bot, und deine Herrschaft, Papa Angelicus, ist in Wahrheit ein Fest der Hölle, der Triumph Satans über die Kirche. Engels Gestalt ist Teufels Gewalt!! [Lacht.]

Petrus: Herr, laß mich sterben!
Benedetto Gaëtani: Und wenn du stürbest, wenn der Sturm jetzt deine Seele auf die Schwingen nähme, wohin würde er sie wohl reißen? Wenn du aber die Krone trägst wider dein Gewissen, wehe dir Petrus! Der Tod rettet dich nicht, Petrus! Er gehorcht dir nicht. Du aber gehorchst vielleicht der Hölle, wollend und nicht wollend; du ahnst es und schlägst deine Ahnung tot und fühlst sie auferstehen im selben Augenblick. Wehe dir Petrus, dein Leben ist ein Frevel von Stunde zu Stunde! Was soll mir dein Stöhnen? Habe ich nicht recht, so gebiete mir zu schweigen. Aber ich habe recht, Petrus! Unseliger! Du bist verloren in Ewigkeit!
Petrus: Ist denn keine Hilfe? Will diese Nacht nicht enden? Herr, mir erstirbt das Gebet! Mir schwindeln die Sinne, Herr! Schändlicher Trug der Hölle! Weiche! Zurück in den Abgrund!
Benedetto Gaëtani: Wie, fluchst du nun doch? Aber wem fluchst du? Vielleicht etwa dir! [Leise]: Petrus, Cölestin, nimm dir die Krone vom Haupte, die deine Seele zerstört!
Jacopone: Nein!
Benedetto Gaëtani [Jacopone eisern umklammernd]: Petrus Cölestin, nimm dir die Krone vom Haupte, die deine Seele zerstört! Schleiche dich nachts aus diesem Schloß, in dem du gefangen bist, in dem die Kirche in Ketten liegt; die Straßen sind offen, man wird dir helfen. Du kehrst in deine Klause zurück; der Schnee liegt auf dem Pfad, und der Nebel wälzt sich durch die Täler. Man weiß nicht, daß du zurückgekehrt bist. Das Gebet kehrt dir wieder, du kannst sühnen, büßen; und einmal wird dir ein Pilger erzählen, daß die Kirche sich glorreich erhebe und daß Petrus Cölestin, der fünfte des Namens, vergessen ist.
Petrus: Ambrosius! Bruder Ambrosius!
Benedetto Gaëtani [zu Jacopone]: Das ist das Äußerste. Begreifst du nicht? Die Versuchung durch den Frieden, das Opfer, den Verzicht. Wenn er sie niederwirft, so ist er erwählt... Mein Gott, daß er doch stark genug wäre!
Petrus: Wie, wenn ich sühnte, Tag und Nacht auf den Steinen kniete, des Schnees, des Sturmes, des Hungers nicht achtend, würde ich dann nicht *mehr* für die Kirche tun?
Benedetto Gaëtani [mächtig]: Tausendmal mehr!

Petrus: Herr, Jesus Christus, erbarme dich meiner! des Sünders!
Jacopone [heftig zitternd]: Diese Nacht ist wie der Schatten des Verruchten. Du versuchst über die Kraft.
Petrus [versucht den Raum zu verlassen und bricht zusammen]: Ambrosius! Bruder Ambrosius...
Benedetto Gaëtani: Er fällt. Er versagt. Er ist es nicht, den wir ersehnten.
Jacopone: Einmal wirst du diese Stunde verfluchen; denn einmal mußt du begreifen, was du getan hast. Du hast ihn zerbrochen – und mich... Ich diene dir nicht mehr. Wirf mich in den Kerker! Töte mich! Aber ich diene dir nicht. Denn du warst wie einer in Teufels Gewalt – und ich war ihm unterworfen durch dich. Ein jedes Wort, das ich gesprochen, brennt mir auf den Lippen, im Herzen. Höllisches, höllisches Feuer!
Benedetto Gaëtani: Elender Schwächling! Geh!
Jacopone: Wehe mir! [Ab.]
Benedetto Gaëtani [lauschend]: Er erhebt sich nicht. Betet er? Ist er wirklich zerbrochen? Daß er doch standgehalten hätte! Oder – habe ich mich selber geschlagen in ihm? Wenn aber Petrus Cölestin geschlagen ist – unsere Sehnsucht, die so heißt: Schwert des Petrus, das des Malchus Blut vergossen hat; ungeheuere Gewalt zu fluchen: wer wird, wer *muß* dich dann ergreifen?

* * *

Großer Thronsaal des Papstes im Schloß zu Neapel. Tafel seitlich des Thrones; in der Mitte der Rückwand hohe Fenster und Türen, die auf eine Terrasse führen, unter der die Straße angenommen wird. Die Kardinäle und ihr Gefolge versammeln sich. Die Gespräche gehen, in Erwartung des Papstes, in Schweigen über.
Petrus betritt den Saal, die Krone auf dem Haupte, auf einen Stab sich stützend, eine Schriftrolle in den Händen haltend. Er geht auf den Thron zu und wendet sich an Benedetto Gaëtani, der dem Thron zunächst steht.
Petrus [sehr leise, den Arm ein wenig ausstreckend, als sollte Gaëtani ihm helfen]: Ich bitte dich, Bruder, willst du mir ein wenig helfen?
Benedetto Gaëtani ist auf Vorgänge auf der Straße aufmerksam geworden und hat die Geste des Papstes nicht bemerkt.

Petrus: Nicht? Nicht? Ist denn niemand? So muß ich es allein versuchen. [Er steigt empor und steht vor dem Thron.] Im Namen des Heiligen Geistes! Wohl ist niemals, solange diese Krone leuchtet, ein unwürdigeres Haupt mit ihr belastet worden. Ich habe das in Wahrhaftigkeit zu sagen versucht, als das Heilige Kollegium mich für diese Krone ausersah. Ihr habt mich damals nicht angehört, und das ist meine Schuld; denn ich hätte viel mehr, ich hätte etwas Furchtbares euch entdecken sollen. [Bewegung unter den Kardinälen.] Ihr seid betroffen, und ihr habt recht, euch auf Unerhörtes vorzubereiten. Was ich nun zu sagen habe, das ist noch niemals gesagt worden vom heiligen Throne des Apostels aus, dessen ehrfurchtgebietender Name mir jetzt zum Gericht wird. [Zu Matteo Rosso.] Du, Kardinal von Santa Maria in Porticu, und du [zu Benedetto Gaëtani], Kardinal von San Martin, ihr werdet euch noch erinnern, mit welcher Furcht ich am ersten Tage meines Pontifikats in Sulmona einzog; und ihr werdet nun auch begreifen, warum es mich so tief erschüttern mußte, daß ich bei meinem Einzug einen Sterbenden vorfand, den nun in Gott ruhenden Kardinal von Ostia. Der Herr stehe mir bei in dem, was ich jetzt zu sagen habe. Ich werde schwerlich die rechten Worte finden, auch ist mein Leib so hinfällig geworden, daß es mich Mühe kostet, zu stehen und zu sprechen. Und doch habe ich eine Sicherheit erlangt. Sie wird mich stärken, bis ich getan habe, was ich tun muß, und wird mir helfen, solange die geweihte Wucht der Apostelkrone vor euch zu tragen. Jene Furcht, von der ich sprach – vergebt mir die Umschweife, liebe Brüder, ich bin es nicht gewohnt, zu reden –, rührte her von einem verletzten Gewissen. [Bewegung.] Ja, es ist nicht so, wie ihr glaubt, daß ihr einen einfältigen unschuldigen Einsiedler erwählt habt; Petrus von Murrhone war es nicht. Es gab einen Augenblick, da wünschte ich mir die Krone, die mir nun mit Fug und Recht zum Gericht wird.

Benedetto Gaëtani: Er! Auch er! Sollte ich in jener Nacht meinen Rivalen versucht haben? Und was habe ich dann getan?

Petrus: Meine Schuld, meine Schuld, meine überschwere Schuld! [Gaëtani flüstert die Worte nach.] Seht, ehrwürdige Brüder, als ich im Gebete lag auf meinem Felsen und die Geschicke der Welt überdachte, so gut ich sie verstand und wie es mir wieder dieses alte, schwache Herz bedrückte, daß die Kirche kein Haupt hatte und daß offenbar kein wür-

diges Haupt zu finden war; – ich hatte ja kaum einen unter euch jemals gesehen und wußte nicht, wieviele würdige Diener die Kirche hatte – da quoll mir der Seufzer aus dem Herzen: Herr, da kein Würdiger zu erkennen ist, so nimm den Unwürdigsten, den Schwächsten und Einfältigsten, einen zum mindesten, der lieber sterben würde, als daß er ein Unrecht täte und sich an Deinem heiligen Frieden versündigte. Nimm diesen Unwürdigsten, Herr, laß ihn stark werden durch Deine Gnade und laß ihn ein Opfer sein vor Dir! So habe ich an der Krone gefrevelt, indem ich sie begehrte, denn ich mußte ja wissen – und wußte es auch –, daß mein Geist arm, mein Wille schwach, mein Körper siech war; daß ich die Welt nicht kannte. Denn ich stamme von höchst ehrenwerten Eltern, die aber in großer Dürftigkeit lebten. Also mußte ich auch wissen, daß ich den mancherlei Ränken und schlimmen Gedanken – seht mir dieses Geständnis nach! –, die den Menschen ihr gefährliches Trachten und der Weltlauf eben eingibt, nicht würde auf die rechte Weise begegnen können: daß solche Gedanken und Anschläge eindringen würden in den Frieden meiner Seele und meine Kräfte zerrütten müßten... Meine Schuld, meine Schuld und abermals meine Schuld! Ich vermaß mich des Glaubens, in all meiner Schwachheit rein bleiben zu können in dieser Welt und ohne schuldig zu werden das höchste Amt in ihr zu versehen. Und also bin ich schuldig geworden, vorab an euch, liebe Brüder. Widerstände es dieser heiligen Krone nicht, so fiele ich hier auf meine Knie, um euere Vergebung zu erlangen.
[Bewegung.]
Jacob Colonna [leise]: Und er ist doch der Heilige, an den wir einmal glaubten.
Pedro Colonna: Wäre er uns das Wunder nicht schuldig geblieben, wir glaubten noch.
Petrus: Ja, Pedro Colonna, du hast recht. Ich habe deine Worte gehört; warum soll ich es nicht sagen? Und ich habe viele Worte gehört, die mich verletzten. Das hat dazu beigetragen, daß mich Körper und Seele schmerzen und ein jeder Atemzug mir wehe tut. Es ist auch noch immer wahr: daß ein Wunder hätte geschehen müssen; nur habt ihr darin sehr geirrt, daß ihr es von mir erwartet habt. [Sich aufrichtend.] Das aber weiß ich mit Bestimmtheit: eine andere Zeit muß und wird beginnen; ich weiß nicht, ob es heute oder morgen geschehen wird.

Aber einmal wird es doch geschehen, daß der Amtswalter des Apostels lieber stirbt, als daß er Mordwaffen segnet, und daß er sich lieber wird vertreiben lassen, als daß er flucht. Das Unerhörte muß und wird kommen. Der muß und wird den Thron Petri besteigen, der die Wahrheit unseres Erlösers lebt; der diese Wahrheit selber ist, soweit ein Mensch das sein kann. Dann, ehrwürdige Brüder – laßt den großen Traum mich einmal aussprechen, denn dieser Traum muß weltbeherrschende Wirklichkeit werden – dann erst werden alle Ämter, Kronen, Herrschaften auf Erden gefesselt sein an die Krone des ewigen Wortes, der Wahrheit; dann wird das Lamm neben dem Löwen ruhen, die Völker werden einander nicht mehr schaden, und der Herr wird herstellen die Wüste zu einem Garten, wie es der Prophet gesagt hat. Dieses Wort besteht, denn es ist nicht unser Wort, sondern Gottes. Und wenn [mit einem erschreckten Blick durch das Fenster] das Volk sich auf den Straßen zusammenfindet und uns bedrängt und bedroht und der Aufruhr die Sitze der Könige erschüttert: so ist es nur darum, weil die Weltnot uns nicht umgeschmolzen hat und wir bisher dem Worte Gottes nicht gerecht zu werden vermochten. Ich wurde es nicht; ich habe nichts getan, die Zeit heraufzuführen, die angezeigt ist, und darum richte ich mich, liebe Brüder. Ich habe diesen Thron bestiegen, ohne erwählt zu sein; das ist der entsetzliche Spruch meines Gewissens, der mich wie Sturmesheulen durchrüttelt hat. Wäre ich erwählt gewesen, so hätte ich die Kraft empfangen, die Erwählung zu tragen. Aber ich wurde als ein Unreiner versucht und bin der Versuchung erlegen. Darum will ich jetzt herabsteigen vom Thron des Apostels. [Man hört Gesang von der Straße.]

Stimmen einzelner Kardinäle: Das Volk! Das Volk auf der Straße! Ist es Aufruhr? Was wollen sie? Man soll sie fragen, was sie wollen. [Man hört einen Bittgesang singen. Glocken.]

Matteo Rosso [dessen Kaplan von der Straße heraufkam]: Heiliger Vater, das Volk Neapels wogt durch die Straßen, Priester und Mönche ziehen mit Kerzen voraus; sie flehen dich demütig an, sie nicht zu verlassen.

Petrus [der herabsteigen wollte, bleibt stehen, erschüttert]: Sie bitten – und bitten mich. Es sind arme Menschen, wie es mein Vater, meine Mutter gewesen, Unwissende, die meinen, ich könnte ihnen helfen und sie beschützen vor der Geißel der Könige. Und sie werden enttäuscht

wieder heimkehren mit leeren Augen, und sie werden diese Enttäuschung nie überwinden.

Matteo Rosso: Sie bitten um deinen Segen. [Das Portal nach der Terrasse wird geöffnet.]

Petrus: Ich sie segnen, ich? Während diese Krone an meiner Stirne brennt, als sei sie mit glühenden Nägeln befestigt? Ich will sie segnen, ja. Aber erst entsage ich dieser heiligen Krone.

Stimmen der Kardinäle: Heiliger Vater!!

Petrus: Ist es recht, ein Amt zu verwalten, das man zu Unrecht empfangen hat? Ist das zum Heil unserer heiligen Kirche? [Das Schriftstück zeigend.] Seht, ich habe, nachdem mein Gewissen mich verurteilt hat, fromme Männer, die wegen ihrer Gelehrsamkeit in hohem Ansehen stehen, gefragt, ob es möglich ist, daß ein Unwürdiger, der sich Petri Krone hat aufs Haupt setzen lassen, diese Krone niederlege; die Antwort wurde mit großer Sorgfalt und Gewissenhaftigkeit ausgearbeitet. Es war meine Absicht, sie euch vorzulesen samt den Gründen, die ich hinzugefügt habe. Aber ihr wißt ja, ich bin des Lateinischen nicht hinreichend mächtig. [Zum Kaplan Gaëtanis]: So habe die Güte, nimm mir das Schriftstück ab und übergib es deinem Herrn, damit er es dem Heiligen Kollegium bekannt mache und dann verwahre. Ich zweifle nicht, er wird unter den ersten sein, die mir zustimmen, wenn ich jetzt diese erhabenen Stufen niedersteige. [Noch einen Augenblick stehen bleibend; für sich.] Petrus von Murrhone? War das dein Traum, dein überschwenglicher, flüchtiger Traum vom Heil der Welt, von der Macht deines Geistes? Petrus von Murrhone, meinst du, du könntest wieder werden, was du warst? Meinst du, die goldenen Strahlen hätten dich nicht verletzt?

Benedetto Gaëtani: Heiliger Vater, das Volk will sich nicht länger vertrösten lassen. Es verlangt, dich zu sehen.

Petrus: Sie sollen mich sehen. [Rasch mit festen Schritten niedersteigend; an der Tafel.] Doch erst nehme ich diese Krone mir vom Haupte, die unbegreiflich heilige, die gebieten wird bis zum Ende der Welt. [Sie unter großer Bewegung der Kardinäle haltend.] Wunderbares Licht! Ob du mir vergeben kannst? Vergib! Ich bitte dich von meinem ganzen Herzen: vergib! Heiliges Gold! Heilige den, der dich tragen wird nach mir! Er soll reineren Sinnes sein als ich. Du sollst ihm nicht zum

Gericht werden, wie du es mir geworden bist. Und so lege ich die Krone vor euch nieder, geliebte, ehrwürdige Brüder, auf daß ihr nach strengem Rechte den erwählt, der erwählt ist von Gott.
Matteo Rosso: Das Volk stürmt gegen die Tore.
Andere: Rette uns! Rette!
Petrus: So wäre ich Herr? Diesen einen, einzigen Augenblick?
Matteo Rosso: Der König bittet dich, daß du dich des Volkes annehmen möchtest.
Petrus: Der König bittet? Mein königlicher Kerkermeister? So spricht er doch einmal Wahrheit? Und da er die Wahrheit einmal spricht – so wäre Karl von Neapel doch König? Wunderbar! König, der lügt, König, der Unrecht tut – König von Gnaden der Angst, von deren Gnaden ich Papst bin – noch einen schweren Atemzug – Nein! Sie sollen mich sehen als den, der ich bin: nicht Papst Petrus Cölestin, nur der Schatten des Petrus von Murrhone. Und diesem Schatten sollen sie gehorchen. [Er geht aufrechten Schrittes auf die Terrasse; niemand folgt ihm; zum Volke.] Es segne euch der allmächtige Gott!
Stimmen von unten: Er trägt die Krone nicht! Heiliger Vater! Zeig uns die Krone!
Petrus: Die Krone ist nicht mehr mein. Sie ruht zu Füßen des Apostels. Ich habe sie zu Unrecht getragen.
Volk: Trug! Trug! Dich hat der König betrogen! Nicht der König! Benedetto Gaëtani! – Benedetto Gaëtani!
Benedetto Gaëtani [für sich]: Ungebärdiges Roß, fühlst du den, der dich meistern wird?
Petrus: Glaubt ihr mir?
Volk: Du bist der einzige, dem wir glauben.
Petrus: Ich danke euch. Und ich versichere euch, daß ich die Krone niedergelegt habe, weil ich erkannt habe, daß ich ihrer nicht würdig bin. Ich habe es freien Willens getan.
Volk: Nein!!
Petrus [ruhig]: Also glaubt ihr nicht? Glaubt ihr, daß ich euch belüge, euch? Ich, Petrus von Murrhone? Nein, das glaubt ihr nicht. Die Priester werden es euch von den Kanzeln erklären, was geschehen ist. Ihr wißt, das Heilige Kollegium verwaltet die Kirche; und die Kirche steht, seit unser Herr sie auf den Felsen gegründet hat, unversehrt und unver-

sehrbar. Ich bin nur vor euch getreten, um euch zu bitten, in euere Häuser zu gehen oder noch besser, vor die Altäre, und für die Kirche und euere Brüder zu beten.
Volk: Wir gehen nicht ohne deinen Segen.
Petrus: So wollt ihr den Segen dessen, der die päpstliche Krone sich vom Haupte nahm, weil er ihrer nicht würdig war?
Volk: Segne uns, Petrus von Murrhone!
Petrus: So segne euch der Dreifaltige Gott, der Vater, der Sohn und der Geist! Es herrsche in euch der Geist! Er trete an seine Herrschaft in der Welt! [Er segnet sie und kehrt langsam in den Saal zurück.]
Die Kardinäle knien nacheinander nieder, während Petrus zur Tür schreiten will: Segne auch uns!
Petrus [stehen bleibend]: Nein, das könnt ihr nicht wollen. Seht, ich bin ja ganz arm, ganz frei. Viel weniger als ich war, da die große Versuchung mich traf. Ich eile fort, denn ich habe mit meiner Schuld zu reden – mit Menschen nicht.
Jakob Colonna [aufstehend]: Heiliger Vater, woher hast du das Recht, allein von Schuld zu sprechen? Sind wir nicht schuldig geworden mit dir? Wir alle sind schuldig. Wenn du uns aber segnest, so wissen wir, daß du uns vergibst. Und wenn du es tust, so tut es auch Gott!
Petrus [sich hoch aufrichtend, dann zusammensinkend]: Er segne euch! – Das, dieses Letzte – war zu schwer... [Er kniet nieder.] Und nun vergebt, daß ich annahm – und vergebt, daß ich verzichtet habe. [Er geht zur Tür.]
Ludwig [in den Saal stürzend]: Heiliger Vater!
Petrus: Du? Mein Sohn! Mein innig geliebter Sohn! Oh, daß du mich führen könntest an das Ende der Erde, über die Erde hinaus!
Die Kardinäle [betend]: Und vergib uns unsere Schuld.
Benedetto Gaëtani [fest]: In Ewigkeit!

ZAR ALEXANDER

[Aus dem 1. Akt]

PETERSBURG. Im Winterpalais; reiche Ausstattung. Hohe, von leichten Vorhängen verhüllte Fenster. Maria Feodorowna, Finanzrat.

Maria Feodorowna [Witwe Pauls I.] [einen Bauplan betrachtend]: Nein. Der Plan gefällt mir durchaus nicht. Ist das ein Waisenhaus für Petersburg? Das ist gedrückt, kleinlich, düster.

Finanzrat: Euere Majestät wollen bedenken, daß der Architekt den noch verfügbaren Mitteln Rechnung zu tragen suchte. Durch die letzten – überaus großmütigen – Stiftungen sind die Einkünfte aus der Hinterlassenschaft des hochseligen Kaisers fast erschöpft.

Maria Feodorowna: So soll man den *Fonds* angreifen. Ich verlange einen neuen Entwurf, der würdig ist, das Andenken des Stifters zu erhalten. Es muß Kraftvolles, Deutliches, weithin Sichtbares getan werden. Ich wünsche die Stiftungen in einem Komplex zu verbinden. Man soll die Gärten zusammenlegen, die Straße verbreitern, die Gebäude mit Toren zusammenschließen. Auch das ist nichts. Meinen Sie, ich lasse mich täuschen über die Not hinter den trostlosen Häuserfluchten, in den Kellern und unter den Dächern – und über die Erniedrigung, die gärende Verkommenheit; über die Gefahr, in die das Elend einmal ausschlagen wird? Ich habe die Bittschrift der Bauern gelesen. Sie hat mich einige Nächte Schlaf gekostet.

Finanzrat: Die Not ist in der Tat beunruhigend.

Maria Feodorowna: So eilen Sie! Hier! Geben Sie den Entwurf zurück. Ich bilde mir nicht ein, die Not durch solche Anlagen zu überwinden. Aber ich will ein Beispiel geben. Es gibt Reichtum genug in Rußland. Vielleicht, wenn man wirklich sieht und glaubt, daß ich *alles* einsetze, was ich einzusetzen habe – vielleicht fühlt man sich dann beschämt und tut ein Gleiches. Sagen Sie das dem Architekten: ein Beispiel.

Finanzrat: Ich werde Ihre Worte wiederholen. [Will gehen.]

Maria Feodorowna: Und vergessen Sie nicht, daß über allem, was ich gründe, die Worte stehen: Zum Andenken und zur Ehre des hochseligen Kaisers Paul Petrowitsch. Ich will sie auf dem neuen Entwurfe lesen.

Finanzrat [mit einem Blick auf das Bild Pauls I.]: Zum Andenken und zur Ehre des hochseligen Kaisers Paul Petrowitsch. [Ab.]

Maria Feodorowna [allein, vor dem Bilde Pauls I.]: Wirst du mich einmal freigeben – du Schrecklicher, wirst du einmal verstummen? Oder soll ich immer deine Stimme hören, diese entsetzliche, zersprungene

Stimme, die mir Schmerzen bereitete, solange du lebtest? Und dieses Verröcheln! Aber nun mußt du doch sehen, daß *ich* nichts gewinnen wollte und nichts gewonnen habe. Du mußt doch sehen, Paul Petrowitsch, daß ich an Rußland gutmachen will, was an dir gesündigt wurde.

[Alexander ist während der letzten Worte eingetreten; er erschrickt und will sich zurückziehen.]

Maria Feodorowna [fühlt, daß jemand eingetreten ist, wendet sich um]: Alexander! [Sich schnell fassend]: Es macht mir Sorgen, daß du gerade jetzt reisen willst, mein Engel, und auf so lange Zeit; jetzt da – nach so vielen Anzeichen – der Boden zu beben scheint, auf dem wir stehn.

Alexander: Er bebte immer. Es ist, als regte sich ein Begrabener unter Rußlands Erde.

Maria Feodorowna: Fremdes, maßloses Land! Welche Jugend hatte ich in den bunten fröhlichen Nestern hinter dem Rhein!

Alexander: Ich brauche dir kaum zu erklären, warum ich reisen muß – und gerade jetzt. Seit das Unwetter ausbrach, beginnt die Wahrheit gegen mich anzustürmen, von außen her und von innen. Denn sie ist bereits in der Festung: in mir selbst.

Maria Feodorowna: Das verstehe ich nicht.

Alexander: Ich kann mich dir wohl nicht hinreichend erklären. Zu viel Unausgesprochenes hat sich zwischen uns aufgetürmt. Begonnen hat es an dem Sarge meines Vaters.

Maria Feodorowna: In dem entsetzlichen Augenblick, da wir uns vor dem Toten begegneten und du zusammenstürztest.

Alexander: Ich wurde ohnmächtig. Das war der Anfang des zerstörenden Schweigens, das deine Güte und Fürsorge nicht zu durchdringen vermochte. [Zu dem Bilde aufsehend]: Ist es nicht erschreckend, wie sehr Konstantin[1] dem Vater gleicht?

Maria Feodorowna: Als er sich das letzte Mal verabschiedete, glaubte ich, der Kaiser habe das Zimmer betreten.

Alexander: Damals, am Sarge, rangen wir stumm miteinander um die Krone Rußlands. Ich glaube, daß wir seither einander ausweichen mußten...

---

[1] Bruder des Zaren

Maria Feodorowna [in höchster Erregung]: Es kann doch nicht sein, daß du einen Vorwurf in diese Worte kleiden willst.
Alexander: Wie wollte ich es wagen, mich ins Gespräch zu mischen, das ein Mensch mit seinem Gewissen führt? Du hast namenlos gelitten, Mutter; es wird, es kann niemals der Schleier fallen von den Überwindungen deines Lebens. Auch um dieser Überwindungen willen bist du mir ehrwürdig. Denn es war nicht möglich, daß eine Frau, ich sage nur: ein Mensch, an der Seite des Kaisers lebte. Als er endlich in der wahnwitzigen, törichten Angst vor dem Tode, den die Große Katharina seinem Vater bereitet hatte, die nach deinen Gemächern führende Tür vermauern ließ – da wurden Schmerzen eingemauert, die ich nur achten, nicht nachempfinden kann.
Maria Feodorowna: Lebendige Schmerzen. Sie leben im Grabe. Und als er nun tot war, da glaubte ich in der Tat, daß die gräßliche Fügung hinter seinem Tode mich entschädigen wollte mit dem Thron. Wie wir dann einander begegneten, erkannte ich, daß du zum Throne entschlossen warst. Das war jener Kampf. Nur – als du den Preis sahst, das schlecht verhüllte Geheimnis vor dir, warst du noch zu schwach. Die Ohnmacht war wohltätig. Draußen waren die Garden aufmarschiert.
(Man hört Signale aufziehender Truppen vom Platze her.)
Du erwachtest, schwangst dich aufs Pferd. Sie grüßten dich. Du warst Kaiser. Und dann, über alles Erwarten, stieg dein Ruhm. Die Welt schien dich ersehnt zu haben... Alles, Vergangenes und Gegenwärtiges, Zukünftiges fügte sich in die Stunde. Ich sah, daß jener stumme Kampf so hatte ausgehen müssen, wie er ausgegangen war. Ich freute mich über jeden deiner Siege, über alles, was du für Rußland getan hast.
Alexander küßt ihr die Hand.
Maria Feodorowna: Und nun freue ich mich, dich die Parade abnehmen zu sehen.
Alexander: So freue dich auf Nikolai[2]. Er bietet ein weit glänzenderes Bild als ich. [Leise]: Er sitzt fester im Sattel. – Ich habe ihn gebeten, mich zu vertreten.
Maria Feodorowna [erschrocken]: Das ist unbegreiflich.

---

[2] Der zweite Bruder, später Nikolai I.

Alexander [leidenschaftlich]: Ich muß zurück, zu mir selbst. Ich muß zu der gräßlichen Stunde, von der ich sprach. Von da an muß ich versuchen, mein Leben aufzutrennen wie ein schlecht sitzendes Kleid. Es steht mir nicht an. Ich muß es abwerfen, koste es, was es wolle. Hier aber bin ich umschlossen, gefesselt. Ich muß auch wissen, was in Rußland geschieht. Denn ich weiß nun wohl, daß man mich auf tausendfältige Weise betrügt, wie meine Väter betrogen wurden. Ich glaube nicht mehr an ihre, an meine »guten Werke«.

Maria Feodorowna: Das ist furchtbar. Wie sollen wir denn leben, wenn dieser Glaube in uns zerbricht?

Alexander: Ich weiß nicht, wie wir leben, nur, wie wir sein sollen... Das Gewissen ist wie eine ausbrechende Krankheit, ein zerrüttendes Fieber. Ich sage das vor dem Bild meines Vaters. Es ist das Äußerste, was ich dir sagen kann. Bete für mich, Mutter! Leb wohl.

Maria Feodorowna: Du solltest nicht gehen, mein Engel, jetzt nicht. Ich wußte, daß du leidest, aber ich hielt dich für stark, sicher. Du warst unser Trost, unser Licht. Ich ertrage es nicht, daß du mit dir zerfallen bist, daß du zweifelst an dir selbst. Wer soll uns halten, uns leuchten?

Alexander: Ich bin zum ersten Mal sicher. Horch, es ist entschieden: sie gehorchen Nikolai. [Am Fenster, hinter dem Vorhang]: Wie Reiter und Roß alle überragen! Wie gebietend er ist mit der breiten Brust, dem klaren Antlitz, dem ungebrochenen Blick! Und wie das anschwillt, Welle um Welle, immer mächtiger, drohend gebändigte Kraft, die Sprache errungener, künftiger Siege. Und immer neu, unaufhaltsam, daß die Erde zittert, geformte Macht eines aufbrechenden Volkes – *mein* Volk. [Am Zusammenbrechen]: Und doch nicht. Täuschung alles, Traum. Der dort – am äußersten Flügel: ein Verräter; da – der Gardekapitän mit den blitzenden Sternen, und der, und der: das Nichts, die Lüge, der Tod sitzen ihnen im Herzen, Verräter alle, durch die langen Reihen hin, die sich drehen wie Blitze. Das dröhnt und funkelt und schüttert – und ist doch nichts. Vergib! [Sehr eilig ab.]

Maria Feodorowna [entsetzt]: Alexander!

Petersburg. – Gruft in der Kathedrale. Der Sarkophag Pauls I., ein gewaltiges Kreuz zu Häupten. Alexander davor kniend. Von oben sind Gebete und Gesänge des Mitternachtsgottesdienstes zu hören.

Alexander [flüsternd]: Vergib mir, Vater, ich bitte dich inständig; du

siehst, was ich leide; du mußt mir doch vergeben. Mein Leben ist ja nichts als die Geschichte meiner Schuld. Es könnte doch mehr werden – es könnte doch eine Gnade tragen für mein Volk. Vergib! – [Aufsehend]: Nein... Du vergibst nicht. Ich höre es ganz deutlich, dieses Nein. Was wiegt diese Bitte hier am Grabe, in der Verborgenheit? Es müßte etwas Außerordentliches, etwas Unerhörtes geschehen. [Maria Feodorowna tritt ein und kniet hinter dem Kreuze nieder, ohne von Alexander bemerkt zu werden.] Ich weiß es, Vater: begrabene Schuld kann nicht gesühnt werden. Erbarme Dich, Gott! Ich bitte Dich um die Kraft, zu tun, was ich nicht will.

Metropolit Seraphim [tritt ein, berührt ihn leise an der Schulter]: Väterchen, wir erwarteten dich oben im Gottesdienst. Warum bist du nicht gekommen? Erlaube, daß ich dich segne vor deiner Reise.

Alexander [steht auf]: Nein, Ehrwürdiger, segne mich nicht. Ich bin nicht im Stande, deinen Segen zu empfangen... Und es wäre wohl besser gewesen, du hättest mich nicht gesegnet, damals – da ich an der Bahre dessen stand, der hier begraben liegt. Es wäre besser für dich und mich gewesen, wenn du nicht willfährig gewesen wärest und mich nicht gesegnet hättest – mich und die Tat meiner Gedanken. [Ab.]

Seraphim [mit einem Blick auf Maria Feodorowna]: Das ist schrecklich. Das verwundet mich in der Seele. Es ist mir noch niemals geschehen, daß mein Segen abgewehrt wurde.

Maria Feodorowna [ist aufgestanden]: Führ mich hinaus! Er hat mich nicht gesehen. Das Kreuz stand zwischen uns. [Beide steigen hinauf.]

[Aus dem III. Akt]

In den Wäldern. Volk ist um einen Baum gelagert, an dem das phantastische Bild eines Zaren befestigt ist; dieser ist dargestellt in blauem Kaftan, ein viereckiges Stück roten Tuches ist auf ein Knie genäht. In einem hohlen Baume liegt ein sterbender Bettler. Unter dem Volk: Alexander als Kaufmann; Ilja [sein Diener]. Gesang:

Heiliger Schiffsmann! Wir bangen
Und warten und trauern am Meer.
Die Sonne ist fortgegangen;
Von Stürmen dunkelt es her.

Goldner, wann wirst du kommen? –
Mitten im Erdenleid
Über die Armen und Frommen
Wirfst du dein Königskleid,
Heiliger Zar!

Sie umtanzen den Baum.
Ein Pilger, die Gebetsschnur in den Händen, tritt auf.
Pilger: Herr Jesus Christus, erbarme Dich meiner! – Es segne euch Gott!
Ein Mann: Du bist willkommen, Väterchen. Wir feiern das Fest unseres heiligen Zaren. Du kannst mit uns beten.
Pilger [sich setzend]: Das will ich gerne tun.
Zweiter Mann: Wer ist der Fremde dort?
Dritter: Ein Kaufmann aus Moskau, ein frommer Mann.
Greisin [zum Pilger]: Erlaube, daß ich deine Gebetsschnur berühre. Ich leide große Schmerzen.
Pilger: Freilich, Mütterchen. Ich habe sie, als ich jung war, von meinem Starez bekommen; er hat sie selbst geknüpft. Ich würde lieber mein Leben verlieren als dieses Heiligtum.
Greisin: Die Gebete des Ehrwürdigen und deine eigenen Gebete, Väterchen, sind in der Schnur. Das ist eine große Kraft.
Pilger: Nicht Menschenwerk; Gnade ist alles. Dein Glaube wird dir helfen, ganz gewiß.
Vierter [zum Pilger]: Du bist wohl weither gewandert?
Pilger: Durch das ganze heilige Rußland. Ich bete überall und bin darum immer am selben Ort.
Mann: Der Schulmeister vom Dorf. Der sollte nicht kommen.
Schulmeister [auftretend]: Habt Ihr das närrische Bild wieder aufgehängt?
Mann: Es ist der heilige Zar Peter. Nimm dich in acht, denn er wird wiederkommen. Er wird die Glocke der Kathedrale in Moskau läuten. Das ist das Gericht über viele – auch über dich. Und dann werden die Frommen erlöst.
Schulmeister: Nun paßt einmal auf! Welcher Zar Peter ist es gewesen? Etwa der Erste des Namens oder der Zweite oder der Dritte?

Mann: Was geht uns das an? Siehst du nicht, daß er das heilige Zeichen der Verstümmelung auf dem Knie trägt? Denn so steht geschrieben: Wenn dein Auge dich ärgert, reiße es aus. Er hat sehr viel gelitten. Darum ist er so ehrwürdig.

Schulmeister: So meint Ihr Peter den Dritten aus dem Gottorper Hause, der vor der Großen Katharina regierte und von Verschwörern ermordet wurde.

Mann: Er ist nicht ermordet worden. Er lebt. Er ist der heilige Schiffsmann, und wir sind seine Schiffsleute. Und er wird vom Süden nach Moskau reiten und das Reich des Satans beenden.

Schulmeister [lacht]: Rechnet einmal, wenn Ihr könnt! Im Jahre 1762 ist Peter ermordet worden. Das ist nun über sechzig Jahre her. Inzwischen hat die Große Katharina geboten und das Licht des Verstandes nach Rußland gebracht, aber nicht bis zu Euch, und ihr Sohn Paul I. hat regiert, der auch ermordet worden ist. Und schon seit fünfundzwanzig Jahren herrscht sein Sohn, der Zar Alexander, den Gott erhalten möge. Wie alt müßte Euer Zar wohl sein, wenn er noch lebte?

Mann: Der jetzt herrscht, ist nicht der Zar. Das siehst du schon daran, daß er die Menschen zählen läßt wie Vieh und wie es die Heiden getan haben, und daß er sie zu dem abgöttischen Kriegsdienst zwingt. Und er läßt es geschehen, daß Axt und Säge die Wälder fressen, daß der Vogel sein Nest verliert und das Wild seinen Schlaf. Ist das ein Zar? Dein Alexander ist nichts als ein Scherge des Widersachers. Darum wird sein Reich auch untergehen, wenn der wahre Zar über das Meer kommt.

Schulmeister: Wißt Ihr denn, wie weit das Meer ist? Habt Ihr es gesehen?

Mann: Du Dummkopf! Spürst du denn nicht, daß wir auf dem Meere sind, daß alles schon schwankt und der Sturm die Wellen aufwirft? Darum wollen wir auch die tapferen Schiffsleute sein und tanzen auf den Wellen. Denn uns ist eine große Freude zuteil geworden.

Sie fassen sich an den Händen, singen und umtanzen den Baum.

Schulmeister: Das ist ja wie Höllenspuk. Begreift doch endlich! Euer Zar ist tot. Er wird niemals wiederkommen. Und es wäre auch gar nicht gut, wenn er käme. Denn er ist ein armer schwacher Mensch gewesen, der das Zepter nicht zu führen verstand, nicht zu vergleichen mit unserem jetzigen Herrn. Und er ist nie ein Seefahrer gewesen.

Viele: Willst du wohl schweigen?
Einer: Er hat zuviel in den Büchern gelesen. Darüber ist er närrisch geworden.
Bettler [zum Schulmeister]: Höre, du solltest ihnen nicht wehe tun. Du verstehst sie durchaus nicht. Denn sie glauben. Und du bist ein gottloser Mensch.
Schulmeister: Du wagst es, mir Vorhaltungen zu machen? Wer bist denn du? Einer, der im Walde liegen geblieben ist, der in einem hohlen Baume wohnt, ein Stück Elend, in Lumpen gewickelt.
Mann [tritt auf den Schulmeister zu]: Geh! solange du noch gehen kannst. Denn sonst schlage ich dich nieder. Siehst du nicht, daß er ganz dicht am Tode ist? Vor einem solchen muß man doch Ehrfurcht haben.
Schulmeister [indem er abgeht]: Finsteres Rußland! Was soll unsereiner in einem solchen Volk ausrichten! [Ab.]
Mann: Und ich sage euch: Wir werden die Glocke der Auferstehungskathedrale hören und sie wird tönen und schallen und donnern, wie noch nie eine Glocke vernommen worden ist, gleich der Stimme des Himmels und der Erde, über ganz Rußland hin, bis ans Ende der Welt. Und der heilige Schiffsmann mit der Feuerwunde wird den Thron besteigen und seine Verfolger richten, und es wird Friede auf Erden sein. [Sie singen.]
Ein Mann [zu Ilja]: Warum vergräbt dein Herr das Gesicht in den Händen?
Ilja: Ach, er leidet, wie alle Menschen leiden.
Bettler [einen Brief hervorziehend, zu dem neben ihm sitzenden Pilger]: Väterchen, du wirst weiter wandern und einmal, wills Gott, in eine Stadt kommen, und dort werden sich wieder gute Menschen finden, die dir einen Gefallen tun wollen. Ich bitte dich, nimm diesen Brief mit. Er wird schon einmal nach Petersburg kommen. Es ist das letzte Wort an meinen Sohn.
Pilger: Gerne, Bruder. Aber der Brief ist ja an eine hohe Person, an einen Fürsten gerichtet.
Bettler: Freilich. Das ist mein Sohn. Ich habe ihn seit dreißig Jahren nicht mehr gesehen. [Sie werden aufmerksam.] Und nun hört alle! Hört! Denn ich habe nur noch wenige Worte zu sagen. Als ich noch in meinem Palast in Petersburg wohnte, da wollte ich eines Tages aus-

fahren. Und der Wagen war nicht gleich zur Stelle. Und ich wurde zornig. Und ich schlug den Diener mit dieser verfluchten Hand. Und der Diener starb. Ich reiste in ferne Länder. Aber der Diener verließ mich nicht.
Pilger: Da hat Gott dich abgerufen.
Bettler: So ist es, Bruder. Und nun ist alles gut, soweit es in eines Sünders Leben nocht gut werden kann auf Erden.
Mann: Wir wollen für dich beten und dich unter dem Bilde des heiligen Zaren begraben.
Bettler: Ja, unter dem Bilde dessen, der viel gelitten hat. [Er sinkt zurück, blickt plötzlich noch einmal auf, zu Alexander hinüber.] Sonderbares Gesicht! [Alexander steht auf, geht; Ilja folgt ihm.]
Eine Frau: Warum geht er?
Pilger: Es wird viel Blut in den Schnee fließen.
Mann: Was ist dir? Es liegt ja kein Schnee. Wir sitzen ja noch auf trokkener Erde.
Pilger [visionär]: Es ist ein großer Platz. Und es schneit unablässig. Und es fließt viel Blut in den Schnee.
Es ist dämmrig geworden. Pjotr [Diener des Zaren, sein Doppelgänger, stumm] geht vorüber.
Frau: Da ist er wieder.
Mann: Er kann es nicht sein. Denn er ist eben mit seinem Diener zwischen den Stämmen verschwunden.
Ein anderer: Das heißt, daß einer nahe am Tode ist, wenn er in doppelter Gestalt erscheint.
Bettler: Ja, sehr nahe am Tode. [Er stirbt.]
Pilger: Der Herr erbarme sich seiner!
Mann: Wir wollen nicht um ihn klagen. Der heilige Zar wird ihn auferwecken, wenn er die Glocke zieht.

[Letzte Szene]

Sibirien. – Schneesturm. Eine Gruppe Sträflinge und Aufseher, eilig auf dem Wege.
Erster Aufseher: Wollt ihr laufen!
Sträfling [zum Nebenmann]: Wie weit ist es noch bis Kraßnojarsk?
Zweiter Sträfling: Wenigstens zwölf Werst.

Erster: Das schaffen wir nicht mehr.
Erster Aufseher: Weiter! [Die Gruppe ab.]
Eine zweite Gruppe kommt mit Aufseher.
Sträfling der zweiten Gruppe: Die Neuen sind aus Petersburg. Ryléjew und den andern ist es gegangen wie er geahnt hat. Als sie gehängt wurden, brach der Galgen. Sie mußten zweimal gehängt werden.
Zweiter Sträfling der zweiten Gruppe: Auch die Galgen sind nichts wert in Rußland.
Die zweite Gruppe ab. Eine dritte Gruppe tritt auf, in ihr der Pilger und Alexander.
Pilger: Herr Jesus Christus, erbarme Dich unser!
Alexander [zum Pilger]: Woher kommst du? Warum bist du bei uns?
Pilger: Es ist ein großes Glück, Bruder, unter den Sündern zu sein.
Sträfling der dritten Gruppe: Ich kann nicht mehr. Das Blut ist in meinen Schuhen gefroren.
Aufseher [schlägt ihn]: Zum Teufel, lauf zu!
Alexander [zornig dazwischen]: Genug! Du sollst ihn nicht schlagen! Ich kann das nicht mehr sehen. Er ist zu Tode erschöpft.
Aufseher: Oho! Du kannst es auch haben. Da! Und da! Ihr beide! [Schlägt sie.] Er ist von den schwärzesten Verbrechern, die Rußland geboren hat. Er wollte den Zaren Alexander ermorden.
Alexander [stehenbleibend]: Er wollte – und hats doch nicht getan. Ich aber, ich – hört mich alle! – *Ich* habe meinen Vater erschlagen! [Bricht zusammen.]
Aufseher: Was geht uns das an! Du bist verurteilt. Das andere ist nicht unsere Sache. Wollt Ihr wohl weiter!
Pilger [hält den Zusammengebrochenen auf den Knien und macht ein mächtiges Kreuzzeichen. Der Aufseher weicht zurück]: Gott wird sich deiner erbarmen. Er wird es gewiß. Du wirst die Glocke der Auferstehungskathedrale hören. Hörst du sie jetzt, die Glocke, ganz deutlich, Bruder? Sie ruft dich. Und einmal wird sie donnern über das ganze heilige Rußland.
Alexander [qualvoll]: Wann wird das sein? Wann? Ich möchte doch retten und helfen.
Pilger: Darauf gibt es keine Antwort auf Erden.
Alexander stirbt.

Aufseher [zu den stehengebliebenen Sträflingen]: Laßt sie liegen. Fort! Nur fort! Der Schnee wird uns alle begraben.

Ab mit den Sträflingen. Der Schnee fällt auf den Pilger und den Toten.

IV. TEIL

Der Pilatusberg versank in den Erdboden, und offen lag die ganze Welt, so daß alle Sünden in der Welt sichtbar wurden. Und es erschien eine große Menge Menschen und hinter den Menschen stand die Wahrheit, denn alle hatten ihr Angesicht von der Wahrheit abgewandt. Und es trat an allen ein großes Gebrest am Herzen zutage, so groß wie zwei Fäuste zusammen. Der Eigennutz war dieses Gebrest, der irrete die Leute so stark, daß sie des Mannes Angesicht nicht zu ertragen vermochten, so wenig der Mensch die Feuerflammen erleiden kann. Und in grimmer Angst fuhren sie umher und zurück mit großem Schimpf und Schand; er sah sie fern hinfahren. Und die Wahrheit [der Mann] blieb da. [Nach einer Vision des Heiligen]

DAS ANTLITZ

DIE ÄLTESTE Darstellung des Heiligen, eine Statue in der Pfarrkirche zu Sachseln, zeigt eine verzehrte Gestalt im Büßergewand mit Rosenkranz und Stab. Das Antlitz ist von bezwingendem Ernst, der Mund wie vom Schrecken geöffnet. Das Bildwerk ist im Jahre 1504, siebzehn Jahre nach dem Tode des Nikolaus von Flüe, geschnitzt worden und mag noch die Wahrheit an sich tragen. Wir begreifen das Zeugnis der Zeitgenossen, daß die Menschen, die dem Einsiedler begegneten, erschrocken seien, obwohl er sie »heiter begrüßte, belehrte und ehrte«. Er selber wußte, daß diese Wirkung von ihm ausging und führte sie auf eine Vision zurück: einst sei ihm am Himmel in einem gewaltigen Lichtschein ein Antlitz erschienen in der Gebärde furchtbaren, drohenden Zorns. Er habe darüber einen solchen Schrecken empfunden, daß sein Herz in kleine Stücke zersprungen sei. Der Schmerz einer Erfahrung, eines Schauens und Wissens, denen das Menschenherz nicht stand zu halten vermag, blieb auf dem Gesicht des Nikolaus von Flüe stehen: daß er gelassen und freundlich war und die Trauer, wie sein erster Biograph versichert, keinen Zutritt in seine Zelle hatte, mußte diese Wirkung seiner Erscheinung steigern. In der Scheu vor diesem Antlitz versuchen wir den Heiligen auf einem Umweg zu erreichen, indem wir die Wirkung zu begreifen suchen, die er auf weite Ferne ausübte und uns einem Pilger anschließen auf seinem beschwerlichen Weg in die Einsamkeit des Ranft.

NIKOLAUS VON FLÜE

PILGERFAHRT

Im Herbst des Jahres 1473 ging Hans von Waldheim, der Bornmeister der Stadt Halle, mit seinem Sohn Heinrich auf den Jahrmarkt, um Seide einzukaufen. Bei einem der wandernden Kaufleute fanden sie mancherlei Stoffe, aber auch edle Steine, von denen sie besonders angezogen wurden. Der Kaufmann erzählte von dem größten Edelstein, den es auf Erden gebe; es war ein Smaragd, den die Mönche auf Reichenau verwahrten, derselbe, von dem die Überlieferung berichtete, daß Karl der Große ihn dem berühmten Kloster geschenkt habe. Damit kam der Kaufmann auf die Merkwürdigkeiten jener fernen Gegenden zu sprechen; er wußte von einem »lebendigen Heiligen«, der in Unterwalden in der Eidgenossenschaft in einer Klause wohne und schon seit vielen Jahren weder gegessen noch getrunken habe. Der Bornmeister ging nach Hause und schrieb sich die Angaben des Kaufmanns sorgfältig auf; er fühlte längst schon den Wunsch, die heiligen Stätten des südlichen Frankreich zu sehen, die damals in der Christenheit noch in höchstem Ansehen standen, und die dort bewahrten Reliquien zu verehren; vielleicht konnte er diese Reise mit einer Wallfahrt zu dem »lebendigen Heiligen« verbinden. Schon im nächsten Frühjahr brach Hans von Waldheim auf; er betete in den Kapellen und Kirchen des heiligen Lazarus in Marseille, der heiligen drei Marien in Arles und am Schrein der heiligen Martha in Tarascon. Auf dem Rückweg trat er von Luzern aus die Pilgerfahrt zu dem Einsiedler an. Er ließ seine Pferde in der Stadt, mietete ein Schiff und fuhr über den See bis an den Fuß des Gebirges, dessen Wildheit und Höhe ihn erschreckte. Aber oben fand er zu seiner Überraschung freundliches Land, Dörfer, die in Äcker gebettet waren, Weiden, über die das Vieh zog und stattliche Hengste vor den geräumigen Häusern. Habichte kreisten über den Wäldern, die noch von Steinwild belebt waren; von hier, so wurde dem Reisenden gesagt, lasse sich der Herzog von Mailand seine Jagdfalken bringen. Der Wirt im Gasthaus zu Kerns erriet, daß der Fremde des Bruder Klaus wegen gekommen sei; der fromme Mann lasse nicht einen jeden vor, darum möge sich der Reisende von dem Pfarrer zu Kerns begleiten lassen, der des Einsiedlers Beichtvater sei. Der Wirt, der stolz auf seine Hengste war, bot sie dem Gast an; so ritt der Bornmeister am andern Tag mit dem Pfarrer und den Schiffsknechten einem tiefen

Tale zu, von dessen Hang der First eines mit Steinen beschwerten Daches sie grüßte; hier wohnte noch die Frau des Einsiedlers mit dem jüngsten Sohn, einem Knaben von sieben Jahren; darunter, in einem wohlgehaltenen Doppelhaus, wirtschafteten die älteren Söhne mit ihren Frauen. Die Reisenden zogen das Tal empor, eine tiefe, von Felsen überhangene, von Wäldern umrauschte Schlucht, durch die das Wasser schäumte; nahe dem Bach stand die Kapelle des Einsiedlers, an die seine hölzerne Zelle gefügt war; es war das Heiligtum, das seine Landsleute ihm gebaut, bald nachdem er den Hof verlassen und sich diese Stelle erwählt hatte. Waldheim bat den Priester, die Messe zu Ehren der heiligen Maria Magdalena zu lesen; in der Kapelle trafen sie die Frau des Einsiedlers mit dem jüngsten Knaben, die von dem Pfarrer benachrichtigt worden war, daß er Messe lesen werde. Waldheim fragte die Frau, wann ihr Mann von ihr gegangen sei. Am Sankt Gallustage vor sieben Jahren, erwiderte sie, sei er von ihr geschieden, und seither sei er nicht wieder gekommen. So hörten sie die Messe; dann ließ sich Waldheim von dem Pfarrer in die Zelle führen. Sie betraten einen niederen, kleinen Raum und stiegen auf einer Art Leiter zu einem ebensolchen empor; hier umschauerte den Fremden der Ernst des Einsiedlerlebens. »In seiner Zelle«, sagt ein späterer Besucher, »fand sich nur ein Sack, Asche, ein Bußgürtel, die Einsamkeit – kein Gelächter – unerhörtes Fasten und ein Stein als Lager.« Zwei kleine Fensterchen öffneten sich nach außen, ein drittes, größeres, dessen Nische zum Knien eingerichtet war, in die Kapelle.
Der Klausner empfing die Besucher freundlichen Gesichtes; er bat sie um Geduld, wandte sich zu dem Fenster, das in die Kapelle ging und rief den dort wartenden Menschen mit männlicher Stimme einen Gruß zu: »Gott gebe euch einen guten seligen Morgen, ihr lieben Freunde und ihr liebes Volk.« Sie dankten ihm, und er schloß das Fensterchen, setzte sich zu den Ankömmlingen und fragte Waldheim nach seinem Reiseweg. Sie sprachen von der heiligen Maria Magdalena, die, nachdem sie aus dem Heiligen Land über das Meer gekommen und bei Marseille ans Land gestiegen war, ohne jegliche Nahrung in einer Höhle der Einöde gebüßt hatte; in Verehrung dieser Entsagung hatte der Einsiedler seine Kapelle ihrem Schutze unterstellt. Nun hielt Waldheim die Frage, die ihn beunruhigte, nicht mehr zurück: ob Bruder Klaus wirklich, wie man sage, seit Jahren ohne Trank und Speise lebe. »Gott

weiß«, antwortete dieser ruhig; dann erzählte er, wie sein Herr, der Bischof von Konstanz, wegen dieser Strenge ihn für hochmütig gehalten und ihm befohlen habe, drei Bissen Brotes, die er geweiht, und Wein, den er gesegnet, zu genießen. Und nach vergeblichen Bitten hatte der Klausner, da in der Christenheit der heilige Gehorsam das »allerbeste und allerverdienstlichste« wäre, Brot und Wein zu sich genommen. – Ob er seither nichts mehr gegessen habe, bedrängte ihn Waldheim wieder. Der Frager erhielt dieselbe ruhige Antwort wie zuvor: »Gott weiß«.

DER STERN ÜBERM RANFT

Ohne Zweifel war es das »unerhörte Fasten«, das den Namen des Einsiedlers am schnellsten und weitesten verbreitete und Besucher geistlichen und weltlichen Standes heranzog. Der Erzherzog Sigmund sandte einen vergoldeten Meßkelch in die Kapelle im Ranft; ein schwermütiger Schultheiß zu Luzern ließ sich in das Gebet des Klausners empfehlen, das den Armen vor einem traurigen Tode freilich nicht zu retten vermochte. Geiler von Kaysersberg, der damals noch in Basel lehrte, pilgerte zu ihm hinauf. Neugierigen, die ihn mit Fragen quälten, suchte Nikolaus von Flüe auszuweichen. Er hat sich seines Fastens nie gerühmt, niemals zu Fremden freiwillig davon gesprochen, daß er sich aller Nahrung enthielte, aber er hat auch diese Behauptung nie widerlegt. »Gott weiß«; wir müßten den ganzen Ernst seines Lebens und Wesens empfunden haben, um zu spüren, was diese Worte in seinem Munde bedeuten. Schon als Bauer pflegte er sich auf den Karfreitag durch viertägiges strenges Fasten vorzubereiten, auch sonst sich oft mit der bescheidensten Nahrung – Brot und getrockneten Birnen – zu begnügen. Als Geiler von Kaysersberg einen ähnlichen Zweifel äußerte, wie ihn der Bischof von Konstanz hegte: ob der Bruder nicht fürchte, daß er gerade durch sein strenges Leben irre und fehle, erwiderte er: »Wenn ich Demut und Glauben habe, so kann ich nicht fehlen.« Einem Pilger, mit dem er über die letzten Dinge redete, vertraute er eine tiefe Einsicht: Wenn nicht in einem jeden Brote Gottes Gnade verborgen wäre und hingenommen würde, »so würden die Menschen dadurch so wenig genährt, wie von einem Stein«. Nicht der Stoff ist es, der die Menschen erhält, es ist die Gnade, von der die Menschen leben; die Gnade

erhielt auch ihn. Wie stark auch sein Verlangen nach Entsagung und damit nach völliger Freiwerdung war, so unterordnete er sich in dieser Sache doch dem Pfarrer von Kerns; erst als dieser ihm dazu riet, hielt er sein Fasten durch.
Vor diesem Geistlichen entschleierte er das Geheimnis seines Daseins: wenn er sehe, wie der Priester in der heiligen Messe das Allerheiligste empfange, so erfahre er »darvon ein uffenthalt, das er ôn essen und ôn trincken sin mag«. Wir müssen hier die ganze Wahrheit hinnehmen: der Selige lebte als Glied des *einen* Leibes, dessen Haupt Christus ist, und zwar auf eine so entschiedene, unmittelbare Weise, wie sie nur die höchste Gnade gewährt. Vielleicht ist es sein großes Leiden gewesen, daß dieses Geheimnis von den Menschen aufgegriffen und von ihrer Wundersucht verbreitet und entweiht worden ist, so daß man gegen Ende seines Lebens von Bruder Klaus sagen konnte: es sei niemand in Deutschland, der nicht seinen Namen kenne. Was hatte dieser fragwürdige Ruhm mit dem tödlichen Ernst seines Lebens zu tun! Wenn Nikolaus von Flüe nach Maria Einsiedeln pilgerte, pflegte er nachts zu wandern und tags sich verborgen zu halten; sein Antlitz war in solchem Maße gezeichnet, daß er die Blicke der Menschen fürchtete; die empfangene Auszeichnung brannte ihn wie Scham. Wer könnte sich vermessen, das Drama zu schildern, das zwischen der Gnade, einem Erwählten und dem Widersacher spielt! Denn dieser, als die dritte Person, fehlt niemals; er sucht die Gnade abzulenken, ihren Ruf zu verfälschen. Am Ende, wenn der Sieg errungen ist, zeigt es sich, daß der Widersacher wider seinen Willen das Werk der Gnade gefördert hat und daß das Bild vielleicht nicht vollendet worden wäre, wenn der Feind ihm nicht die tiefsten Leidenszüge eingegraben hätte. Aber wir sehen nur wenige Momente dieses großen, ein Leben durchwaltenden Vorgangs; wir können nur in Ehrfurcht in die Richtung des Geheimnisses weisen; schauen sollen und werden wir es nicht, so wenig wie wir etwa die Visionen des Heiligen ausdeuten können. Nikolaus von Flüe sprach einmal von Gesichten, die er vor seiner Geburt, im Mutterleibe, gehabt. Ein Bewußtsein des Erwähltseins von Anfang an und einer besonderen Bestimmung auf Erden muß ihn durchdrungen haben; es gab ihm seine reine Festigkeit; seine Demut verwirrte es nicht. Im Mutterleibe habe er einen Stern erkannt, der die ganze Welt erleuchte, und später habe

er, da er im Ranft lebte, immerfort einen Stern am Himmel gesehen, der ganz jenem ersten gleiche. Er habe auch einen großen Stein erblickt; dieser bedeute die Stetigkeit seines Wesens, »darin er beharren und von sim fürnemmen nit abfallen« solle. Ein von der Gnade Heimgesuchter wird angefochten; der Teufel verfolgte schon den Bauern; er überraschte den Weltabgewandten als Edelmann zu Pferde, in prächtigem Gewand. Der Meister der Luzerner Chronik kam der Wahrheit gewiß nahe, als er den Klausner in der Felsenkluft darstellte in einem fast vertraulichen Gespräch mit dem Bösen; je größer die Einsamkeit, je fühlbarer die Gnade, umso härter der Kampf. Die bestandene Anfechtung führt von Stufe zu Stufe: wo ihre Gewalt gebrochen, ihre Düsternis ausgetragen wurde, hebt eine neue Gnade empor.
Er habe, erzählt Nikolaus von Flüe einmal, immer eine große Ehrfurcht empfunden vor dem »königlichen und priesterlichen Geschlecht«; so oft er einem Priester begegnete, habe es ihm geschienen, daß er einen Engel Gottes sehe. Es ist gerade dieser Geist, der den Heiligen eigentümlich ist; denn, wie Augustinus sagt, »in eben dem Maße, in dem einer die Kirche liebt, in eben dem Maße hat er den Heiligen Geist«. Diese Verehrung des Priestertums konnte durch Erfahrungen wohl tief verwundet, aber niemals zerstört werden; in dem Gleichnis vom Brunnen, der durch goldene, silberne, kupferne Röhren denselben Segen ausströmt, suchte Bruder Klaus dem Volk auf seine sinnfällige Art zu erklären, daß die Gnade nicht versehrt wird von der sie spendenden Hand. Von der Verehrung des Priesters sei er erst zur rechten Andacht zum Sakrament gekommen. Aber dann sei er mit einer großen Düsternis geschlagen worden, so daß er keinerlei Freude mehr empfand, nicht an der Frau noch an den Kindern, noch den Geschäften des Vaterlandes; er habe keine Hilfe mehr gewußt, bis Heimann am Grund, der Kirchherr zu Kriens, ihm die Betrachtung des Leidens Christi empfahl und ihn, als einen Unerfahrenen, darin unterrichtete. Er hielt Einkehr und bemühte sich, diese Betrachtung täglich zu üben. Aber viele Geschäfte zogen ihn ab, und er erkannte, daß er in Gesellschaft der Menschen nicht so andächtig zu sein vermochte, wie er begehrte; so zog er sich an einen stillen Ort. Nur seine Frau wußte davon. Die Einsamkeit hatte ihn unwiderstehlich gerufen. Er sollte der Entscheidung nicht ausweichen können.

Bis dahin war er ein angesehener, wohlhabender Landmann. Aus bäuerlichem, gemeinfreiem Geschlecht, das eine Gemse, einen Steinbock auf einem dreispitzigen Berg oder drei Felsen im Siegel führte, war er hervorgegangen; in der Kirche zu Kerns ward er getauft, dorthin war er als Täufling durch die Talschlucht, den Ranft, getragen worden. So nahe, so gemäß war ihm das alles, waren ihm Land und Herkunft, daß er später meinte, er habe den Taufweg bei vollem Bewußtsein erlebt und Mutter und Hebamme nur wiedererkannt, nachdem er sie vor seiner Geburt schon erschaut hatte. Das Geburtshaus stand auf dem »Schübbelagger« oder Schübloch, einem Stück Land, das sich hinter einem bewaldeten Felsen hinzog; mit dem Besitz im Melchtal, der Bergmatte auf Kernser Boden, und der Alp Klisterli auf der Sachsler Seite mochte das Land des Klaus von Flüe wohl hinreichen, um dreißig Kühe und ein paar Pferde zu halten. Er mähte, weidete und rodete; das geheimnisvolle Spiel der Höhe und Tiefe, Visionen und Anfechtungen gingen durch seine Arbeit. Eine Wolke neigte sich herab und redete mit ihm, drei Männer wollten ihn mit der Verheißung weltlichen Gutes versuchen. Weib und Kinder blühten an seiner Seite; er ward in den Rat seines Landes berufen und soll sich selber »mächtig in Gericht und Rat« genannt haben; auch die Waffen hat er auf verschiedenen Bannerauszügen zwischen den vierziger und sechziger Jahren getragen, aber wir wissen nur, daß er es nie ohne obrigkeitlichen Befehl getan und im übrigen »der größte Freund des Friedens« gewesen ist. Einer seiner Jugendgefährten bezeugt, daß Klaus »im Kriege seine Feinde wenig beschädiget, sondern sich allwegen nebenaus verzogen, gebetet und sie nach Vermögen beschirmt« habe. Er war ein guter Nachbar; sein Rat wurde in schwierigen Fragen gesucht, namentlich wenn es sich um verwickelte Rechtshändel drehte; er war fromm auch bei der Arbeit; gerne hielt er sich auf dem Heimweg vom Acker oder der Matte zurück, um unbemerkt zu beten. Geschwister, Gesinde und Nachbarn unterwies er in guten Werken; vielleicht wäre er schon frühe Landammann geworden, wenn er dieser höchsten Ehre seines Landes nicht ausgewichen wäre.

Er legte sich mit dem Gesinde nieder und erhob sich heimlich, um zu beten; auf der Weide sah er eine Lilie aus seinem Munde wachsen bis an den Himmel und von einem der grasenden Pferde verschlungen

werden. In seinem fünfzigsten Jahr, nicht lange, nachdem sein jüngster Knabe geboren war, wohl das zehnte Kind, schied er unter geheimnisvollem Befehl von Weib und Kindern und Haus, »in ganzer Meinung, sich zu verelenden«. Als er aber gegen Liestal kam, schreckte ihn ein Gesicht apokalyptischen Gepräges, wie so viele über ihn kommende Gesichte – er ist wie ein Sendbote des Endes –: der Himmel, die Häuser glühten von rotem Feuer; er suchte Zuflucht bei einem Bauern und gestand ihm sein Vorhaben, zu den Frommen im Elsaß, den »Gottesfreunden« zu gehen. Sein Wirt widerriet ihm: wie könne er, ein Eidgenosse, fremden Leuten zu Lasten fallen wollen? Er möge umkehren und Gott dienen unter den Seinen. Nikolaus ging hinaus aufs Feld und legte sich die Nacht über unter einen Zaun. Ein Licht strahlte vom Himmel, scharf wie ein Schwert; es war ihm, als ob sein Leib zerschnitten würde. Am Morgen schlug er den Heimweg ein. Aber er betrat das Haus nicht mehr, von dem er sich geschieden hatte. Die nächste Nacht verbrachte er unerkannt im Kuhstall neben dem Haus. Dann wanderte er talauf in die Wildnis. Dort irrte er lange umher, von Jägern geschreckt, bis ihm endlich vier Lichtstrahlen, die Kerzen glichen, die Stelle im Ranft zeigten, die ihm bestimmt war. Sie lag nur eine Viertelstunde von seinem Hofe. Hier hatte er in seiner Knabenzeit einmal einen schönen Turm aufragen sehen. War er ein Vorzeichen des inneren Lebens, das der Einsame hier errichten sollte?

So war er umgekehrt, ohne heimzukehren. Vielleicht ist kein zweiter so ergreifender Augenblick in diesem Leben wie die Nacht, die der einstige Herr des Hofes wie ein versteckter Bettler im Stall verbringt. War er nicht am ersten Tage schon geschlagen, zurückgeworfen worden? Aber der Aufbruch der Heiligen führt nicht in weltliche Ferne, er führt in das Innere und Innerste, ein weit größer geartetes, aber furchtbares Land. Auf diesem Pfade wird die Niederlage zum Sieg, wenn das Kreuz an der Stelle steht, wo sie erlitten wird, ein untragbarer Schmerz unter dem Schwert der Gnade. Nikolaus von Flüe konnte und mußte umkehren, weil er ganz sicher geworden war. Dort, wo er bisher gelebt, gearbeitet, gebetet und gerungen hatte – wo er glücklich gewesen, soweit die Berufung das zuließ –, war auch die Stelle seiner Heiligung. Er war an die Heimat verwiesen, um in ihr seinen Turm zu bauen. Und auch in einem anderen, freilich noch nicht verständ-

lichen Sinne sollten die leitenden Gesichte Recht behalten: der Stern stand unbeweglich über dem Ranft, und er sollte gleichwohl die Welt erleuchten.

DER EIDGENOSSE

Der in das Innerste strebt, scheidet sich niemals endgültig von den Menschen; Heiligung kann nur in Christi Namen und damit im Bewußtsein des Ganzen geschehen, das der Herr gewollt hat. Auch der Einsiedler auf letzter Felsenzinne des Gottesreiches lebt für alle; ein geheiligtes Glied wird dem ganzen Leibe zum Heil, und nur im Anteil an der Gebetskraft des Einen Leibes, an der Segensfülle, die aus Christi verborgenem Leben überströmt, kann es sich heilig erhalten. Die Menschen in den Höfen unten wußten wohl von den Kämpfen, die der Einsiedler oben bestand, wie er die Dämonen zurückschlug, die Engel herbeiflehte und suchten ihm mit Gebet und Opfer zu helfen. Aber Nikolaus von Flüe war noch auf eine besondere Weise mit den Menschen verbunden, die seinem Land eigen war und blieb; er grüßte aus seiner Einsamkeit das Volk in der Kapelle – und unter diesem Weib und Sohn – durch das Fenster der Zelle; sie alle wußten, daß er da war für sie, nahe wie fern, getrennt und verbunden durch seine Bestimmung, den Auftrag seiner besonderen Stunde. Mit ihnen war er auf unwiderrufliche Weise in eine größere Beziehung und Gemeinschaft gestellt: das Geschick der Eidgenossenschaft, die in jenem Jahrhundert ihre endgültige geschichtliche Gestalt finden sollte. Aus dem Bund der Waldstätte Uri, Schwyz, Unterwalden hatte sich im Kampf mit den Dynasten über den Sieg von Morgarten das Bündnis der alten Orte erhoben: Luzern, Zürich, Glarus, Zug und Bern hatten sich den freien Waldstätten angeschlossen; bei Sempach waren die Ritter aufs neue geschlagen worden, Appenzell hatte die Herrschaft des Abtes von St. Gallen abgeschüttelt und den Schutz der Eidgenossenschaft gefunden; schon war ihre Kriegsmacht stark genug, das Aargau zu erobern [1415]; das Wallis vereinte sich mit ihnen. Nachdem der Anspruch Zürichs gebrochen war, das sich mit Österreich verbündet hatte, entrissen die Eidgenossen dem Herzog von Tirol den Thurgau [1460]. Im Kampf mit dem Herzog Karl dem Kühnen von Burgund, der zwischen Frankreich und dem von den Habsburgern geführten Reich eine gewaltige Herr-

schaft aufzurichten strebte, betraten sie bei Grandson und Murten [1476] das Schlachtfeld der großen Geschichte auf eine für ihre Waffen höchst rühmliche Weise. Schon konnten sie es nach des Herzogs Fall wagen, gegen Mailand zu ziehen, um das Livinental zu behaupten; im tiefen Winter schlugen sie die Lombarden im engen Tal des Ticino, den sie über die Straße geleitet hatten, und jagten sie über den Schnee [1478]. Doch im Innern schwelten Mißgunst und Zwietracht. Die Städte suchten sich über die Länder emporzuschwingen, von denen die Freiheit ausgegangen war; prunkten die Städte doch damals mit neuen Giebeln und Türmen, prächtigen gedeckten Gassen und Brunnen, mit sich erweiterndem Landbesitz und der höheren Zahl wehrfähiger Männer, während in den Ländern die alte Ordnung ruhig fortbestand. Bern wollte Freiburg und Solothurn in den Bund aufnehmen, um den Städten ein Übergewicht zu schaffen. Zürich und Luzern schlossen sich der Forderung an; die Männer von Uri, Schwyz und Unterwalden widersprachen: kein Ort dürfe ein Bündnis eingehen ohne Wissen und Willen aller Eidgenossen. Auf der Tagung in dem Unterwaldenschen Hauptflecken Stans [Dezember 1481] schien keine Einung mehr möglich: Was Österreich und Burgund nicht gelungen sei, das vollziehe sich nun, wurde gesagt, als die erbitterten Tagherren am Abend auseinander gingen; der letzte Tag der Eidgenossenschaft sei gekommen. Denn auch die Städte waren in Bedrängnis. Der Sieg hatte seine großen Gefahren; ungezügelt waren die Feste geworden, man rühmte sich einer Gesellschaft vom »tollen« oder »törichten Leben« in Luzern. Die Werber des französischen Königs und anderer Herren erniedrigten mit ihrem klingenden Gelde die bewunderte Tapferkeit eidgenössischer Jugend zur Ware; einflußreiche Männer ließen sich von auswärtigen Herren Gelder bezahlen und führten deren Stimme oder Sache; so spielten fremde Mächte in das Gemeinwesen und störten sein eigenwüchsiges Leben. Es bedurfte einer neuen Form, strengeren, besonderen Rechtes, des Burgrechts. Wo aber Strenge geboten ist, da versucht bereits eine neue Möglichkeit von Macht und Herrschaft. Wer zieht die Grenze zwischen notwendiger Ordnung und dem sich steigernden und übersteigernden Anspruch der Staatsmacht? Ihr Vordringen muß Widerstand, Aufruhr erwecken. Peter Amstalden, der Landeshauptmann des Entlebuches, einer Luzern unterstehenden Landschaft, soll daran ge-

dacht haben, die Stadt zu überfallen, ihre Mauern zu brechen und mußte diesen Plan mit seinem Kopf bezahlen. Als Ehrgeiz, Eigensucht, Machtstreben immer lauter auftraten, verlangten Einsichtige eine reine Stimme zu hören, die zu raten wußte und das Recht achtete: die Stimme eines Mannes, der nichts für sich selber wollte, sondern alles für die Menschen und Gott. So hatten die Luzerner schon vor Jahren Boten zu dem Klausner im Ranft gesandt; er hatte auch die Tagung zu Stans mit vorbereitet und war gewiß gegenwärtig durch sein Gebet, wie sein Rat vorausgegangen war. Nun, an dem gefährlichen Abend, da alles zu zerfallen drohte, setzte der Pfarrer von Stans, Heini am Grund, seine letzte Hoffnung auf den Einsiedler. Er brach noch in der Nacht auf, sich mit ihm zu besprechen. Schweißbedeckt kam er zurück, als die Tagherren schon abreiten wollten. Er lief in die Wirtshäuser und bewog die Boten weinend, noch einmal sich im Rathaus zu versammeln. Dort, in dem schön getäfelten Saal, in dessen Fenstern die Standesscheiben von Unterwalden, Zürich, Uri, Luzern und Zug leuchteten, vermittelte der Pfarrer den acht Boten das Wort des Bruders Klaus.

Das Wort eines wahrhaftigen Mannes ist wie ein Ding, das man übergeben kann; es bedarf, wenn es in Treue übermittelt wird, nicht seiner Gegenwart, geschweige denn der Schrift. Sein Wort ist er selbst. Was der Pfarrer zu berichten hatte, ist uns nicht aufgezeichnet. Spätere Zeiten, die das Gewicht des Wortes schon nicht mehr kannten, meinten, der Einsiedler sei selbst in der Ratsstube erschienen. Aber er hielt es nicht für geboten, seine Zelle zu verlassen: was er einsetzte, das waren der Ernst seines Lebens, seine Einsicht und sein Gebet. Ihrer hat sich die Gnade offenbar bedient. Denn bald verkündeten die Glocken, daß die Einung gelungen war. Das Geläute setzte sich das Tal hinauf fort und verbreitete sich über das Land. Die Eidgenossenschaft hatte die schwerste Stunde überwunden; sie hatte zu dem Geist zurückgefunden, der ihr Leben war und ist. Die Stanser Verkommnis ward geschlossen [22. Dezember 1481]; Freiburg und Solothurn wurden in den Bund aufgenommen, so wurde die Zahl der Städte verstärkt, aber zugleich traten sie von ihrem Anspruch auf Vormacht zurück: die acht alten Orte leisteten den Schwur auf den gleichverpflichtenden Bund unter sich selbst und beschworen alsdann den Bund mit Freiburg und Solothurn; das Burgrecht der Städte ward abgetan, ein neuer Brief gemacht.

Die erhoffte Verfassung war freilich nicht besiegelt worden; aber in Wahrheit war wohl mehr geschehen: die Bundesglieder hatten sich zu dem Geiste der Versöhnung, verpflichteter Freiheit bekannt, der der Grund der Verfassung ist, und es war an *der* Stelle geschehen, wo die Kraft und das Geheimnis eines erleuchteten Einsiedlers, seines unsäglich harten Lebens, seines Wachens und Harrens in ungezählten Nächten und Tagen unter der Gnade zur Macht werden konnten für die Gemeinschaft. Der Heilige war Eidgenosse; indem er im höchsten Bezirk lebte, löste er sich doch aus der geschichtlichen Ordnung nicht, in der er geboren war; ja, er wurde für sie gerade dadurch, daß er im religiösen Leben das äußerste wagte, zum Retter. Von dem Streben nach Heiligkeit wurde der Bezirk des Politischen erleuchtet, vom Gottesreiche her der Staat befriedet; es konnte nur geschehen, weil der Heilige in der Gemeinschaft blieb und für sie wachte und weil die Boten der Orte geneigt waren, sich dem Rate des offenbar höheren Mannes zu beugen. Indem sie alle das Wort dessen annahmen, der über ihnen war, wurden sie eins.

Die Städte und Länder wußten wohl, wem sie den Frieden zu danken hatten; schon das Protokoll der Tagsatzung rühmte die »Treu, Müh und Arbeit, so der fromm Mann Bruder Klaus in diesen Dingen getan«; bald schickten Schultheiß und Rat von Solothurn zwanzig Gulden in die Einsiedelei im Ranft für eine ewige Messe. Freiburg sandte dem Bruder Klaus und Bruder Ulrich, dem Gefährten seiner Einsamkeit, der sich nicht ferne von ihm, an unwegsamer Stelle eine Einsiedelei gebaut hatte, ein Stück des kostbaren weißen und grauen Tuches, das in der Stadt gewebt wurde und ihr Stolz und ihr Reichtum war. Die Berner stifteten ihm vierzig Pfund für eine ewige Messe. Indem der Einsiedler ihnen dankte, sprach er noch einmal sein großes Anliegen aus: »Von Liebe wegen schreibe ich Euch mehr. Gehorsam ist die größte Ehr, die im Himmel und auf dem Erdreich ist. Darum sollt Ihr schauen, daß Ihr einander gehorsam seid, und Weisheit ist das allerliebst deswegen, weil sie alle Dinge zum besten anfängt. Fried ist allweg in Gott, denn Gott ist der Fried, und Fried mag nicht zerstört werden, Unfried aber würde zerstört. Darum sollet Ihr schauen, daß Ihr auf Fried abstellet, Witwen und Waisen beschirmet, wie Ihr noch bisher getan. Und wes Glück sich auf dem Erdreich mehret, der soll Gott dankbar dafür

sein, so mehret es sich auch im Himmel. Den offenen Sünden soll man wehren und der Gerechtigkeit allweg beistehen. Ihr sollt auch das Leiden Gottes in Euern Herzen tragen, denn es ist des Menschen größter Trost an seinem letzten End. Mancher Mensch zweifelt am Glauben, und der Teufel tut manchen Einfall durch den Glauben und allermeist durch den Glauben. Wir sollen aber nicht zweiflerisch darin sein, denn er ist so, wie er gesetzt ist, und ich schreibe Euch nicht darum, weil ich glaubte, Ihr glaubet nicht recht, mir zweifelt nicht daran, daß Ihr gute Christen seid; ich schreibe es Euch zu einer Vermahnung, daß, wenn der böse Geist jemanden darum ansucht, er desto ritterlicher widerstehe. Nicht mehr. Gott sei mit Euch. Gegeben auf Sankt Barbaratag im 82. Jahr. Darum hab ich mein eigen Insiegel auf diesen Brief drucken lassen. Ich Bruder Klaus von Flüe.«

Der Rat, der Friede wahrt, die Unmächtigen schützt, Gottes Leiden im Herzen trägt und sich im Glauben wappnet gegen den Teufel: das ist die Obrigkeit im Sinne des Heiligen, die die ihr anvertraute Macht auf die rechte Weise verwalten wird. Und noch lange nach dem Tode des Bruders Klaus, im Jahre 1535 sollte der Luzerner Hans Salat den einigenden schützenden Geist des Einsiedlers, das in heiliger Entbehrung errungene politische Vermächtnis des begnadeten Mannes als ernste Mahnung empfinden und der Nachwelt zu ihrer Verpflichtung überliefern:

»Und wenn eine Eidgenossenschaft in schwere ernsthafte Sachen verstrickt war, dann suchten sie Rat bei ihrem treuen, lieben Landsmann, Eid- und Bundesgenossen Bruder Klaus, und das zu manchem Mal. Sein Rat war stets zu Friede und Ruh des Vaterlandes, zu Einigkeit mit Umsaßen und Anstößern, zur Ehre Gottes und voraus zu Gehorsam gegen die Obrigkeit. Namentlich gab er Rat und Warnung bei Annahme von Orten und Weiterung der Eidgenossenschaft. O liebe Freunde, mahnt er da, machet den Zaun nicht zu weit, damit ihr dester bas in Friede, Ruh, Einigkeit und in eurer sauer erworbenen löblichen Freiheit bleiben möget. Beladet euch nicht mit fremden Angelegenheiten, bündet euch nicht mit fremder Herrschaft, seid auf der Hut vor Zweiung und Eigennutz. Hütet euer Vaterland und haltet zu ihm. Pfleget nicht vorsätzliche Kriegslust, wenn euch aber jemand überfällt, dann streitet tapfer für Freiheit und Vaterland.«

SEIN »BUCH«

Einem Pilger, der um geistliche Belehrung zu ihm gekommen war, zeigte Bruder Klaus ein Blatt mit dem einfachen Bild eines Rades. Von der Nabe, dem inneren Kreis, liefen sechs, wie schmale Keile oder Schwerter gestaltete Speichen nach außen, die derart aufeinander folgten, daß einmal die Spitze von der Nabe ausging und die Basis an das Rad rührte, dann die Spitze auf dem Radkreis und die Basis auf der Nabe ruhte. Dies war das »Buch« des Beters und Betrachters; er bedurfte keines andern; das unergründliche Geheimnis der Gottheit konnte er anschauen auf diesem Blatt. Die drei Speichen, deren Spitzen im innern Kreise lagen, sinnbildeten die von der einigen Gottheit ausgehenden Personen; sie umgreifen den Himmel und alle Welt und haben dies alles in ihrer Gewalt. Die andern Speichen aber, die im Innern mit ihrer Breite ansetzten und mit den Spitzen in den Radkreis mündeten, bezeichneten die Geheimnisse der Menschwerdung, des allerheiligsten Sakramentes und des menschlichen Lebens. Vom Anfang an war die Jungfrau gedacht und im »Gedächtnis des höchsten Gottes empfangen«, ehe sie, rein, zart und unbefleckt, einging in den mütterlichen Leib: also wurde die Macht des großmächtigen Gottes zum kleinen Kind; so wurde seine Majestät in der Hostie beschlossen; und klein wie die Spitze der sechsten Speiche ist unser vergängliches Leben, das doch ausstrahlt von Gott.

Das Rad der Gottheit: ein in sich selber ruhendes Kreisen und Strömen, nicht eine Bewegung ohne Ende, vielmehr ein Halten und Geben, Ausstrahlen und Empfangen in Ewigkeit, dessen lebendige Macht sich immerfort quellend erneut und doch fest beschlossen ist in der Vollendung ihrer Unendlichkeit: dies ist der Brunnen ohne Grund, in den sich der Klausner versenkte und dessen Tiefe, wie er in einem andern Bild sagt, so klar war, daß man eines Menschen Haar an seinem Grunde ganz gut hätte sehen können. Der ehrfürchtige Pilger konnte das Bild gewissermaßen auffalten, wie es im Visionsbilde der Pfarrkirche zu Sachseln geschehen war: dann wurde, gewiesen von den breit auslaufenden Speichen, der Schöpfer sichtbar, der, von Mond und Sonne umstrahlt, den Engeln gebot, und die heilige Taube über dem Engel und der Jungfrau und der Gekreuzigte, und wieder, am Ende der spitz auslaufenden Speichen, das Kind im Stall zu Füßen der hei-

ligen Mutter, der Priester zwischen Altar und Sarg, der Herr, zwischen Petrus und dem ihn küssenden Verräter, preisgegeben von menschlicher Niedrigkeit. Und wieder ließ sich das Bild nach den Symbolen, die den verschiedenen Geheimnissen zugeordnet waren, aufschließen, und es verkündete die Werke der Barmherzigkeit: Kranken beistehen, Obdachlose beherbergen, Hungernde speisen, Gefangene erlösen, Nackte bekleiden, Tote begraben. In der Mitte aber erschien das furchtbar-erhabene Antlitz, dessen Abbild das Menschenantlitz ist: das Antlitz, das den verwandelnden, unüberwindlichen Schrecken geworfen hatte auf das Antlitz des Klausners und in sein Leben. Das Geschaute verändert sich unaufhaltsam ins Wirken, und der Wirkende, der die Werke der Liebe übt, schaut noch klarer, ehrfürchtiger, wissender, der Worte nicht mächtig und die Worte auch nicht mehr suchend, nur das Wort selbst, in dem alles Sein und Tun, Streben und Erfahren beschlossen ist. Noch andere Gesichte sollte der Einsame schauen, da er, wie er sagte, »den Schlaf brach um Gottes und seines Leidens willen und Gott dankte für sein Leiden und seine Marter und Gott ihm Gnade gab, daß die Stunden schnell und süß dahinschwanden«. Er sah einen Pilger im Mantel mit abwärts gekrempeltem Hut, der von Sonnenaufgang kam. Der Pilger sang drei vollkommene Worte wie mit drei Stimmen, die zusammen anhuben und endeten, und Himmel und Erdreich und alles, was zwischen Himmel und Erde war, tönte mit. An dieses Bild schloß sich das erschreckende der Menschheit: der Pilatusberg versank, und der Einsame sah eine große Menge Menschen und *hinter* ihnen die Wahrheit. Und er erblickte die furchtbaren Gebresten an den Herzen derer, die sich von der Wahrheit abgekehrt hatten. Und sie stoben in Angst dahin. »Und die Wahrheit blieb da.«
Aber er sah sich auch in einem herrlichen Palast aufgenommen, von einem Mann mit strahlendem Antlitz, der ihn an sich zog, und von einer Frau im weißen Kleid und vom Sohn, der sich zu ihm neigte und mit seinem blutbesprenkten Kleide das weiße Kleid des Pilgers färbte. Dies war das Bild lebenslanger, verzehrend-umwandelnder Sehnsucht, die Klaus von Flüe ausgesprochen hatte in seinem Gebet:

»Mein Herr und mein Gott,
nimm alles mir, was mich hindert von dir.

Mein Herr und mein Gott,
gib alles mir, was mich fördert zu dir.
Mein Herr und mein Gott,
nimm mich mir und gib mich ganz zu eigen dir.«

So lebte er entrückt und doch mitten unter den Menschen als wissender Fürbitter, als Helfer und Berater, in unerbittlicher Wahrhaftigkeit, der die verborgene Schuld sah und aussprach, wie die Habsucht im Herzen des Abtes Georg von St. Stephan zu Würzburg. Im ersten Morgendämmer begann er zu beten; zuweilen stieg er zu seinem Waldbruder Ulrich hinauf, um mit ihm über die göttlichen Geheimnisse zu sprechen oder er setzte sich ein wenig in die Sonne. Er schlief wenige Stunden stehend, an die Wand gelehnt, auch im Schlafe noch gleichsam ein Wächter an den Grenzen. In seinem siebzigsten Jahr, da er zwanzig Jahre als Einsiedler gelebt und gefastet hatte, erfüllte Gott seinen brennenden Wunsch und nahm ihn sich selbst und in das göttliche Leben hinüber. Nachdem er acht Tage lang »aus angstvoller Seele« über seine Schmerzen geklagt, dieses Leiden aber »nicht weniger geduldig als armselig« getragen, empfing er das Sakrament mit höchster Ehrerbietung; unter Danksagungen, nach seiner Gewohnheit auf dem Boden ausgestreckt, hauchte er seine Seele aus [21. März 1487].

DIE BOTSCHAFT

Mit Nikolaus von Flüe ist in das Politisch-Geschichtliche eine fremde Macht eingetreten. Er erschien nicht in der Ratsstube zu Stans, aber er entschied durch seinen Rat. Daß die Wahrheit auf seinem Antlitz stand; daß der Schrecken vor der Wahrheit sein Tun und Leben beherrschte; das war seine Macht. Die Wahrheit ist wesentlich prophetischer Natur; so wird die Gestalt im Kreise eidgenössischer Tradition, aus dem sie nicht zu lösen ist, zum Zeichen für das geschichtliche Wirken der Heiligen überhaupt, einem Zeichen über der Geschichte. Ursprung des Wirkens ist die Vision; seine Kraft, soweit sie vom Menschen kommt, die der stehend im Gebet verwachten Nächte. Der Einsiedler sah das große Gebrest am Herzen; er sah die Angst, die Flucht: im übernatürlichen Licht die Gefahr des Jahrhunderts, der Christenheit. Gegen sie

setzte er das Opfer seines Lebens, wie es um die selbe Zeit Franz von Paula getan hat. Daß Gnade buchstäblich das Leben ist, das Wort das Brot; daß der Mensch lebt vom Worte Gottes: diese Wahrheit sollte sich in seiner Erscheinung ereignen, die etwas Schreckliches behält, so wie ja auch die Offenbarung die »schreckliche Wahrheit« genannt wurde. Wir verfehlen ihn – wie die Heiligen alle –, wenn wir die Umwelt in ein Idyll verwandeln. Nikolaus von Flüe, der prophetische Bauer, ward wohl seiner Heimat zum Segen aus ihrem eigensten Geist; für die Christenheit ist er ein Sprecher des Zornes. Da die Menschen die Wahrheit nicht ertragen konnten, so mußte er sie allein ertragen, mußte er als ihr Zeuge zugleich zerbrechen und standhalten. Der Heilige ist der Überforderte, von dem die Gnade nicht läßt. Verstehen können wir Nikolaus von Flüe nur, wenn wir versuchen, mit den Augen seines Glaubens in die Zeit zu sehen, die vor ihm heraufstieg. Es ist die Zeit Richards III., Ludwigs XI., Innozenz' VIII., Alexanders VI. War es nicht das Gebrest am Herzen, das die Christenheit verdarb: die Unfähigkeit aller, im Opfer der Liebe zu sterben? Er war das Bild dieses Gestorbenseins, rätselhaft-zukünftig, verkörperte Mahnung, kein Prediger der Sühne, vielmehr die Sühne selbst. Seine unmenschliche Härte hat ihre Rechtfertigung einzig in der Vision, die »alle Sünden« der Welt aufdeckte. Dem Abgrund, in den er geblickt hat, wurde er zur Antwort für seine Zeit, für den Ablauf der Geschichte, als der in der Gemeinschaft stehende und über sie erhobene Einzelne, der die Wahrheit lebt: mit dem sie leibhaftig da ist.

FRANZ VON SALES

Es ist wahr, dem Menschen fällt es schwer, aber nicht dem Sohn Gottes, der es in Ihnen wirken wird, wenn Sie ihn darum bitten. [Hl. Franz von Sales]

MIT UNGEWÖHNLICHEM Wohlwollen wurde der junge Graf von Sales von dem Savoyischen Senat in Chambéry empfangen. Sein Vater hatte gewünscht, daß der Jüngling nach Beendigung seiner Studien in den Dienst des Senates trete; ein Freund des Vaters, der hochangesehene Senator Antoine Faure, führte ihn ein. Aber der Jüngling bedurfte kaum einer Empfehlung. Das strenge Examen, dem er unter-

worfen wurde, bestand er glänzend. Er wandte sich darauf in einer Ansprache an den Senat, die Bewunderung erregte. Schon verbreitete sich das Gerücht, daß der junge Graf sehr bald zum Senator ernannt werde. Antoine Faure wurde sein Freund und sollte es auf Lebenszeit bleiben. Nach wenigen Tagen ritt Franz von Sales nach dem Schloß de la Thuile, wo ihn die Eltern erwarteten. In einem Walde in der Gegend von Sonnas soll er ein merkwürdiges Erlebnis gehabt haben. Das Pferd warf ihn ab, sein Schwert löste sich aus der Scheide, die Scheide aus dem Gehänge, und Scheide und Schwert bildeten ein Kreuz. Während der Vater des Heimgekehrten den Sohn am Anfang einer ruhmvollen Laufbahn sah und schon daran dachte, das Glück des Jünglings durch eine Heirat zu befestigen, hatte Franz in Wahrheit eine Stelle erreicht, wo gewisse Erfahrungen seines inneren Lebens ihm zum Schicksal werden mußten, wo die Waffe der Welt sich ins Kreuz verwandelte.

Als gehorsamer Sohn hatte er eine vorzügliche Erziehung genossen, erst im Kolleg der Dominikaner in Annecy, dann in dem von Jesuiten geleiteten Collège de Clermont in Paris, endlich auf der hohen Schule zu Padua; er war zum Weltmann geworden, ein guter Reiter und Fechter, er hatte auch die Versuchungen des Weltlebens kennen gelernt und ihnen mit Festigkeit widerstanden; – es gehörte zu seinem Leben, zu der klaren Männlichkeit seiner Erscheinung, daß er immer wieder den Bereich solcher Versuchungen betreten mußte, ohne daß er jemals von diesen äußeren Gefährdungen verwirrt wurde. Bevor er aus Italien zurückgekehrt war, hatte er in Rom in den Katakomben und als Wallfahrer im Heiligtum von Loretto gebetet. Aber nun, da ein geordnetes, von der Fürsorge edler, frommer Eltern wohl vorbereitetes Dasein vor ihm lag, vertraute er seinem Hofmeister an, daß er den geistlichen Stand erwählen wolle. Und als Franz schon bei seinem einstigen Lehrer, der selbst Priester und Doktor der Theologie war, auf Betroffenheit und Widerstand stieß, legte er in leidenschaftlicher Rede ein Selbstbekenntnis ab: »Glauben Sie mir, ich kenne mich besser als irgend jemand sonst; ich bin jung, aber ich kann doch begreifen, daß gerade die Vorteile der Natur und des Glückes, die Sie hervorheben, die Gefährdung des ewigen Heils vermehren, der ein jeder Mensch ausgesetzt ist. Der Gefahren, die mich umgeben, sind unzählige; ihrer viele sehe ich, und ich glaube, es wird deren weit mehr geben, als ich sehe. Ich weiß, daß

ich in Wahrheit keine Tugend habe als in dem Streben danach, und daß in meinem Innern Möglichkeiten der Verführung und Verirrung bestehen, die wahrlich nicht darauf angewiesen sind, noch von den Reizen der Welt unterstützt zu werden, in die Sie mich verstricken wollen. Was würde es mir nützen, die ganze Welt zu gewinnen, wenn ich mich selber verdürbe!« Mit glühenden Worten bat er den Hofmeister, seine Sache vor den geliebten verehrten Eltern zu vertreten. Nur mit großem Schmerz willigten sie ein; sie hatten Franz, ihren ältesten Sohn, als Erben des Hauses für die Welt erzogen; seine Hoffnung, daß diese Erziehung ihm auch im geistlichen Stande von Nutzen sein könnte, gewährte dem Vater vielleicht einen gewissen Trost. Doch wollten die Eltern noch nicht erlauben, daß Franz zu Gunsten seines Bruders Ludwig auf alle seine Rechte verzichtete.

Die eigentliche Entscheidung war schon vor vielen Jahren im verborgenen gefallen. In der Kirche Saint-Etienne-des-Grés in Paris hatte Franz das Keuschheitsgelübde abgelegt und sich dem Schutze der Jungfrau empfohlen; im Vertrauen auf das Sakrament, das er wöchentlich empfing, hoffte er, sein Gelöbnis zu halten. Aber die Versuchungen, die er zu fürchten hatte, drohten ihm nicht von der Außenwelt; sein Leben war von Anfang an, schon der Anlage nach zu großer Art, als daß er nicht mit widersacherischen geistigen Mächten hätte kämpfen müssen. Nachdem er das Gelübde abgelegt hatte, war sein Friede gestört worden; eine furchtbare, beunruhigende Dunkelheit stürmte damals auf ihn ein; Gott schien ihn verlassen zu haben; Franz glaubte sich in Ewigkeit verdammt. Verzweiflung zeichnete seine Züge; auch seine körperliche Kraft verfiel. Aber in der Verlassenheit beschenkte ihn die Gnade mit einem wunderbaren Entschluß. Er ging noch einmal nach Saint-Etienne-des-Grés; vor einem Marienbild, das er jetzt vielleicht zum ersten Mal bemerkte, warf er sich nieder. Er bat die Jungfrau um ihre Fürsprache. Wenn er so unglücklich sein solle, Gott nicht lieben und verehren zu dürfen in der Ewigkeit, so möge Gottes Güte ihm doch erlauben, ihm hier auf dieser Welt zu dienen und all sein Leben an die Verherrlichung Gottes zu setzen. Von dieser Stunde an kam dem Geprüften der Friede zurück.

Was könnte bezeichnender sein für den Heiligen als diese Bitte, wenigstens das irdische Leben bis zum letzten Augenblick zur Verherrlichung

Gottes nutzen zu dürfen, selbst wenn die Ewigkeit verloren wäre! Er verachtete die Versprechungen der Welt, aber die Aufgabe, die das irdische Leben stellte, ergriff er mit unerhörtem Ernst, selbst im Angesicht möglicher Verdammnis. Er wollte Gott lieben dürfen, ob auch Gottes Zorn ihn erwartete; lieben bedeutete aber für ihn: dienend wirken; das irdische Leben sollte von der Liebe zu Gott bestimmt werden auch im Schatten ewigen Todes. Der glühende Eifer, mit dem er sich in Padua dem Gebet und zugleich seinen Studien widmete, zog ihm ein heftiges Fieber zu; im Widerspruch zu der Milde und Beherrschtheit seiner Lebensform neigte seine Natur zu gefährlichen Krisen, zum unbedingten Vollzug innerer Entscheidungen unter dem Einsatz des physischen Daseins. Er war dem Tode schon so nahe, daß er die Auslieferung seines Körpers an die Studenten der Medizin verfügte; der sich häufig ereignende Streit um Leichname, die Schändung der Gräber waren ihm ein Greuel. Als er nach völliger Ergebung in Gottes Willen wieder genas, faßte er den Entschluß zu einem geistlichen Leben. Sein Wille war sehr fest, ja unzerbrechlich, sobald er im Gehorsam gegen Gott handelte; lange bevor er im Schloß de la Thuile seinen Eltern sein Bekenntnis ablegte und ihre Zustimmung errang, hatte er einen Lebensplan sich gebildet, dem er nicht mehr hätte entsagen können. Jetzt wie auch später war es eine seiner großen und schweren Aufgaben, das Unbedingte eines dem Willen Gottes unterworfenen Daseins in Demut und Ehrfurcht durchzusetzen und weder seine höchste Verpflichtung noch die Gebote des Herzens, die Sitte und Lebensformen zu mißachten.

Auf dem Ritt von de la Thuile nach Annecy, wo Claude de Granier, der Bischof von Genf, seinen Sitz hatte, vergoß Franz Tränen über den Schmerz seiner Eltern. Der Bischof, ein heiligmäßiger Mann, der in seiner Lebensführung seinen fürstlichen Rang fast völlig verleugnete, hatte schon früher die Berufung des jungen Grafen erkannt; er drängte darauf, ihm die Weihen zu erteilen und ihn als Prediger in sein Bistum zu entsenden. Unmittelbar vor der Priesterweihe brach Franz seine theologischen Studien ab; er bereitete sich vor, indem er betete und sich in die Heilige Schrift versenkte. Vor einer jeden Predigt betete er inbrünstig, »er erneuerte sich«, wie es in einer älteren Lebensbeschreibung heißt, »vor Gott«. Lieber als in den Städten, wo er den Beifall

der Menschen fürchtete, predigte er in den Dörfern; er betrat die Hütten der Armen und nahm an ihrem Los teil; fand er Kranke vor, so verschmähte er es nicht, ihnen Dienste zu leisten; unter Streitenden stiftete er Frieden. Nun kam ihm, wie er es vorausgesagt, sein Studium der Rechte zustatten. Wann er es nur vermochte, trat er in die Gefängnisse ein und brachte den Gefangenen Trost. Bald zeigte es sich, daß er eine große Macht über die Menschen hatte. Diese Macht war der Friede Christi in ihm. Die gleichmäßige Güte, die unendliche Geduld, mit der er einem einmal gefaßten Vorsatz treu blieb, die Klagen der Menschen anhörte, sie nach ihrem Leid, ihren Sorgen befragte, der unerschütterliche Ernst, den er auch scheinbar Geringfügigem widmete, sobald es um das Heil der Seelen ging, gewannen ihm die Menschen, ohne daß er um sie warb. Er lebte in der Gegenwart Gottes, in einer tiefen, sich fort und fort erneuernden Beziehung; brachte er das heilige Opfer dar, so erloschen in ihm alle Erinnerungen, die Bilder aller Dinge, und gegenwärtig war nur der heilige Vorgang selbst. Diese Nähe des Herrn trug den Heiligen in solchem Maße, daß er unter drängenden Geschäften des Gebets nicht mehr bedurfte; all sein Tun war Gebet. Er lebte in vollkommener Wahrhaftigkeit vor dem Herrn. Es kann aber von einem Menschen keine größere Macht getragen werden als der Widerschein einer solchen Beziehung; die geheimnisvolle Gegenwart der heiligsten Gestalt zieht die Menschen heran oder beugt ihren Willen; sie kann in einigen seltenen Fällen auch eine Abneigung und einen Haß erregen, die an abgründiger Gewalt der ausstrahlenden, erwachenden Liebe entsprechen.

Dieses immer inniger werdende Sein vor Gott war auch das Geheimnis der Predigt des Heiligen. Als Franz von Sales einige Jahre später in Sachen des Ländchens Gex an den Hof Heinrichs IV. gereist war und vor dem König predigte, erkannte dieser sehr wohl die Ursache der großen Wirkung. Er habe, sagte Heinrich mit lauter Stimme zu den Abgeordneten der Stadt Genf, noch keinen Prediger gehört, dessen Leben und Handlungen seine Predigt besser unterstützten. Wohl war dem Heiligen eine ungewöhnliche Gewalt des Wortes verliehen; die Bilder strömten ihm in einer wunderbaren Fülle und Klarheit zu; sein Verhältnis zu den Dingen war von unzerstörbarer Reinheit; die ganze Welt, die er gläubigen Auges auffaßte, beschenkte ihn mit Gleichnissen

der Wahrheit, und er nahm die Farben der Welt mit in seine Gleichnisse hinüber, so daß diese Farben im Umkreis der Wahrheit mit höherer Leuchtkraft aufstrahlten. Es ist, als läge die gesegnete Landschaft des Genfer Sees in verklärendem, jenseitigem Lichte vor seinen Blikken. Ein Teil der Beziehung zu den Dingen, die Christus in seinen Gleichnissen erschlossen, war ihm verliehen. Sobald er das Wort verkünden wollte und die Glaubensglut über ihn kam, sah er im Geschaffenen das Bild Christi, in dem alles geschaffen ist, und Vögel und Fische und ihre Lebensweise, die Geheimnisse der Pflanzen und Steine und auch das Tun der Menschen, die Vorgänge der Geschichte und das Beispiel der Heiligen, etwa Ludwigs von Frankreich oder des Kardinals Karl Borromäus, stellten sich als Sprecher der Wahrheit bereitwillig in seinen Dienst. Aber oft betonte er, daß er von seinen Gebeten mehr erwarte als von allen Gaben, die Gott ihm gewährt hatte. Er sagte durchaus nichts, was er nicht vollzog. Die Predigt, so lehrte er, besteht aus zwei Dingen: aus dem Wort und dem Beispiel. »Die Menschen betrachten uns, während sie uns anhören, wir müssen ihren Augen ebenso wohl predigen wie ihren Ohren; das eine geschieht durch das Wort, das andere durch das Beispiel, das noch mächtiger ist. Wer wird mir glauben, wenn ich die Buße predige und sie nicht selber tue?« Eine seiner in Paris gehaltenen Predigten bewog eine Dame, um Aufnahme in die Kirche zu bitten, obwohl er in dieser Predigt nicht gegen die Ketzer, sondern allein aus der Liebe gesprochen hatte. Dieser Vorgang bestätigte eine entscheidende Erfahrung: »Ich habe immer gesagt, daß wer mit Liebe predigt hinreichend gegen die Häretiker predigt, wenn er auch nicht ein einziges Wort gegen sie sagt.« Und es war sicherlich das letzte Geheimnis seiner Predigt wie seines ganzen Wirkens, daß sie ihren Ursprung in lebendiger nacheifernder Liebe hatten, die Gott dienen wollte, indem sie dem Nächsten diente. Blieb aber nur wenig zu tun, so sah er einen wichtigen Dienst darin, daß er den Nächsten ertrug. »Er hat«, sagte Papst Alexander VII. von dem Heiligen, »begonnen, Gutes zu tun, eh er Gutes sagte«; seine Vorschriften und Ratschläge seien um so leichter zu befolgen, als sie bezeugt würden durch sein Beispiel. Der Einsatz des Beispiels in seiner Stunde, an seinem Ort war für Franz von Sales durchaus das Entscheidende, ganz im Sinne des Heiligen Franz von Assisi, der durch die Fackel des Beispiels die Gottlosen im Gewis-

sen treffen wollte. Franz von Sales bekannte, daß er ein jedes Wort des heiligen Franz von Assisi, »dieses großen Lehrers in der Wissenschaft des Heiligen«, der »fast kein Mensch, sondern ein Seraph auf Erden war«, »wie ein Orakel« verehre. Es gibt nur eine Wissenschaft vom Heiligen und von der Heiligung; es ist die Wissenschaft von der unbedingten Hingabe an den Herrn. Darum war Franz von Sales dem Heiligen von Assisi keineswegs so fern, wie es den Anschein haben könnte; sie beide hatten erfahren, wie der Herr mächtig wurde in ihrem Sein und Tun, wie sie aus der Kraft rücksichtsloser Wahrhaftigkeit ihr Leben an ihn verloren; sie beide hatten in der bedingungslosen Hingabe an den Herrn die Welt in ihrer Verklärung gewonnen; und vielleicht hätte sich die wunderbare Sprache der Dinge dem heiligen Franz von Sales nicht erschlossen, wenn nicht zuvor der Arme von Assisi in die Mitte der Welt, zum Herrn, gelangt wäre und aus dieser Mitte das Geschaffene in verzehrendem Sonnenlichte erblickt hätte.

Die Träger der Gnade stehen tief im geschichtlichen Leben; gerade in ihrem Dasein enthüllt sich die Geschichte als das, was sie ihrem tiefsten Wesen nach ist: als die Geschichte des Heils und die Heimkehr der Menschen zu Gott. So wurde auch Franz von Sales vor eine genau bestimmte geschichtliche Aufgabe geführt, und er ergriff sie an Ort und Stelle, in der Stunde, die ihn angerufen hatte. Im Jahre 1594 wandte sich Karl Emanuel, der Herzog von Savoyen, an den Bischof von Genf mit der Bitte, das Chablais und die Länder Gex, Terny und Gaillard durch geeignete Missionare dem katholischen Glauben zurückzugewinnen. Diese Landschaften waren vor etwa sechzig Jahren in dem großen Aufstand gegen die Kirche und die alten Herren, als die Stadt Genf ihren Bischof vertrieb, von den Bernern den Herzögen entrissen worden und nun nach verschiedenen Wechselfällen unter die alte Herrschaft zurückgelangt. Als Claude de Granier den versammelten Geistlichen den Wunsch des Herzogs bekannt gab, erbot sich Franz von Sales, zunächst als einziger, die Mission zu übernehmen, sofern man ihn einer solchen Aufgabe für würdig erachte. Nur sein Vetter, Ludwig von Sales, ein Geistlicher der Kathedrale von Genf, der Franz schon in den schweren Stunden auf dem Schloß de la Thuile beigestanden hatte, war bereit, dem jungen Missionar zu folgen. Vergebens stellten diesem seine Freunde und schließlich sein Vater die Gefahren vor, die ihm

drohten: die zu missionierenden Länder waren dem alten Glauben völlig entfremdet; der Jüngling mußte allenthalben auf erbitterte Feindschaft stoßen. Hätte er, erwiderte Franz von Sales, das Waffenhandwerk ergriffen, wie es sein Stand und seine Geburt als Ältester unter seinen Geschwistern erforderten, so hätte es niemand gebilligt, wenn Gefahren ihn gehindert hätten, seine Pflicht zu tun; nun streite er für Gottes Sache, zwar mit andern Waffen, aber im Vertrauen auf Gottes Macht.

Als die beiden Missionare die Grenze des Chablais erreichten, sprangen sie von den Pferden und schickten diese zurück; wie die Apostel wollten sie das Land betreten. Sie mußten zunächst in einer Burg in der Nähe von Thonon wohnen; in der Stadt hätten sie keine sichere Herberge gefunden. Von dem Turm des Schlosses sahen sie die verwüsteten Klöster, Kirchen und Herrensitze. Täglich wanderten sie nach Thonon hinein, begleitet von einem einzigen Diener; sie trugen die Bibel und das Brevier und einen Stab in den Händen. Abends mußten sie in die Burg zurück. Einmal verirrten sie sich in der Winternacht; sie gerieten in ein Dorf und klopften vergebens an den Läden und Türen; keine wollte sich ihnen öffnen. Endlich fanden sie den Backofen des Dorfes, der noch warm war; hier verbrachten sie die Nacht – so wie es die ersten Boten des Armen von Assisi in Florenz getan. Franz von Sales hatte nichts einzusetzen als sein Leben in der Wahrheit, sein Beispiel und sein Gebet. Sachte breitete sich die Wirkung aus, die in seiner nächsten Umgebung begann. Die rauhen Kriegsleute auf der Burg änderten ihr Betragen; sie suchten sich der Flüche, des Streites, der Gewaltsamkeit zu enthalten. Auch im Land stellte sich ein Vertrauen zu dem Missionar her; er konnte es wagen, die Menschen in ihren Häusern zu besuchen. Er sprach von gleichgültigen Gegenständen, wie sie der Augenblick und die Umgebung bot, nicht von seinem großen Anliegen. Die Menschen fanden Gefallen an seiner stillen Art, seinen freundlichen Worten und seinem Lächeln, seiner tiefen Vertrautheit mit der nächsten Wirklichkeit, mit der Mühsal des Tages, an der Anmut seines Gesprächs. Ihm war es nur darum zu tun, ihnen das Licht in seinem Dasein für ein Weilchen zu zeigen; er wußte schon, dieses Licht würde nicht vergessen werden. Einmal warf er sich im letzten Augenblick zwischen Edelleute, die sich vor der Stadt schlugen; er stellte ihnen mit

solcher Glut das Unrecht vor, in dem sie begriffen waren, daß die Feinde sich umarmten, ihm ihre Sünden bekannten und ihr Leben änderten.

Nach einiger Zeit lud er zu Versammlungen ein; er sprach vom Unheil der Spaltung. Sein Einfluß wuchs; seine ersten Zuhörer brachten ihre Anverwandten und Freunde mit. Zugleich wuchs auch die Gefahr. Um ihn zu schützen, begleiteten ihn seine Freunde auf seinem nächtlichen Heimweg. Im Walde überraschten ihn Gewaffnete; Franz von Sales bat seine Begleiter, zurückzubleiben; ruhig ging er auf die Überfallenden zu: »Ihr irrt euch, meine Freunde«, sagte er, »es ist ja nicht möglich, daß ihr einem Menschen zürnt, der euch nicht beleidigt hat, vielmehr von ganzem Herzen sein Leben für Euch geben würde.« Diese Worte entwaffneten die Unglücklichen; sie stürzten vor ihm nieder und versprachen, künftig seine treuesten Gefolgsleute zu sein. Aber es bedurfte später der ganzen Festigkeit seines Willens, um sie vor Strafe zu bewahren. So konnte er seinen Widersachern in einem jeden Augenblick mit der starken, einfachen Wahrheit seines Daseins begegnen, die endlich doch mächtiger war, als der Haß und der Widerstand vererbter, mit Leidenschaft festgehaltener Vorurteile; seine große Forderung, daß Liebe und Wahrheit eins werden müßten, weil es keine Liebe ohne Wahrheit, keine Wahrheit ohne Liebe gebe, hatte er in seinem Tun und Sein erfüllt; diese Wahrheit seiner Liebe, seiner Opferbereitschaft, die sich täglich wieder erneuerte, gewann ihm die Herzen der Menschen. Er lehrte des Tages und eilte abends an die Betten der Kranken; in einem jeden Armen und Elenden liebte er einen Bruder des Herrn. Seine festeste Hoffnung ruhte auf dem Gebet: »Man täuscht sie«, sagte er zu seinen Freunden, »wenn man die Völker auf eine andere Weise bekehren will, als sie Jesus Christus und die Apostel angewendet haben; der Wandel der Herzen kann nur durch Gott geschehen, und wir können ihn nicht genug darum bitten.« In Sachen seiner Mission reiste er im Winter über den Großen Sankt Bernhard zu einer Besprechung mit dem Nuntius nach Turin; gegen seinen Willen verriet der Diener den erstaunten Mönchen seinen Namen, als die von Frost erstarrten, von Mühen fast erschöpften Reisenden Herberge gefunden hatten. Der Gast, dessen Ruf sich schon über das Land verbreitet hatte, blieb heiter und anspruchslos; nichts war ihm, nach dem

Zeugnis der Frau von Chantal, mehr entgegen als die »airs de mystère«, als die geringste Geste, die Bewunderung erregen sollte. Sein innerer und äußerer Rang wurde von den Menschen empfunden, gerade weil er mit Sorgfalt alles Ungewöhnliche der Erscheinung vermied; in Demut entsprach er der Gnade, die auf ihm ruhte und seine Natur erhob. Dieses ihm eigene Licht konnte nicht verborgen bleiben; dasselbe Licht wohnt auch in seinen Schriften und Briefen, die leuchten ohne zu glänzen. Am Weihnachtstag hatte er die unsägliche Freude, daß er in Thonon in der dichtgefüllten Kirche des heiligen Hippolyt die Messe feiern und vielen Hunderten das Allerheiligste reichen durfte. Vor noch nicht einem Dutzend Menschen hatte er in einer kleinen Kapelle das erste Opfer im Chablais dargebracht.

Aber der Heilige Vater hatte ihm einen noch schwereren Auftrag zugedacht, als es die Mission im Chablais war: er sollte versuchen, Theodore de Bèze, das greise Haupt der Kalvinisten, selbst zu gewinnen. Wir wagen von dem schweren Ringen, das nun begann, nur in Andeutungen zu sprechen; wir können nicht ermessen, welchen Einsatz der Heilige geleistet hat. Er selbst fühlte von Anfang an die ganze Wucht der Aufgabe; er schrieb an den Bischof Claude de Granier, an das Kapitel und an Menschen, die ihm besonders verehrungswürdig waren, und bat um ihr mithelfendes Gebet; er selbst bereitete sich in Gebet und Fasten vor. Mit der einen Seele hätten ungezählte Seelen gewonnen werden können; der Versuch, von der Mitte her die Abgefallenen zu überzeugen, mußte ohne Zweifel gemacht werden; er konnte aber nur von einem Mann gewagt werden, der in ganz reiner Absicht handelte, in der Sorge um das Seelenheil dessen, zu dem er ging: um zu helfen, nicht um zu siegen. Schon der Gang in die abtrünnige Stadt und gar in das Haus des Gegners war ein Wagnis. Franz von Sales hatte das Glück, Theodore de Bèze allein anzutreffen; die beiden Männer standen sich gegenüber, die in ihrem ganzen Wirken und Streben einander auf das entschiedenste entgegen waren; mußte doch ein jeder trachten, das Werk des andern aufzuheben. Auch jetzt hatte Franz von Sales nur die Wahrhaftigkeit seines Wesens zum Schutz und Zeugnis. Das Gespräch führte sofort vor die entscheidende Frage: ob das Heil in der katholischen Kirche gewonnen werden könne; Bèze soll sie, nachdem er sich eine Bedenkzeit ausgebeten und sich in sein Arbeits-

zimmer zurückgezogen hatte, erregt bejaht haben. Aber eine Wende geschah nicht, weder jetzt noch in den folgenden Gesprächen. Noch dreimal betrat Franz von Sales die Stadt und das Haus des Gegners; angesichts des Todes soll Bèze die letzte Unterredung gewünscht haben; sie war nicht mehr möglich; das große Ringen entschwindet uns im Geheimnis, und wir haben kein Recht, es zu durchforschen. Denn vieles beginnt sichtbar vor unseren Augen, was eine Lösung nur finden kann in weit entrückten Bezirken des Gnadenreiches; im Gebet, müssen wir glauben, und in stellvertretender Sühne, wird der Heilige weiter gerungen haben um die Seele seines Widersachers; Franz von Sales war berufen, Theodore de Bèze für die Ewigkeit, nicht allein für die Zeit, ein Wort zu sagen, und er hat dieses Wort gesprochen durch das Ganze seiner Erscheinung und seines Lebens, weit über die Aussprachen, über Gründe und Gegengründe hinaus. Es ist nicht an uns, die Wirkung zu ergründen. Die Tat der Liebe, das Gebot des Gewissens sind alles.

Aber wir würden das Bild jener Zeit verfälschen, wenn wir ihre Härte verschweigen würden. Als der Kardinal von Medici, der Legat des Papstes, auf der Rückreise aus Frankreich durch Thonon kam, wurde er dort vom Herzog von Savoyen empfangen; Karl Emmanuel benutzte seine Anwesenheit im Chablais, um die Rückkehr seiner Untertanen zur Kirche zu befestigen und jede Verbreitung der kalvinistischen Lehre mit strengen Maßnahmen zu unterdrücken. Inmitten seiner Wachen ging der Herzog zum Stadthaus, wohin er die Vertreter der Bürgerschaft befohlen hatte; er ließ die Ausgänge besetzen und forderte die Katholiken auf, zu seiner Rechten zu treten, die Kalvinisten zu seiner Linken. Zornig entsetzte er diese ihrer Ämter und Würden und verwies sie aus seinen Staaten. Die Wachen trieben augenblicklich die Verbannten hinaus; Franz von Sales bat, ihm noch einen Tag zu gewähren, damit er die Unglücklichen zur Umkehr bewege. Viele schlossen sich seinen Vorstellungen an; andere schrieben nach einigen Tagen aus der Fremde und baten ihn, die Heimkehr zu vermitteln.

Bald sollte der Wunsch Claude de Graniers, in Franz von Sales seinen Nachfolger zu sehen, dem Heiligen schwere Kämpfe bereiten. Die Eltern unterstützten das Verlangen des Bischofs auf dessen Bitte, aber mit großer Entschiedenheit berief sich Franz von Sales auf seine Unfähigkeit und Unwürdigkeit. Im Gebet vor dem Sakrament errang er sich

Ruhe; sobald er sich aber dem Drängen seines Vorgesetzten gebeugt hatte, meinte er auf ein stürmisches Meer geworfen zu sein: »Mein Gott«, rief er aus, »es wäre gerade genug, daß ich mich für meine eigene Seele verantworten müßte, ohne mich mit der Verantwortung für so viele andere zu belasten, über die Gott auf eine schreckliche Weise Rechenschaft von mir fordern wird.« Ein heftiges Fieber überkam ihn; er wurde ruhiger, je gefährlicher die Krankheit wurde. Doch er genas und erkannte nun Gottes Willen im Willen seines Vorgesetzten. Nachdem ihn in Rom der Heilige Vater selbst einem Examen unterworfen hatte, das er unter der Bewunderung der Zuhörer bestand, wurde er zum Koadjutor und Nachfolger des Bischofs von Genf erhoben.

Die Nachricht vom Tode seines Bischofs erreichte ihn, als er vom Hofe Heinrichs IV. zurückkehrte. Aber er wollte Annecy nicht betreten, um die Trauer um seinen Vorgänger durch die Freude über seine Ankunft nicht zu stören. Im Schlosse Sales bereitete er sich in ernster Zurückgezogenheit unter der Leitung des Jesuiten Fourrier auf die Weihe vor. Er empfing sie nach dem Wunsch seiner Mutter in der Kirche seines Geburtsortes Thorens. Von dieser Stunde an lebte er nur noch seinem Amt. Es ist die große Lehre seines Lebens, daß wir die Stelle heiligen sollen, an die Gottes Wille, nicht der eigene Wille uns geführt hat; daß wir die Entscheidungen lieben sollen, die wir selbst nicht gewollt haben; daß das Opfer das gültige ist, das wir nicht selber gesucht, nicht selber erstrebt haben, sondern das uns abgefordert wird von dem uns auferlegten Stand; nicht das Schwerste ist wichtig, sondern der Gehorsam. Heiligung: das bedeutet die Annahme des Willens Gottes und unser Ja an diesen Willen durch unser ganzes Dasein und all unser Tun. Franz von Sales wollte nicht Bischof werden; da er es aber werden mußte, so willigte er mit ganzem Herzen in die ungezählten, unübersehbaren geistlichen und weltlichen Verpflichtungen seines Amtes ein. Er hatte wohl bemerkt, daß die Menschen eine jede Arbeit lieber tun als die ihnen aufgegebene; »statt auf dem Felde zu arbeiten, wo wir sind, schicken wir unsere Ochsen und unsern Wagen auf das Feld des Nachbarn, wo wir doch nicht werden ernten können in diesem Jahre.« Die aus Jerusalem Vertriebenen konnten nicht singen in Babylon, weil sie an ihre Heimat dachten. »Ich aber wünschte, daß wir überall sän-

gen.« Und ebenso bewertete er auch die Werke der Buße. Eine Nonne würde einer jeden andern Person lieber gehorchen als ihrer Vorgesetzten, eine verheiratete Frau sich lieber jede andere Selbstverleugnung auferlegen, als die von der Ehe verlangte.
Gott kann uns wohl aus einem Stand in einen andern versetzen, und zwar ohne Beteiligung unseres Willens; solange aber dies nicht geschieht, ist es unsere Bestimmung, unserem Stande zu genügen vor Gott; gerade hier liegt das Verdienst. Einer von sehr vielen Geschäften in Anspruch genommenen Dame schrieb der Heilige: »Dies ist eine gute Gelegenheit, wahre und festgegründete Tugenden zu erwerben. Diese Vielfalt der Geschäfte ist ein immerwährendes Martyrium. Denn wie die Fliegen im Sommer den Reisenden mehr Mühe und Plage machen als die Reise selbst, ebenso macht die Verschiedenheit und Menge der Geschäfte mehr Beschwerde als deren Gewicht.« Und einer andern Dame gab er den Rat, nicht zu denken, daß Gott ihr ferner sei inmitten der Verdrießlichkeiten ihres Standes und ihrer Stellung als er ihr wäre in der erbaulichen Stille eines zurückgezogenen Lebens. Nur eines sei notwendig, schrieb er an Frau von Chantal: nahe beim Herrn zu sein. Und eben dieses eine mußte immer möglich sein, an jeder Stelle, zu jeder Zeit, sofern die Menschen gehorsam waren. Franz von Sales fand das Martyrium im Leben, den Wert des Willens erst im gehorsamen Einsatz; er mißtraute tief dem selbstgewollten Martyrium. Von Kranken verlangte er die sorgfältige Befolgung der ärztlichen Vorschriften: auf den Gehorsam kam es an, nicht auf das Leiden. Die Mutter von Bréchard, die frühe Gefährtin der Frau von Chantal, ermahnte er, sich Ruhe zu gönnen, »und zwar ausreichende Ruhe, in Liebe andern auch Mühsal zu lassen und nicht alle Kronen für sich haben zu wollen: der liebe Nächste wird froh sein, auch einige zu haben«. War aber das Leiden verhängt, so sollte es auch ertragen werden: es galt dann wenigstens so viel wie die Meditation. »Denn es ist besser, mit unserm Herrn am Kreuze zu sein als das Kreuz allein zu betrachten.«
Der Heilige hatte erfahren, daß Gott das Leben lenkt, nicht der Wille der Menschen; er hatte gelernt, »zufrieden zu sein mit allem, was Gott aus unserm Herzen macht«. In der freudigen Annahme des nicht Gewollten ging er in eherner Folgerichtigkeit bis zur äußersten Grenze, bis zur Einwilligung in den eigenen Tod und den Tod geliebter Ange-

höriger; so forderte er das Ja an den Tod der Gatten, der Kinder. Er wußte, wir sehen das Ziel des Geschehenden, die Absicht in den Ereignissen nicht: darum nehmen wir die Vorgänge niemals auf wie sie sind, sondern nur wie wir sie empfinden. Aber »das kürzeste Leben ist das beste, sofern es uns zum ewigen Leben führt«. Und selbst in den Verlust des ewigen Lebens hätte er sich gefügt, wenn Gott ihn gewollt hätte. Deutlich erkennbar blieb jedoch die Stelle, an die ein Mensch gerufen wurde und mit ihr die Forderung seines Amtes: so sah sich der Heilige zum Bischof berufen: »Ich bin Bischof«, sagte er noch am Ende seines Lebens, als seine Freunde ihn baten, seine Kräfte zu schonen, »mein Leben gehört mir nicht.« Da er Hirte seiner Herde sein sollte, so war es ihm nicht erlaubt, sich in asketischen Übungen zu verzehren: »Wenn ich die ganze Woche im Gebet hinbringe, wenn ich mein Leben lang faste, ... so werde ich dem Verderben verfallen.« Als Bischof würde er gerichtet werden; in der Erfüllung seines Amtes sah er sein Heil.

In dem Haus, das sein Freund Antoine Faure ihm geschenkt hatte, bewohnte er das bescheidenste Zimmer; die Wände waren kahl, kein Teppich schützte vor Kälte; das Kreuz auf dem Tisch war der einzige Schmuck des Raumes. In Wahrheit war der Bischof Reichsfürst; als der Kaiser im Jahre 1615 den Reichstag nach Regensburg berief, um der Türkengefahr zu begegnen, erschien der kaiserliche Reiter vor dem alten verwaisten Bischofspalast zu Genf; er sprang vom Pferde und verlangte den Bischof zu sprechen; der Bischof sei nicht hier, wurde ihm erwidert. So fand man sich am Kaiserhof noch immer nicht mit dem Umsturz der alten Ordnung ab. Aber Franz von Sales wollte selbst auf Wagen und Pferde verzichten; einen jeden Morgen kam er auf dem Wege zur Kirche durch einen Gewölbebogen, in den die Pforte des Gefängnisses mündete; die Gefangenen kannten die Stunde, erwarteten ihn und baten ihn um Verzeihung und Mitleid. Dann ließ er sich gerne das Gefängnis aufschließen, um die Unglücklichen zu trösten. Sein Bruder, der ihm als Coadjutor beistand, wagte es, seine Milde zu tadeln; der Heilige entschuldigte sich, aber er ließ es sich nicht verwehren, allen Verzeihung zu gewähren, die ihn darum baten. Soll er doch einmal gesagt haben: »Diese Wölfe werden sich in Lämmer verwandeln. Ein Tag wird kommen, da sie heiliger sein werden als wir alle. Wäre Saulus

abgewiesen worden, so hätten wir den heiligen Paulus nicht.« So mochten ihn wenige Erfahrungen so schwer bedrücken, wie das Schicksal eines Advokaten, der einen unerklärlichen Haß gegen ihn empfand und eines Tages auf der Straße seine Pistole auf den Bischof abfeuerte. Der Verbrecher wurde trotz der Einsprache des Heiligen zum Tode verurteilt. Aber Franz von Sales wandte sich an den Herzog von Savoyen und erwirkte Gnade. Er brachte dem Gefangenen selbst die gute Botschaft ins Gefängnis; doch dieser dankte mit neuen Beleidigungen: »Ich habe dich«, sagte der Bischof in tiefem Schmerz, »der Gerichtsbarkeit der Menschen entzogen; nun wirst du Gottes Gerichtsbarkeit verfallen, und ich habe vor ihr nicht dieselbe Macht.« – Furchtlos betrat er ein anderes Mal die Zelle eines Tobsüchtigen. Er ließ die Schranke beseitigen und ergriff die Hand des Kranken: »Habe Vertrauen auf Gott, mein Bruder.«

Um vier begann sein Tag mit Betrachtung und Gebet; er betete darauf mit seinen Dienern, liebte er in ihnen doch den Nächsten im wörtlichen Sinne, für dessen zeitliches und ewiges Heil er sich verantwortlich fühlte. Unter allen Geschäften fand er Zeit, einen Taubstummen zu unterrichten, den er aus Gefallen an seiner Unschuld in seinen Dienst genommen: der Bischof lehrte den Armen, die Beichte durch Zeichen abzulegen und erlebte die Freude, daß das Licht aufstrahlte in einer Seele, deren sich niemand angenommen hatte. Der Oberhirte ließ es sich auch nicht nehmen, selber die Kinder zu unterrichten; bald kamen mit den Kindern die Eltern, um ihm zuzuhören. Im Widerspruch zur Meinung vieler seiner Freunde fühlte er sich verantwortlich auch für diejenigen, die der Kirche nicht angehören wollten; er sorgte für sie so gut er es vermochte, denn er sah sich als den Hirten aller an, dem die Kranken in seiner Herde zur besonderen Fürsorge anvertraut waren: »Wer das Herz gewinnt«, sagte er, »gewinnt alles«. Die Sache derer, die Unrecht erlitten, wahrte er als sein eigenstes Recht: gegen den Rat seiner Freunde setzte er sich in Turin vor dem Herzog von Savoyen für einen Verleumdeten ein, den auch die angesehensten Männer nicht zu verteidigen wagten: »Mein Leben ist in Gottes Hand; ich habe nur meine Pflicht getan. Denn wer wird schließlich für die Unschuldigen und Unterdrückten sprechen, wenn es die Bischöfe nicht tun?« Aber am liebsten half er im verborgenen; er mißbilligte die Wohltaten vor Zeu-

gen; seine Achtung vor dem Nächsten war, wie Frau von Chantal sagte, »ohnegleichen«; er wußte, in welchem Maße Almosen verletzen, Fragen beschämen und erniedrigen können. Da er »Gott in den Nächsten sah und sie in Gott«, so begegnete er auch den Bedürftigen in Demut. »Wozu dieser Lärm?« fragte er einmal auf seine stille lächelnde Weise, »wozu all diese Zeugen? Wozu dienen sie, als den eitlen Ruf der Wohltätigkeit herbeizuziehen, als dem Stolz und Dünkel zu schmeicheln, während die beschämten Armen sterben vor Verwirrung und Schmerz? Nein, nein, es genügt nicht, Almosen zu geben, man muß sie auf die richtige Art geben. Wenn es allein um Gottes Willen geschieht, so wünscht man auch nur ihn zum Zeugen.« Er gestand es lächelnd ein, daß Ringe, die ihm geschenkt wurden, nicht lange an seiner Hand blieben; wie Franz von Assisi zu einem Bruder gesagt: »Beraube den Altar der Jungfrau«, so schenkte Franz von Sales einem Fremden ein Silberkännchen vom Altar seiner Kapelle: »Nehmen Sie, was könnte ich Besseres damit tun?«

Er war der Vater aller; und er war es in Gottes Gegenwart. Alle, die in seiner großen Diözese lebten, sollten ihren Bischof kennen. So besuchte er die entlegensten, ärmsten Pfarreien; auf den schlechten Gebirgspfaden mußte er zuweilen auf Knien und Händen sich fortbewegen, so wie er schon zur Zeit der Mission im Chablais die notdürftige und vereiste Brücke über einen Gebirgsbach nur auf Händen und Knien bewältigen konnte. Zur höchsten Betroffenheit der Bewohner erschien er in einem engen, fast unwegsamen Gebirgstal, dessen Hütten von einem Bergrutsch waren verschüttet worden; die Armut der Unglücklichen war so groß, daß sie kaum noch Menschen glichen: »Ich bin Euer Vater«, sagte der Bischof, während ihm die Tränen in die Augen traten. »Ich bin da, um euch zu trösten und zu helfen.« Wo er hinkam, zelebrierte, predigte und lehrte er; damit hoffte er, den Geistlichen ein Beispiel heiligen Ernstes zu geben. Streng prüfte er die Sitten. Das schlechte Beispiel eines Priesters, meinte er, zerstöre viel mehr, als dessen gute Lehren aufbauen könnten. Obwohl die Diözese sehr am Mangel an Priestern litt, nahm der Bischof nur wenige Ordinationen vor. Denn die Kirche brauche nicht Priester, sondern gute Priester; das Gebet allein und das ihm antwortende Wirken der Gnade konnte Hilfe bringen: »Wir müssen den Hausherrn bitten, daß er Werkleute sende.«

Gerne hätte er im Sinne der alten Ordnung der Kirche den Geistlichen ein ehrenhaftes Handwerk geboten: sie sollten leben und sich kleiden von ihrer Hände Arbeit. Rastlose Arbeit erschien ihm unentbehrlich als Schutz gegen Versuchungen.

Seine Lehre, seine Predigt war in allem sein Leben, und sein Leben, in dem die Herrlichkeit eines Andern aufstrahlt, ist sein großes Vermächtnis, wie das Leben in diesem Sinne das Vermächtnis aller Heiligen ist. Nichts wäre dem Bischof von Genf ferner gewesen als den Wert seines Daseins etwa in seinen Schriften zu suchen, wie es der Neigung der Nachwelt entspricht. Und doch, indem wir sein Leben und Wirken betrachten, ahnen wir, daß wir nur einen geringen Teil zu erkennen vermögen. Die Tiefe und Stille seines Gebets, die Erfahrungen der Gottesnähe liegen in einem heiligen Dunkel. In Wahrheit war Franz von Sales ein Mystiker, der durch die Kreise des Lichts in das Unaussprechliche drang. Aber die Mystik ist dem Wirken auf Erden nicht entgegen; sie fordert es vielmehr. Die das höchste Licht schauen durften, entbrennen in heiligem Verlangen, es auf Erden zu bezeugen; die die Liebe erfahren, müssen in Liebe handeln oder vielmehr die Liebe handeln lassen in ihrem Sein und Leben: »Es ist wahr«, schrieb der Heilige einmal, »für den Menschen ist es schwer, aber nicht für den Sohn Gottes; er wird es in Ihnen tun, wenn Sie ihn darum bitten.« So, aus den Kräften der Hingabe und des Gebets, war Franz von Sales, nach dem Zeugnis der Frau von Chantal, »zu einem lebenden Bilde geworden, auf das unser Herr gemalt war«, so daß viele Menschen, die den Heiligen sahen, meinten, sie hätten unsern Herrn auf Erden gesehen.

Der geheime Glanz dieser Ähnlichkeit, die doch allein das Zeichen einer wunderbaren, gnadenhaften Nähe war, verlieh dem Heiligen etwas Unberührbares; er war streng in der Milde, von Glut erfüllt in der Sanftmut; die Anmut seines Geistes, die vollkommene Freiheit allen Menschen, Dingen und Verhältnissen gegenüber, beschenkten ihn mit einer Art gelassener Heiterkeit, die die Zeitgenossen bezauberte. In Wahrheit litt er tief an dem stumpfen Widerstand, den die Menschen der herabflutenden Liebe entgegensetzten; sein freundlicher Gleichmut war mit Überwindungen von unerhörter Härte erkauft, die seine Gesundheit erschütterten, sein Leben vielleicht verkürzten. Nie verwand er den Schmerz um seine Stadt Genf, die seinem Wirken ent-

zogen war. »Erinnern Sie sich meiner Stadt Genf«, schrieb er an Frau von Chantal, »damit Gott sie bekehre.« Oft beschwerten ihn Zweifel, ob er recht getan habe, das Bischofsamt anzunehmen; ob er dieser Bürde entsprechen könne. Als er auf einer Reise in der großen Karthause weilte, hätte er die Klosterstille am liebsten nicht mehr verlassen und allein für das Heil seiner Seele gesorgt. Unter seinem Lächeln verbarg sich sein Martyrium auf vollkommene Weise; er duldete keinen Schatten der Schmerzen auf seinem Gesicht. Doch als ein Sünder ihm ein Bekenntnis ablegte, ohne Reue zu zeigen, brach der Bischof in Tränen aus: »Ich weine darüber, daß Sie nicht weinen.«

Aber er stand in der Welt und in der Zeit, an einem ihm von der Geschichte gewiesenen Ort, und er wußte, daß er nur hier sein Heil erringen konnte. Die Ewigkeit öffnet sich auch den Heiligen allein im Zusammenwirken mit dem geschichtlichen Leben oder im Widerspiel dazu; die Kirche hat ihren Auftrag vom Herrn empfangen, als er sie gründete auf den Felsenmann; die Geschichte aber stellt der Kirche von Stunde zu Stunde die Aufgabe, diesen Auftrag in einem neuen, einmaligen Sinne zu erfüllen. Unablässig gelangt die Kirche vor ein Jetzt, vor eine neue Möglichkeit der Verwirklichung ihres Auftrags; immer wieder ist die ganze Not der Welt auf sie angewiesen, auf ihren Einsatz, auf das Wissen der im Reich der Gnade, in der Gegenwart des Herrn lebenden Priester von der Geschichte, vom Kommen des Herrn und Richters in eine jede Zeit. Unter der geschichtlichen Wirklichkeit, der besonderen Not, der besonderen Verheißung einer geschichtlichen Konstellation muß sich die Gestalt des Priesters verwandeln, dessen eigentliches Wesen und dessen Auftrag sich nicht verwandeln können. Die Heiligung im geistlichen Amt ist ja nur möglich als die bedingungslose Hingabe an den Stifter des Amtes im Sinne einer Antwort an die Zeit.

Unter dem Zeichen des Tridentinums, ausgetrieben aus der Stadt, deren Bischofstitel er trug, zwischen dem Herzog von Savoyen, dem König von Frankreich und dem Reich, unter der mächtigen Wirkung der religiösen Geister und der Beter seines Jahrhunderts stand Franz von Sales in der Geschichte. Wir erkühnen uns nicht, die Gestalt zu umreißen; müßten wir doch die ganze Zeit in ihren gewaltigen Gegensätzen zu erfassen suchen, wenn wir dem Heiligen gerecht werden woll-

ten. Wir müßten ihn einmal im Spiegel seines Lebens, dann als Mystiker, dann als Seelenführer betrachten; aber nur auf das Ethos seines Lebens in seiner Epoche wagen wir hinzuweisen, und wir glauben in der Tat alles zu verfehlen, wenn wir das Ethos des Heiligen, die Kraft seines Beispiels vernachlässigen wollten unter dem unwiderstehlichen Eindrucke seiner Schriften und Briefe; weisen diese doch auf ein Sein zurück, das noch weit reicher war als sie, und in dem ihre Wahrheit gründet. Seine Zeit beengte ihn nicht: er war frei, indem er ihre Form erfüllte. Einem Weltmann, der an den Hof ging, konnte er das vollkommene Muster eines tugendhaften und klugen, beständigen und christlichen Edelmanns vor Augen halten; eines Edelmannes, der sich des Spottes enthielt und nicht danach strebte, auf die Manier des Philosophen tugendhaft zu sein [de vouloir être vertueux à la philosophique] – da dies doch nur Trugbilder der Tugend, fantômes de vertu, erzeuge –; sondern der wußte, daß wir Tugend allein erlangen von der Gnade unseres Erlösers; eines wahrhaftigen Edelmannes, der sich zur guten Stunde den Menschen so darstellte, wie er immer zu sein wünschte, eines Mannes nach dem Bilde des heiligen Ludwig von Frankreich, der tapfer und frohen Mutes, frei und gesittet war und zugleich ein guter Christ. Aber die Welt, deren Formen Franz von Sales meisterte und achtete, hatte keine Gewalt über ihn. Als ihm in Paris die Herzogin von Longueville und Mercœur, die von der Eingeengtheit seiner Lebenshaltung und seinen überfordernden Ausgaben erfahren hatte, eine schwere Börse von besonders kostbarer Arbeit senden ließ, bewunderte er die Arbeit; die Börse gab er zurück, ohne sie zu öffnen. Auf seiner letzten Reise [1622], die er mit schon erschöpften Kräften auf den Wunsch des Herzogs von Savoyen nach Avignon unternahm, versagte er es sich, den prunkvollen Einzug Ludwigs XIII. zu betrachten. Während der Zug sich durch die Straße bewegte, verharrte der Bischof im Gebet. Dieses Bild – eines der letzten seines Lebens – ist wie ein Symbol seines ganzen Daseins. Er hatte tief in der Geschichte gelebt, aber als Beter; nicht im sichtbaren Gepränge, sondern als Streiter im Gnadenreich. Zum Gebete rechnete er alles Tun vor Gott. Ob er noch Zeit zum Beten habe, fragte ihn Frau von Chantal in seinen letzten Jahren. »Nein«, erwiderte er, »aber ich tue, was ebensoviel gilt.« »Das heißt«, fährt Frau von Chantal fort, »er hielt sich immer in der Vereinigung mit Gott

und sagte, daß wir in diesem Leben das Gebet des Wirkens und Handelns verrichten müssen; in Wahrheit war sein Leben ein immerwährendes Gebet.«

Er hatte gelehrt, daß die Menschen den eigenen Tod lieben sollen, und fühlte ihn nun ergebenen Sinnes voraus. Gerne wiederholte er in Lyon, wohin er dem Hofe von Avignon gefolgt war, die Worte: Daß wir nichts verlangen, nichts abweisen sollen. [Qu'il ne fallait rien demander, rien refuser.] Er predigte noch am Weihnachtstag und unterzog sich der Mühe der von ihm geforderten Besuche. Auch mit erlöschender Kraft segnete und betete er noch. Wie der Arme von Assisi mußte er an Haupt und Nacken zweimal die Gewalt des »Bruders Feuer« erdulden. So wurde das Martyrium gewissermaßen sichtbar, das er im verborgenen bestanden hatte. Aber wir würden sein wunderbares Vermögen, dem Ganzen der Welt und allen Ordnungen des menschlichen Lebens in der Geschichte gerecht zu werden, wohl nicht begreifen, wenn wir die Unbedingtheit der Nachfolge uns verbergen würden, die er vollzogen hat. Das Licht, das ihn umgab, war das Zeichen dafür, daß der Herr in ihm lebte und daß des Herrn verzehrender Eifer für das Haus des Vaters in ihm glühte. Diesen Eifer trug er in seine Zeit, auf die Macht der Beständigkeit, auf die stille Kraft des Gehorsams, die Gewalt der Liebe vertrauend, die Wirklichkeit im Lichte des Glaubens erkennend und anerkennend, eben weil er sie durchdringen wollte. Er verbarg sich die Fremdheit auf Erden nicht, wenn er aus den höchsten Bereichen zurückkehrte, in die sein Geist von der Liebe erhoben ward; aber hier in dieser Fremdheit wurde das Band der Vollkommenheit geknüpft: jener auf die Vollendung der Seelen gerichteten, mit heiliger Glut in die Ewigkeit strebenden Liebe, die ihn mit Frau von Chantal verband. Auch diese Liebe war Beispiel, aber ein Beispiel unter der Gnade, die Sichtbarwerdung einer einzigartigen Möglichkeit im Gnadenreich. Doch wagen wir kaum, an dieses äußerste Gespräch der Seelen vor den Toren der Ewigkeit zu rühren; wir wenden uns zurück und erblicken den Heiligen noch einmal im furchtbaren und doch lächelnd gemeisterten Ernste der Welt, inmitten der Bedürftigen und Suchenden, die er tröstete, belehrte und leitete. Er möge, schrieb er jenem jungen Edelmann, daran denken, daß wir in dieser Welt zwischen Himmel und Hölle schreiten und daß unser letzter Schritt über unsere

ewige Wohnung entscheide. »Und da wir nicht wissen, welcher Schritt unser letzter sein wird, so müssen wir, um zuletzt einen guten Schritt zu tun, versuchen, alle andern gut zu machen.« So ging der Heilige durch seine Zeit in immerwährender Gegenwart des Herrn und wirkend aus dieser Gegenwart; seine Stunde ergreifend und erfüllend, ihrem Gebote gerecht werdend aus dem Wissen von der Ewigkeit. Sein Wandel stand, wie der Wandel aller Heiligen, im Verhältnis einer Antwort zum tiefsten Bedürfnis seiner Zeit. Die Not aller, der Könige und der Fürsten, der Gefangenen und Unterdrückten, derer, die nach einem neuen Einsatz dürsteten im Streit für das Gottesreich und derer, die vielleicht unter der Gewalt des Widersachers standen, diese Not aller verlangte den heiligen Priester, sein Opfer, seinen Zuspruch, seinen Segen und sein Gebet, vor allem aber den Anblick eines priesterlichen, für Christus zeugenden Lebens. So hat Bischof von Genf allen Zeiten das Vorbild des zu leistenden Dienstes gegeben, indem er nach Heiligung trachtete in seinem Amt, und in der Hingabe an die Not seiner Gegenwart und in dem Bestreben sie zu heilen den Grund der Heiligung sah.

FRANZISKUS

JE BREITEREN Boden die Stiftung des Heiligen von Assisi beanspruchte, um so mehr geriet sie auch unter die Gewalt der Zeitlichkeit. Innozenz III. hatte recht: einige wenige konnten leben wie Franziskus und seine elf Gefährten; tausende konnten es nicht. Für sie reichte das »Mark des Evangeliums« nicht allein; aus den Hütten, die ein Zaun umschloß, den Felsenhöhlen der Einsiedler wurden Klöster. Mauern strebten empor zwischen der Frau Armut und ihren Söhnen. Aber Franziskus wollte es nicht einmal, daß die Brüder einen Psalter besäßen; einem Novizen, der ihn darum bat, sagte er, wenn der Novize erst einen Psalter habe, so werde er bald ein Brevier verlangen, und habe er ein Brevier, so werde er sich »auf den Thron setzen wie ein großer Prälat und zu seinem Bruder sagen: »Bringe mir mein Brevier!« Und der Heilige rieb dem Jüngling den Kopf mit Asche und rief: »*Ich* bin dein Brevier! *Ich* bin dein Brevier!« Er gestattete in einem seiner kurzen Briefe dem heiligen Antonius von Padua, den Brüdern die heilige Theologie vorzutragen: »Wenn

sie nur nicht diesem Studium zulieb den Geist heiligen Gebetes und der Innerlichkeit auslöschen, wie es in der Regel heißt.« Das Leben des Heiligen wurde zu einem erschütternden Kampf um die Einfalt der Demut, wie sie die ersten Gefährten in den glücklichen Tagen am Rivotorto geübt hatten, um die fleckenlose Treue gegen die Frau Armut und das Evangelium. Mehr und mehr kam diese Treue in Gefahr. Es war nicht die Demut allein, die den Heiligen bewog, die Leitung des Ordens in die Hände des Petrus Catanii zu legen. Als ein Bruder ihn fragte, ob die Seinen nicht mehr zu ihm gehörten, erwiderte Franziskus: »Ich liebe die Brüder, wie ich es vermag, aber wenn sie meinen Spuren folgten, würde ich sie noch mehr lieben und wäre ihnen nicht entfremdet worden.« Und während einer heftigen Krankheit rief er aus: »Wer sind die, welche meinen Orden und meine Brüder meinen Händen entrissen haben?« Er sah sein Eigentum sich entgleiten und litt den furchtbaren Schmerz, daß das Wort seines Lebens, das ihn auf seinen Weg gesandt an jenem Februartag in Portiuncula: »Nehmt nichts mit auf den Weg, weder Stab noch Tasche, weder Brot noch Geld« in die endgültige Regel [1223] nicht aufgenommen wurde; daß der Geist tätiger, verantwortlicher Liebe zu den Sündern und Gefallenen, der unter den Brüdern wohnen sollte, in der Regel die Sprache nicht fand, die er wünschte. Er hatte das vollkommen Reine gestiftet, indem er es lebte, aber alles Unbedingte wird getrübt. Ein jeder reine Wille, der in die Zeitlichkeit tritt, wird durchkreuzt. Ist gerade das der Plan der Gnade? Franziskus lehrte den Bruder Elias eine Gnade darin sehen, daß die Brüder und andere Menschen gegen ihn waren. Der Bruder sollte dieses Kreuz annehmen: »Du mußt wollen, daß es gerade so und nicht anders sei.« Wie hätte der Stifter denen, die sein Kleid trugen, jemals seine Liebe entziehen können: »Und liebe diejenigen, die dir entgegen sind.« Der Vater ermahnte die Brüder mit der ungeschwächten Kraft seines Herzens: »Darum bitte ich euch alle, meine Brüder, und küsse euch die Füße mit inniger Liebe, erweiset doch dem hochheiligen Leibe und dem hochheiligen Blute unseres Herrn Jesus Christus alle nur mögliche Hochachtung und Ehrfurcht.« Die Liebe des Heiligen entströmte der Verehrung des Sakramentes; vom Sakrament her verteilte sie sich über die Brüder und über die Welt; sie mußte wachsen, je näher Franziskus auf dem Wege des Kreuzes dem Erlöser kam. Darum ermahnte

er fort und fort zur Ehrfurcht vor den Priestern, in deren Hände der Herr sich gelegt – »Denken wir denn nicht daran, daß auch wir einstens in seine Hände geraten müssen?« – zur Ehrfurcht vor dem Wort und vor den Blättern, auf denen heilige Worte stehn. Seine Liebe ließ sich durch keine Erfahrung entfremden oder beeinträchtigen; wie die großen Stifter alle, war Franziskus mit seinem Werk in den Bereich unermeßlichen Leidens gelangt. Die Kirche ist der Raum des Opfers; in einem tief persönlichen Sinne wurde sie es noch einmal für Franziskus und sein Werk. Wohl konnte das Innerste der Gründung, die uneingeschränkte Hingabe an den Herrn, die höher steht denn alle Weisheit, in einzelnen Brüdern wieder aufglühen, wie sie im Gründer geglüht hatte – die Erwählten lebten dann in der Mitte des Ordens als Hüter des Feuers, in dem sein Leben ist –; aber die mächtig sich ausbreitende, in die Geschichte wirkende, von der Geschichte ergriffene Stiftung konnte nicht in demselben Sinne sich freimachen von der Welt, wie es der Stifter vermocht hatte. Franziskus konnte aber von keinem Leiden betroffen werden, das ihn zur Verletzung des Gehorsams zu bewegen vermocht hätte; Gehorsam war sein innerstes Wesen, das franziskanische selbst; nachdem er verzichtet hatte, war er wieder zum Minderbruder geworden, der in seinem Herzen den Geist seiner Gründung bewahrte und zugleich ihr geschichtliches Schicksal erlitt; kein Vorwurf, der den Gehorsam verletzt, kann sich jemals auf Franziskus berufen. Er hatte die Glut unmittelbar vom Herrn empfangen und in die Zeit getragen; nun entschwand er unter der Schar der Opfernden im Kirchenraum.

Auch ein anderes Opfer sollte er bringen. Seine Seele dürstete nach dem Martyrium. Er hielt es für den »höchsten Gehorsam, an dem Fleisch und Blut keinen Anteil haben«, kraft göttlicher Eingebung zu den Ungläubigen zu gehen und ihnen das Evangelium zu bringen. Aber die Stürme warfen das Schiff, das ihn nach dem Heiligen Land bringen sollte, an die Küste Slavoniens; über Ancona kehrte er zurück. Bald darauf suchte er nach Marokko zu gelangen. »Trunkenen Geistes« eilte er seinen Begleitern voraus; aber in Spanien befiel ihn eine heftige Krankheit. »Der Herr widerstand ihm ins Antlitz«, wie Thomas von Celano sagte, und abermals mußte Franziskus zurück. Einige Jahre später erschien er unter dem Kreuzfahrerheer vor Damiette, de-

nen das Kreuz zu predigen, die ausgezogen waren, es zu verherrlichen, und die der Predigt so sehr bedurften. Die Kreuzfahrer wurden geschlagen; der Heilige trat vor die Vorposten des Feindes und wiederholte solange sein Verlangen, vor den Sultan Malik el Kamil geführt zu werden, bis ihm nachgegeben wurde. Der Sultan, so bat Franziskus, möge ein mächtiges Feuer anzünden lassen, er sei bereit, mitten in das Feuer zu gehen, um Christus, den Herrn zu bezeugen. Doch der Gebieter der Ungläubigen nahm die Probe nicht an; zum dritten Mal ward dem Heiligen der Martertod verweigert. Er sollte sich opfern, aber auf andere Weise, indem er die liebsten Wünsche des Herzens hingab; er sollte sich nicht verzehren lassen auf dem Flammenstoß glorreicher Zeugenschaft, vielmehr hinbrennen in der ungestillten Sehnsucht der Liebe in der Verbannung, im Scheitern seiner höchsten Hoffnung, vielleicht der Sendung selbst: der Sendung, wie er sie erfüllt sehn wollte.

In Siena fragte ihn ein Doktor der Theologie, wie das Wort des Propheten Ezechiel zu verstehen sei [Ez. 3, 18–20]: »Wenn du dem Gottlosen seine Gottlosigkeit nicht vorhältst, will ich seine Seele von deiner Hand fordern.« Mit seiner natürlichen Bescheidenheit antwortete der Heilige, daß er ungelehrt sei, und daß es viel eher ihm zieme, sich über eine Schriftstelle belehren zu lassen, als einen andern zu belehren. Aber der Theologe bestand auf seiner Bitte, und Franziskus antwortete: »Wenn das Wort ganz allgemein verstanden werden soll, fasse ich es so auf: Der Diener Gottes muß durch sein heiligmäßiges Leben in solchem Maße zu einer Flamme werden, daß er durch das Licht des guten Beispiels und durch die Sprache, die sein Lebenswandel spricht, alle Gottlosen im Gewissen trifft.« Die Frage des Theologen hatte in der Tat an das innerste Anliegen des Heiligen gerührt; er war zum Dienste des Herrn gerufen worden in einer Welt, wo »die Liebe und Furcht Gottes allenthalben erloschen und der Weg der Buße von niemand gekannt, ja für Torheit gehalten« wurde. Er hatte eine Stunde angetreten, da die große rätselhafte Macht des Abfalls und der Irrlehre die Kirche bedrohte und die Diener der Kirche nicht ausreichend gerüstet waren; er sah die Schäden sehr scharf, sprach er doch einmal sogar davon, daß die »Priester das Heil der Völker verhindern« könnten; daß aber Gott allein die Rache zustehe und den Gläubigen allein der Gehorsam. In

einer solchen Welt und Stunde entschloß sich Franziskus, das Gewissen der Menschen zu treffen durch das Beispiel, das er gab. Er richtete nicht, er sprach keinen Vorwurf aus; er rechnete den Menschen ihre Sünden nicht vor, so mächtig ihn auch das Wissen von Gottes furchtbarer Gerechtigkeit durchschauerte. Vielmehr richtete er in solcher Gefahr und Not den ganzen Ernst der Forderung Christi an sich selbst; das Unheil verdunkelte die Erde, und der Heilige sah nur die eine Hilfe: daß er selber zur Flamme werde; vielleicht zündete diese Flamme das Licht fort; dies stand schon nicht mehr allein bei ihm, es sollte zunächst seine Sorge nicht sein. Alles kam darauf an, daß er selber glühte und ohne Rückhalt lebte, wie der Herr es geboten hat. Wurde sein Leben rein durch das Wort, so mußten die Menschen ja die Macht Christi wieder erkennen; jetzt und hier sollte, ohne Frage an die Umwelt, ohne einen Blick auf ihre Schuld und gewissermaßen jenseits der Zeit, der Knecht gehorsam sein gegen seinen Herrn; Christus war da und hatte Franziskus angerufen, und dieser Vorgang forderte die Hingabe eines ganzen Lebens. Erneuerung konnte allein in einem Gehorsam beschlossen sein, dessengleichen vielleicht noch nicht geleistet worden war; denn dieser Gehorsam allein gewann die Macht des Herrn für die Zeit zurück, von welcher Macht die Erneuerung ausgehen mußte. Das Wort mußte buchstäblich und ausschließlich zum Brot des Lebens werden. In dem Maße, in dem es nicht einzige Nahrung war, wurde das Zeugnis fragwürdig. Die Sorge um die absolute Wahrhaftigkeit und Glaubwürdigkeit des Zeugnisses peinigte den Heiligen ohne Unterlaß; sie machte ihn zum Märtyrer der Wahrhaftigkeit, der sich keine verborgene Abweichung vom Wort nachsah und sich nicht damit abfand, daß das Volk ihm im geringsten eine Entsagung zuschrieb, die er nicht übte. Die bestimmte Form der Heiligung, die Franziskus wie auch Katharina von Siena vollzog, konnte nur im Volk, in der Öffentlichkeit sich ereignen, was ja die Entrückung der Ekstase und des Gebetes keineswegs ausschloß. Franziskus heiligte sich auf echt italienische Weise, indem er den Marktplatz, die Straße zum Schauplatz der Heiligung, das heißt unerbittlicher Nachfolge, erhob. Ein Beispiel in diesem Sinne ist vielleicht der äußerste Einsatz, der im geschichtlichen Leben vollzogen werden kann. Ohne Wirkung kann es nicht sein – darum bedarf es des Trachtens nach Wirkung nicht. Wo Christus mächtig wird, da fallen die Menschen und



Ereignisse in das Kraftfeld dieser Macht; das in einer Seele vollendete Bild des Herrn bildet andere Seelen; Nachfolge reißt zur Nachfolge hin. Den Anblick des vollendeten Beispiels kann der Gottlose nicht bestehn; die sanfte Macht des Beispiels übersiegt die Gewalt, es übersiegt die Zeit. Franziskus eiferte nicht gegen das Laster, er entbrannte für die Tugend und eiferte für sie; so lehrte er die Brüder in seinen Mahnungen: »Wo Liebe ist und Weisheit, da ist weder Furcht noch Ungewißheit. Wo Geduld und Demut, weder Zorn noch Aufregung. Wo Armut mit Freude, nicht Habsucht und Geiz. Wo Ruhe und Besinnung, auch nicht Zerstreuung und Haltlosigkeit. Wo die Furcht des Herrn das Haus bewacht, findet der Feind keine Gelegenheit einzudringen. Und wo Erbarmen wohnt und Verstehen, kennt man nicht Überfluß noch Verhärtung der Herzen.«

Ein Leben dieser Art mußte den Menschen die Worte auf die Lippen drängen: Sage mir, was ich tun soll. Es mußte zum unbarmherzigen Spiegel werden. Die Menschen konnten diesen Spiegel fliehen; oder aber, sie mußten hineinblicken und sich wenden. Das Wort des Heiligen an die Zeit war der Vollzug des Wortes Christi; es war das Sein in Gott. Ohne Unterlaß, reinen Herzens, »das die irdischen Dinge geringschätzte und nach den himmlischen verlangte«, betete der Heilige; er lebte, indem er Gott schaute; so mußte er die Menschen wieder vor Gottes Antlitz führen. Ein eitler Weltmann, der um seiner Lieder willen als »König der Verse« gefeiert wurde und sogar vom Kaiser zum Dichter gekrönt worden war, erblickte in einem Gesicht den Heiligen, wie ihn zwei in Kreuzesform übereinander gelegte, hell blitzende Schwerter zeichneten; das Herz des Dichters wendete sich, er setzte sich vor, sein Leben in einiger Zeit zu ändern. Als aber Franziskus das Wort an ihn richtete, ergab sich der Dichter sofort. »Wozu braucht's noch mehr Worte? Wir wollen zur Tat schreiten. Nimm mich den Menschen und gib mich dem großen Gebieter zurück!« Und Franziskus nannte den Dichter, den er den Menschen genommen und in den Frieden Christi zurückgeführt hatte, Bruder Pazifikus. Der Geist der Wahrheit begnadete den Bekehrten, nachdem die Eitelkeit der Welt ihn freigegeben hatte. Er durfte Verborgenes schauen und sah das heilige Zeichen Thau auf der Stirn des Erweckers. Die über dem Leibe gekreuzten Schwerter, das Zeichen auf der Stirn: was bezeugten sie an-

ders als das lebendige Sein der Botschaft in einem Menschen und deren umwandelnde, durchdringende Macht; als die Wahrheit, daß dieser Erwählte nur Botschaft war?

Das war im Grunde die vollendete Sendung des Heiligen und seine Tat in der Zeit: ein Leben als Botschaft Christi. Dem Sultan wollte er predigen, indem er in die Flamme ging; im Angesichte des Unglaubens, des Abfalls, der Kälte, der Verworfenheit wirkt allein die äußerste Tat des Glaubens, der Untergang im Feuer. Wo die Liebe geleugnet wird, da ist keine andere Hilfe, als daß sie da sei in einem Menschen; wo die Wahrheit nicht mehr gesehn wird, muß ein Mensch sein Dasein wagen im Vertrauen auf die Wahrheit; wo der Herr vergessen wurde, muß ein Leben ergriffen werden, in dem Christus sich als Herr erweist. Und da es, wie der Heilige wußte, »weit schädlicher ist, Tugenden zu mißbrauchen, als sie gar nicht zu besitzen«, so forderte die Predigt des Tuns und Seins eine unablässig sich erneuernde Hingabe an das Kreuz; nur die immer aufs neue geschürte Glut, die jeden Makel tilgte, erhielt die reine Macht des Beispiels. Ist das Licht erloschen, so muß ein Mensch in die Flammen gehn. Das Kreuz ist das Siegel der Wahrheit.

Der Auftrag eines jeden Heiligen ist es, ein bestimmtes Anliegen seiner Zeit von der Ewigkeit her, aus dem Wissen von Christus, zu ergreifen und zu bewältigen. Indem er das Zeitliche mit Ewigem erfüllt, erhebt er die Zeit und Geschichte zum Ruhm des Herrn; daß die Zeit den Herrn rühme, ist die Sehnsucht des Heiligen. So hatte Franziskus »allen Ruhm, der nicht auf Christus zielte, abgeschworen«. Die Glorie kann verborgen, der Lobgesang nur den Engeln vernehmbar sein; ihre Stimmen werden einfallen in den Lobgesang der Zeit, und der Heilige wird ihre Stimmen hören. Die Glorie, die auf diese Weise errungen wird, ist ja nur eine vorbereitende; Lichter und Farben täuschen in dem Bild, das Menschenaugen von der Geschichte empfangen; im Glanze, der einstmals über sie ausstrahlen wird von ihrem Richter, werden vielleicht gerade die dunkeln Stellen – die Orte, wo Menschen schmachteten und der Abfall triumphierte – zu lichten Stellen werden, und es wird offenbar, daß Heiliges gegenwärtig war in der Finsternis und sich im Widerstreit mit der Herausforderung des Bösen vollendete. Von einer gewissen Stufe der Nachfolge an ist Glorie Schmach.

Wie Franziskus empfing der Kastilier Dominikus seinen Auftrag von

der Zeit. Als Begleiter seines Bischofs Diego von Osma, der seinen Bischofsstab niedergelegt hatte, um den Sarazenen das Kreuz zu predigen, stieß Dominikus in Toulouse auf die Irrgläubigen; eine ganze Nacht soll er um die Seele des ersten Herbergsvaters, bei dem er einkehrte, gerungen haben. Sein Sinn aber strebte ins Große, Allgemeine; er sah in dem Gebrechen und der Gefährdung der Kirche im südlichen Frankreich eine Not der Christenheit überhaupt; er verstand auch die echte christliche Sehnsucht nach der Einheit von Leben und Wort, die den Petrus Waldes und seine Jünger bewegt hatte, ihre Häuser zu verlassen und lehrend ins Land zu ziehen. Dominikus wollte der Kirche Priester schenken, die lebten und predigten wie die Apostel, und an deren Vorbild und Wirkung die Priesterschaft sich erneuerte. Priester, die in heißem Ringen die Wahrheit erforschten, um der Verkündung mächtig zu werden, und sich fort und fort vervollkommneten in gemeinsamem Leben unter dem strengen Gesetz eines Ordens, sollten die wankenden Mauern der Kirche stützen. Wie den heiligen Armen von Assisi soll Papst Innozenz auch den ernsten und klugen, für die Sache Christi entbrannten Spanier als Retter im Traum erblickt haben.
Als die beiden Heiligen sich trafen im Hause des Kardinals Hugo von Ostia auf dem Aventin [1216], beugte sich ein jeder vor der Heiligkeit des andern. Der Kardinal meinte, daß die Jünger der beiden Stifter sich auf die Hirten der Urkirche berufen dürften, »die in Liebe glühten, nicht in Begehrlichkeit« und darum geistliche Würde übernehmen durften. Warum sollten die Brüder der neuen Orden nicht auch Bischöfe und Prälaten werden? Ein jeder unter den Gefragten wollte dem andern den Vorrang in der Antwort lassen; endlich beugte sich der Gehorsam des Spaniers dem Armen von Assisi; er antwortete zuerst, indem er geistliche Würden für seine Brüder ablehnte. Franziskus stimmte ihm zu: seine Brüder sollten Mindere bleiben. So waren sie eins in der Demut und im Gehorsam und im glühenden Trachten nach Heiligkeit, nach der Angleichung an den Herrn; Reinheit umleuchtete beide. Aber das Werk des Heiligen von Assisi war doch sein Leben, seine innere Gestalt; von ihr strahlte die Wirkung in die Zeit, gingen die Kräfte aus, die die Brüder verbunden hielten und wieder Brüder erweckten; Dominikus war ganz auf sein Werk, auf die Erweckung der Prediger und die Gestaltung des Ordens gerichtet, auf die fest geschlossene Lebens-

form seiner Gemeinschaft, mit der die Wahrheit immer aufs neue fruchtbar werden sollte in der Geschichte, im Dienste der Kirche, an einem genau bestimmten, gesicherten Ort. Franziskus gab sich selbst, ein in überirdischer Helligkeit hinbrennendes Leben; er vertraute darauf, daß das befolgte Wort sich fortzeugt, und war im Grunde nur Zeichen an dem nicht meßbaren Wege, den die Wahrheit baut. Er errichtete die Kirche in seiner Seele und gebot den Seinen, ebenso zu tun mit den Kräften der Gemeinschaft. Dominikus sandte die Bauleute aus, wohl versehen mit Werkzeugen und mit dem Plan, den er erdacht; dieser Plan war vom Persönlichen gelöst; die Bestimmung des Werkes, die Erweckung der Seelen, die Herrlichkeit des Herrn hatte ihn im Zusammenwirken mit den Gesetzen des Ortes, der Stunde unter der Gnade vorgezeichnet, und nur der Wissende oder Ahnende sah den Schimmer eines geheimnisvoll-heiligen Lebens des Gebetes, der Liebe und der Versenkung vom Gründer auf die Jünger und ihr Wirken übergehen. Franziskus schuf die Form, indem er sie lebte; Dominikus stellte die Form sicher-erfahrenen Blickes tatkräftig in die Welt; er betete glühend für den Tempel, den er geschaffen, aber außerhalb seiner Mauern. Franziskus kniete in seinem Tempel; er war selber dieses Tempels heiliges Licht. Auch Dominikus hatte in früher Jugend den Ruf der Armut vernommen; in seinen Studienjahren in Palencia, als das Volk hungerte auf den Straßen, ergriff er seine Bücher, verkaufte sie und verteilte den Erlös unter die Armen; aber die Form seines Lebens suchte und fand er als Priester, im Dienst der Kirche. Franziskus überlieferte sich, getrieben von seiner Liebe zur Frau Armut, dem Verlorensein in der Welt; er ging zu den Bettlern, oder er lebte als Einsiedler; die Armut war Person: die Frau, der er sich vermählt hatte, die Hochzeit mit ihr echtes Mysterium.

So mögen sich die beiden Männer tiefer verstanden haben, als es Worte zu sagen vermöchten; da sie das Haus des Kardinals verließen, bat Dominikus den heiligen Franziskus um den Strick, mit dem er gegürtet war. Lange weigerte sich die Demut des Armen von Assisi, bis die »selige Frömmigkeit« des Bittenden siegte; Dominikus empfing den Strick; knotete sich ihn um den Leib und trug ihn »seit jener Zeit in Frömmigkeit«. Die beiden großen Stifter waren zu Brüdern geworden; sie hatten beide, ein jeder auf seine Weise, die tiefe Not ihrer Zeit erfahren

und die Liebe verstanden, die sich der Zeit erbarmte; sie hatten erkannt, daß es im Grunde nur eine Not, nur eine Hilfe gibt: die Not ist das Fernsein des Herrn, die Hilfe seine Wiederkehr. So trugen Franziskus und Dominikus im Vollzug des Worts das Bild Christi in die Welt, und indem sie ihre Stunde auf diese Weise erfüllten, wirkten sie weit über die Stunde hinaus, der Not künftiger Zeiten entgegen, die den Herrn wieder entbehren und wieder empfangen sollten.



Die Gnade hüllte den Leib des Vollendeten in Glanz. Der Leib war ja die »Zelle« eines frommen Einsiedlers gewesen; nun, nachdem dieser gegangen war, wurde das Licht offenbar. In Schmerz und Freude trugen die Brüder den Toten in einem Schrein nach San Damiano hinauf; als sie ihn in der Kirche niedergesetzt hatten, öffnete sich das kleine Fenster, »durch das die Mägde Christi zur bestimmten Stunde den Leib des Herrn im Sakrament zu empfangen pflegen«; auch der Schrein ward geöffnet. Und die Herrin Klara, »die wirklich eine Klara, eine Strahlende war«, erschien hinter dem Fenster und grüßte und beklagte den Toten. Das Licht, das der Heilige ihr gebracht, umgab sie und ging wieder von ihr aus. Einstmals, als sie Franziskus in Portiuncula besuchte, war die Fülle der Gnade über sie beide gekommen, und ein mächtiges Leuchten war, während sie zu Tisch saßen, über dem Land aufgegangen, daß die Menschen in Assisi und den umliegenden Orten glaubten, der Wald von Portiuncula stehe in Flammen. Dieses gewaltige Licht, das ihre Seelen geeint hatte, schwand mit dem Heiligen wieder aus der Welt. Die Kraft seines streitenden Gebets hatte den Frieden Klaras und ihrer Schwestern beschützt. Nun war ihnen dieser Schutz genommen. An der Stelle, wo sie das Sakrament zu empfangen pflegte, erblickte sie den Heiligen zum letztenmal. Er hatte sie zum Herrn geführt. Der Herr trat an seine Stelle.
Die Brüder nahmen die heilige Last wieder auf und schritten zur Stadt empor; aus den Toren wallten ihnen festliche Menschen entgegen; sie sangen zum Schall der Posaunen und hatten Zweige von den Olivenbäumen gebrochen. Und »der Lichter wurden immer mehr«.
Aber bald kam eine große Not über die Erde; »Kriege und Aufstände brachen aus, und in mannigfacher Gestalt zog plötzlich der Tod ver-

heerend durch das Land«; Hunger trat die Herrschaft an; die Menschen mußten Brot backen aus Nußschalen und Baumrinde; einer der Brüder erinnerte sich, daß der Heilige von einer Hungersnot gesprochen hatte, die nicht kommen werde, solange er lebe. So hat Franziskus die Not für eine Weile zurückgehalten; jetzt erst wurde die Klage der Brüder wahr, in die sie einmal ausgebrochen waren, als sie an den künftigen Tod ihres Vaters dachten: »Dein Leben war unser Licht.« Denn sein Leben war das Wort; vom »Worte hatte er genommen, was in seinen Worten widerhallte«. Und solange er wandelte, hatte es den Anschein, »als ob ein ganz neues Licht vom Himmel auf die Erde niederstrahlte... und sich das Aussehen der ganzen Gegend in kurzer Zeit veränderte und sie überall ein fröhlicheres Gesicht zeigte«.
Diese Stunde war um; es war die Stunde einer großen Freude gewesen, des demütigen Sieges über die Welt. Als die Brüder ihrem Vater einmal seiner Demut wegen widersprachen, klagte er: »Ach Brüder, ihr meine Brüder, ihr wollt mir rauben den Sieg über die Welt. Christus sandte mich doch, um die Welt durch völlige Unterwerfung unter alle zu bezwingen; durch das Beispiel der Demut sollte ich die Seelen zu ihm führen.« Wer verstand das Geheimnis dieses Sieges, das Geheimnis der Sendung? Franziskanischer Sieg ist das rückhaltlose Überwältigtwerden, die Auslieferung an die Welt. Wurde er behauptet? Der Heilige ahnte eine Zeit der Heimsuchung. »Und ich fürchte, daß ihnen das, was sie zu besitzen scheinen, genommen werden wird, weil sie das, was ihnen gegeben wurde – ihre Berufung einzuhalten und ihr nachzufolgen –, so gründlich vernachlässigt haben.« Ja, es werde eine Zeit kommen, »da dieser geliebte Orden durch das böse Beispiel der Brüder so sehr in Verruf geraten wird, daß er sich schämen wird, in die Öffentlichkeit zu gehen«. Aber der Stifter war mitten in seiner Trauer beglückt worden von einer Verheißung. »Sei also unbesorgt«, hatte eine himmlische Stimme zu ihm gesprochen, »und wirke dein Heil; denn wenn auch der Orden auf ein Häuflein von drei Brüdern zusammenschmelzen sollte, wird er durch die Gnade doch immer unerschütterlich bestehen bleiben«. Die Form war unzerstörbar: sie war des Gründers Leben. Jetzt mochten seine Worte wieder aufgehen in den Herzen seiner verwaisten Söhne. »Wisset«, hatte er einmal zu ihnen gesprochen, »die Armut ist der besondere Weg zum Heil«. Diesen Weg hatte Fran-

ziskus für alle Zeiten gewiesen durch sein Leben und seinen Tod. Das war im Grunde sein ganzes Werk, daß er des Heilands Worte erschloß: »Also kann auch keiner von euch, der nicht allem entsagt, was er besitzt, mein Jünger sein« [Luk. 14, 33]. Der Heilige war auf eine unvergleichliche Weise frei geworden; darum lebte der Herr in ihm mit einer unvergleichlichen Macht.

Der Arme von Assisi war kühn in den Kreis verzehrenden Feuers getreten, das den Herrn umgibt. Und so werden von dieser Stunde an »der Lichter immer mehr«, – wie der Lichter immer mehr wurden, als die Menschen aus den Toren Assisis dem Toten entgegeneilten. Wie die Stunde des Herrn ist die Stunde des Heiligen immer im Kommen. Wenn der Brand der Welt die Güter verzehrt, wenn die Häuser fallen, so ist die Stunde des Heiligen nahe, der das Haus niederriß, das für seine Jünger gebaut worden war, und in Bologna selbst die Kranken aus einem Haus schaffen ließ, weil es das »Haus der Brüder« genannt wurde. Denn das Haus ist das Wort. Und wenn die Gottlosen glauben, daß ihre Stunde gekommen sei, so ist in Wahrheit die Stunde des heiligen Bettlers da. War es doch eine der großen Lehren seines Lebens, daß der Knecht Gottes in solchem Maße von Heiligkeit glühen und leuchten soll, daß er durch sein Beispiel die Gottlosen im Gewissen trifft. Er hatte keinen Vorwurf zu erheben; sein Vorwurf war sein Leben, so wie das Leben Christi ein Vorwurf von unerhörter Stärke ist. Er wußte, daß des Christen eigentliche Macht in der Geschichte sein Wandel bleibt; wo Christus lebt in einem Menschen, da kann er nicht geleugnet werden. Und wenn die Mauern der Kirche zu wanken scheinen, so ist abermals die Stunde des Heiligen gekommen; dann erscheint sein Bild vor denen, die in Sorge um die Kirche sind, und mit leiser Gewalt wird es sie bewegen, die Kirche in sich zu erbauen, bis die Wahrheit von innen her wieder mächtig und sichtbar wird. Eine jede Geschichtszeit ist im Grunde des Heiligen Zeit, weil der Herr der Geschichte in ihm lebt. Nach dem Tode des Heiligen verbreitete sich der Glaube, daß er ein neues Weltalter, die Zeit des Heiligen Geistes, heraufgeführt habe; aber das neue, das er gebracht, war allein die Erneuerung der Gegenwart Christi, und *die* Zeit allein wäre vollkommen neu, die im unbedingten Sinne dem Heiland gehörte. Die weltumwandelnde Macht der Botschaft ist unverbraucht, ja noch kaum erprobt. Wenn aber die Mauern

wirklich stürzen sollten, an denen die Liebe und Ehrfurcht der Jahrhunderte gehangen, so wird die Gestalt des Bettlers erscheinen zwischen den Trümmern, und er wird hindurchschreiten durch den Untergang, unversehrbar und allein von der Gnade beschützt, und er wird in seiner Brust alles tragen, dessen die Menschheit jenseits des Untergangs bedarf: den Gehorsam gegen den Herrn und seine Stiftung, die Demut, die über die Welt siegt durch die völlige Unterwerfung unter alle, die Liebe, die sich jeder Anklage enthält, die Freiheit der vollkommenen Armut, die mächtig redende Glut der Heiligkeit und die ganze Herrlichkeit der in Christus verklärten Welt. Und indem wir uns beugen vor dem Bettler und die Verheißung seiner Nähe fühlen und seine sich ankündigende Herrschaft über die künftige Zeit, wagen wir das noch einmal von ihm zu sagen, was er selbst von sich gesagt hat, daß er Christus gekannt habe, »den Armen, den Gekreuzigten«. Der Arme, der Gekreuzigte ist ja der König, er ist die Wahrheit und ihr Zeuge; und ihn kennen, heißt: ihm folgen. Und die dem König folgen durch die Nacht des Untergangs, indem sie auf den Spuren dessen gehen, der des »großen Königs Herold« und seine Botschaft war, werden in der Freiheit freudiger Armut die Welt in ihrer Herrlichkeit erfahren, wie sie Franziskus als erster erfahren hat: in dem sie, sich opfernd, in ihr untergehen; sie werden einen Anteil erlangen an dem neuen Himmel und der neuen Erde.

DIE HEILIGE KATHARINA VON SIENA

Wer kann sagen,
Daß er das Blut versteht?
[Novalis]

AN DER STELLE, wo das Gottesreich das Irdische einfordert, steht der Heilige. Das ist der Ort des Christen überhaupt; aber die Stellung des Heiligen ist ausgezeichnet durch einen besonderen Auftrag, der auf die Zeit, ihre Gefahren, die in ihnen beschlossene Gnade gerichtet ist. Der Vollzug des an den Heiligen ergangenen Befehls kann lange im Verborgenen bleiben; wir kennen nur einen Teil, oft nur wenige Streifen der bewegten, meist zerklüfteten Lebenslandschaften; kein Sterb-

licher wird die wahrhaftige Geschichte des Gottesreiches schreiben. Oft leuchtete die Bedeutung eines Heiligenlebens im Lichte der sich zögernd mitteilenden Sendung erst nach Jahrhunderten auf. Oft ist dieser Sendung etwas Prophetisches eigen in dem doppelten Sinne, daß sie die Wahrheit ihrer Zeit, und mit ihr vielleicht die Wahrheit aller Geschichte, enthüllt, und daß sie eine Haltung, eine Gestalt der Frömmigkeit darstellt, die die Glaubensformen kommender Geschlechter bestimmt. Die geschichtliche Stellung der heiligen Katharina von Siena läßt nur wenige Vergleiche zu. Es hat den Anschein, daß sie im Geschichtlich-Politischen ein Ansehen genoß, das kaum einer andern heiligen Frau zuteil geworden ist; darum wurde sie bewundert, geliebt wie eine Lilie auf einem Trümmerfeld, war doch Rom zu ihrer Zeit, vor der Rückkehr der Päpste aus Avignon, eine Ruinenstadt: Sankt Peter, Sankt Paul waren verfallen, der Lateran im Jahre 1360 von einem Brand verheert worden. »Sümpfe und Schutt entstellten Plätze und Straßen, in denen zersplitterte Türme, niedergebrannte Häuser und Verwüstungen jeder Art die abschreckende Chronik aller Kriege darboten, welche die Stadt im vierzehnten Jahrhundert erlitten hatte« [Gregorovius]. Katharina sagt von ihrer Zeit, daß in ihr »die allgemeine Schlechtigkeit größer ist als sie je war« [an Urban VI. Die meisten Zitate aus den Briefen in der Verdeutschung von Annette Kolb]. Und nun sehen wir die Tochter des sienesischen Färbers Benincasa mit noch nicht dreißig Jahren in hohen politischen Missionen nach Florenz, Pisa, Lucca, Avignon, endlich nach Rom reisen, belastet mit Gebetsaufträgen fast über ihre Kraft, Ehrfurchtsbezeigungen sich gefallen lassend, ohne sie zu bemerken, umgeben von Sekretären, denen sie ihre Briefe an Prälaten, Kardinäle, Päpste, an Staatsoberhäupter, Söldnerführer, Könige, aber auch an Weltleute diktiert; Briefe, in denen es um das eine geht: um die Leidenschaft für die Seelen.

Sie gehört dem Dritten Orden der Dominikaner an, aber sie bewegt sich frei in der Welt. »Wenn sie etwas für richtig und gut und von Gott gewollt hielt, so gab es keine Regel, die sie von der Ausführung abhielt«, sagt ihr moderner Biograph Arrigo Levasti[1]. Man hat den Freimut, die Kühnheit, mit denen Katharina die Träger geistlicher und

---

[1] Katharina von Siena, Regensburg, 1952.

weltlicher Macht anredete, gerühmt. Aber alles, was sie schrieb, trägt den Charakter einfacher Notwendigkeit, des Gebotes von oben. Sie spricht nicht aus sich selbst, sondern »gezwungen bin ich von der ersten süßen Wahrheit, es zu sagen«, erklärt sie Papst Gregor XI.; ihr Ort ist außerhalb der weltlichen Ordnungen, er ist einfach ihre Sendung; darum steht sie allen Ämtern und Würden völlig unbefangen gegenüber. Der Ort ist Sendung in der Kirche, an die Kirche. »Was kann ich tun, o unschätzbares Feuer«, fragte sie am Ende der Leiden und Beglückungen. »Und es antwortete die ewige Güte: Von neuem opfere dein Leben.« Und im selben Brief, dem letzten an Papst Urban VI., schildert sie diese Vision: »Und der ewige Gott wandte das Auge seiner Gnade, und das Herz mir enthüllend, prägte er es in die Heilige Kirche ein.« Das ist die in der Pein und Düsternis letzter Tage erhärtete Wahrheit von ihrem Leben; keine Enttäuschung, die sie bezeugt, keiner der in heftigstem Schmerz erhobenen Vorwürfe gegen Geistliche und Laien können sie entkräften. Die Heilige nannte den Hof von Avignon ein »Gefäß höllischer Laster«, damit Petrarca bestätigend, der die Exilstadt eine »barbarische Weltcloake« schalt; sie sah die äußerste Möglichkeit der Entartung und wankte nicht im Gehorsam: »Sogar wenn [der Statthalter Christi] der verkörperte Teufel wäre, darf ich nicht das Haupt gegen ihn erheben« [an Bernarbo Visconti]; Gregor XI., Urban VI. waren und blieben für sie »Christus auf Erden«. Was sie tat und sagte, liegt schon außerhalb des Mutes, der selten frei von Ruhmsucht ist; es ist unantastbarer Vollzug und muß als solcher verstanden, geachtet, selbst gefürchtet worden sein. Mit der Wahrhaftigkeit verband sich die Anmut, die dichterische Kraft, eine wunderbare Fähigkeit, die Menschen anzusprechen, ihnen zu begegnen und, immer mit dem Blick auf die letzten Dinge, ihre Schwächen schonend zu strafen, das Edle in ihnen aufzurufen; wenn sie tadeln wollte, verklagte sie sich selbst; sie setzte das »uns« und »wir« an die Stelle des Du; oder sie sagte gar: »Dir ist es nicht wie mir widerfahren: meine vergangenen und gegenwärtigen Mängel nahm ich vielmehr zu leicht« [an Schwester Daniella da Orvieto].

Ihr gesamtes Wirken ruhte auf der einen, in einem Gesicht empfangenen Einsicht: »Denn wenn meine unaussprechliche Liebe zur Menschheit zu Ende und endlich wäre, so würdet ihr nicht sein... Denn ihr

seid aus nichts anderm gemacht denn aus Liebe«, offenbart ihr der Gekreuzigte. So trägt sie eine Erfahrung in die Welt und durch die Welt, die durchaus nicht von dieser ist. Mystik und Welt schließen einander nicht aus. Es sind Stunden, da Gott zu der Mystikerin redet; und es sind Stunden, da diese zu den Nächsten redet; das eine ist nicht vom andern zu trennen. Sie trägt in ihrem Herzen das »Kreuz des Verlangens«: Gott ist nach der Seele entbrannt und die Seele nach Gott; und dieser Durst ist unstillbar im Endlichen; aber eben im »brennenden Abgrund der Dreieinigkeit« hat sie es erfahren, daß der unendliche Weg zur Vollkommenheit nur beschritten werden kann neben dem Nächsten. »Der Geist darf im Emporsteigen die Verbindung mit dem Nächsten nicht lockern, er muß sie vielmehr stärker und inniger gestalten.« Wir müssen dem Nächsten erweisen, »was wir Gott nicht erweisen können: nämlich ihm nützen; denn Gott bedarf unser nicht«. Ihre Macht im Irdischen ist eben die Macht der drei einsamen Jahre im Elternhaus, da sie in der frei erwählten Zelle bei geschlossenen Läden lebte, da Christus mit ihr »betete und las«. Francesco Malavolti, ein eleganter, leichtsinniger Jüngling, der sich wider Willen zu ihr führen läßt, bekennt: »Eine so entsetzliche Furcht ergriff mich, verbunden mit einem so starken Zittern, daß ich schier die Besinnung verlor.« Gott verwandelte in so wunderbarer Weise sein Herz, daß er, gegen seine Vorsätze, zu einem Priester eilte, um zu beichten. »Ihre Reden«, wird von einem andern bezeugt, »waren so tief, feurig und gewaltig, daß sie den schwarzen Topf sofort in ein reines Gefäß aus Glas umwandelten«. Während die Menschen sie umdrängen in den fremden Städten, ihr kaum mehr Zeit bleibt, für ihre Begleiter und Gäste den Unterhalt zu erbetteln, wird sie von der Gnade in die Einsamkeit gerufen. Aber eben die Ekstase liefert sie der Ehrfurchtslosigkeit, der Neugier aus: eine Nichte Papst Gregors XI., der sie selbst stets mit Auszeichnung empfing, Elisa, Gattin Roberts von Turenne, bohrte ihr eine lange Nadel in den Fuß, um ihre Unempfindlichkeit im Zustande der Entrückung zu erproben. Das Leben in der Welt ist zugleich Fegefeuer und Auftrag. So ist sie abgewendet und doch gegenwärtig, nicht von der Welt und doch in sie gesendet, wie der Herr es gewollt. Sie sieht die Wirklichkeit mit unerbittlicher Härte; schon der Leib ist ihr »ein Sack voll Kot«; sie ermahnt den Papst, die »verfaulten Blumen« auszureißen, die von

Schmutz, Habgier und Hoffart strotzen; die »schlechten Hirten und Vorgesetzten meine ich« [an Gregor XI.]. Sie fühlt, wie die Zeit drängt: es gibt keine Vergangenheit, keine Zukunft, nur Gegenwart, nur Augenblick; *jetzt* muß das Rettende geschehen. Oder wird es zu spät? Immer spürt sie die Flucht der Zeit: »Und wartet nicht auf die Zeit, denn die Zeit wartet nicht auf euch.« Und doch ist es treffend, wenn von ihrer Sprache gesagt wurde, daß sie »melodisch« sei »wie die Sprache der Kinder« [Gregorovius]. Die Bilder und Farben der Gestaltenwelt stehen ihr zu Gebote; Gegenstände, Vorgänge des häuslichen Lebens verwandeln sich in Gleichnisse, und die selbe absolute Schönheit, die das Antlitz der Asketin verklärt, überströmt ihr Wort. Sie sucht unbefangen den Menschen im Träger einer jeden Macht und Gewalt; sie findet ihn fast immer.



Die Jugend ist nicht frei von problematischen Zügen. Wie später die große Teresa fühlt sich das Kind schon aus dem Elternhaus gerufen. Dann wird ihr der Wunsch nach Einsamkeit in diesem erfüllt. Aber ihr Ringen hat etwas Erschreckendes. Alle Heiligen, meint Levasti, hätten den »Punkt der Loslösung« gesucht, um frei zu werden für Gott, und sie hätten diesen Punkt gefunden in der »Zerstörung des Körpers«. Wir können nicht zugeben, daß eine so schroffe Formulierung Allgemeingültigkeit hat. Aber zu gewissen Zeiten trifft sie für die Heilige von Siena zu. Da die Mutter sie endlich bewegt, statt in der Zelle, wo Katharina sich mit einer dünnen Eisenkette schlägt, neben ihr im Bett die Nacht zu verbringen, legt die Tochter heimlich Holzstücke an ihren Platz unter das Bett-Tuch; gezwungen folgt sie der Mutter in die Bäder von Vignone; wenn die Badenden den Teich verlassen haben, steigt sie allein hinab, an die Stelle, wo die siedendheißen schwefligen Quellen hervorbrechen und setzt ihnen den Körper aus, »glücklich, für ihre Sünden zu leiden und Gott bittend, diese Leiden als Fegefeuer gelten zu lassen«.

Die Entscheidung der frühen Jahre war der Verzicht auf die Einsamkeit, der Durchbruch zu den Menschen: vor allem zum Volk, in dem sie sich heiligen sollte. Sie ist dem Erlöser durch Kreuz und Tod hindurch vermählt und weiß den Ring an ihrem Finger, den andere nicht

sehen. Nun aber befiehlt ihr die Stimme: »Geh nun, es ist die Stunde der Mahlzeit; die Deinen gehen zu Tisch; geh und bleibe bei ihnen, und dann komme zu mir zurück.« Sie versteht endlich und gehorcht. Sonst verließ sie das Haus nur, um zur Kirche zu gehen; nun findet sie den Weg zu den Armen, zu einer Aussätzigen, vor deren Pflege alle zurückschaudern, zu einer Dirne, in deren Nähe ein jeder fürchtet, sich zu beflecken. Und je mehr sie sich hingibt, umso überwältigender wird die Gnade: sie erleidet den mystischen Tod und fühlt, wie ihr Herz sich spaltet. Sie empfängt die Wundmale, die unsichtbar sind wie der Ring der mystischen Hochzeit an ihrem Finger. »Der Ring«, berichtet Raimund von Capua, »blieb immer an jenem Finger, und ob ihn auch die andern nicht sahen, so hatte Katharina ihn immer vor Augen und öfter hat sie mir errötend bekannt, daß sie ihn immer am Finger fühlte, und daß kein Augenblick war, da sie ihn nicht sah.« Der Ring wird genau geschildert: er war aus Gold, mit vier kostbaren Steinen und einem Diamanten geschmückt. Aber er blieb unsichtbar, ärgerniserregendes Geheimnis des Reiches, in dem sie stand. Wie soll ihr die Welt glauben, was sie nicht sieht? Und in welchem Grade muß sie das Wort vollstrecken, wenn sie den Anspruch auf Glauben erheben soll!

Sie muß in Christus gestorben sein; auf keine andere Weise werden Wort und Leben wahr. So sind auch ihre mit Macht hervorbrechenden Briefe Zeugnisse einer Gestorbenen, wie die Briefe des Apostels; sie ist der Welt um so näher, je ferner sie ihr ist, in Christus verbunden der Fülle der Welt. Nun findet sie die Einsicht in den wahren Wert der Askese: Abtötungen sind Mittel, nicht Zweck; wer sie zur Grundlage macht, baut »die Burg der Seele auf Sand«; Grund können nur die kämpfenden Tugenden sein, der »lebendige Fels Christi«. »Abtötungen rasieren nur; die Bartfasern aber bleiben zurück und fangen von neuem zu wachsen an.« Nach dem göttlichen Namen ist »Blut« für sie das heiligste Wort. Nur von diesem Worte her ist ihre Frömmigkeit, ist auch ihre politische Konzeption zu verstehen. Wohl ist die Wahrheit eins und unteilbar, aber die Gestalten des Vollzugs, die Formen der Frömmigkeit sind höchst mannigfaltig; sie werden sehr verschieden sein, je ob etwa das Kreuz oder das Altarsakrament oder das göttliche Kind und die Menschwerdung die Verehrung beherrschen. Für Katharina von Siena hatte sich »die Wahrheit im Blute geoffen-

bart«. Im »kostbaren Blute« Christi schrieb sie die meisten ihrer Briefe; die Kirche ist die Verwalterin des Blutes, der Priester die »Schale«, der Papst der »Kellermeister des Blutes«. Im Blute erstirbt die Eigenliebe des eigenen Lebens; darum ermahnt Katharina ihre Jünger immer wieder, sich zu versenken ins Blut; sangue ist das Wort, mit dem sie nach namenlosen Qualen und Anfechtungen ihre Seele aushaucht.

Vieles ist furchtbar befremdend im Leben dieser Heiligen; so auch der Ausdruck der Verehrung des Blutes, zu dem eine Hinrichtung sie fortriß. Sie besucht den Unglücklichen, einen aus politischen Gründen Verurteilten – wahrscheinlich ist es der junge Adlige Niccolo di Toldo aus Perugia – im Gefängnis und vermag himmlische Liebe und Freude in ihm zu entfachen. Schon jetzt fühlt sie »eine tiefe Freude und einen Geruch seines Blutes«. Dann ist sie vor ihm am Block, kniet neben diesem nieder und betet, unbekümmert um die Menge; sie möchte ihren Hals auf den Block legen. Der Verurteilte kommt wie ein »sanftes Lamm«; sie bekreuzigt ihn. »Auf zur Hochzeit, mein süßer Bruder, denn bald wirst du im ewigen Leben sein.« Und sie streckt ihm den Hals und empfängt sein Haupt in ihre Hände; sie empfängt sein Blut auf ihrem Kleid. »Und wie er dahingeschieden war, ruhte meine Seele in so großem Frieden aus und in solchem Dufte des Blutes, daß ich mich nicht entschließen konnte, das Blut wegzuwaschen, das von ihm auf mein Gewand gekommen war.« Hier geschieht bildhaft-gegenwärtig und doch über alles Begreifen das Sich-Ausbluten der Liebe, durch das alles besteht und gerettet wird. Und die Seele öffnet »das Auge der Selbsterkenntnis, so daß sie sich selbst als nichtseiend erkennt, und daß wir nur Werkzeuge sind dessen, was nicht ist«: mit solcher Schärfe, Wiederentdeckungen unserer Zeit vorwegnehmend, kennzeichnet die Heilige Sein und Existenz des auf sich selbst gerichteten Menschen. Aber eben in dieses Nichts ergießt sich die Macht: Indem der Mensch sich selbst erkennt in sich, erkennt er Gott unter der Gnade: Gott, das reinigende, sühnende, rettende Blut.

Die Mystik mündet in die Geschichte: sie muß in ihr münden. Die große Tat, zu der fast ein jeder Brief der Heiligen, zu der ihr Leben entflammen möchte, ist der Kreuzzug; er ist, wie Levasti mit Recht sagt, »Mittelpunkt ihres Lebens«. Es ist »der heilige und süße Zug«; mit der Hoffnung auf ihn mußte Katharinas Leben zerbrechen; da sie

fehlschlägt, ist alles verfehlt. Auf den Kreuzzug hin ist der einfach klare Plan der Heiligen gedacht: Reform der Kirche; Rückkehr des Papstes nach Rom; Frieden in Italien; in der Christenheit; Zug der vereinigten Christen ins Heilige Land. »Sie will einen geschlossenen Kampf gegen die Ungläubigen und reichliches Blutvergießen« [Levasti]. Und die Heilige selbst: »Ich will Blut, und im Blute befriedige ich meine Seele.« So ladet sie die Christenheit, Könige und Ritter und Soldaten zur großen »Hochzeit« der Vereinigung ein, das heißt »das Blut für ihn zu vergießen, wie er es für euch vergossen hat«.

Darum geht es: daß die Christen ihr Blut vergießen für Christus; die gewaltige Tat hat einen passiven Sinn. Die Heilige scheint kaum daran zu denken, daß die Streiter töten werden; das Problem des Tötens berührt sie nicht – wie eben ein jedes Problem seine Stunde abwartet, die es erst aufdeckt und unabweisbar macht; es soll Blut der Gläubigen fließen und abwaschen die verhaßte Lauheit der Zeit, die Käuflichkeit und Sittenlosigkeit der Priester, all die Makel und Seuchen, die den heiligen Leib der Kirche entstellen. Um dieser Tat willen wird das Verlangen des zögernden Papstes Gregor XI. umgeschaffen werden in das »glühendste und feurigste«; dann wird er sich entschließen, eine Zahl »heiligster Männer, die den Tod nicht fürchten«, in die Ämter zu rufen. Von einigen wenigen Heiligen muß die Erneuerung ausstrahlen; von ihnen wird das Feuer übergreifen auf die Welt: Heilige werden sie retten. Die Hochzeit der Menschheit mit Gott, verstanden als Opfer ohne Rückhalt: das ist das Wort des Jahrhunderts.

Es ist die Botschaft einer mystischen Seele: der »Braut auf dem Bette des Feuers und des Blutes«. Das ist wahrlich nicht die Botschaft einer »politischen Frau«, die etwa Staaten verteidigen, Güter erhalten will. Eine Zeit, die das Politische als höchsten Wert verehrt und von ihm die Bewertung des Religiösen wie des Geistigen und Sittlichen ableiten möchte – sie tut es ohne es sich einzugestehen, ohne es zu erkennen –, meinte die Heilige dadurch zu verherrlichen oder auch nur verständlich zu machen, daß sie in ihr die politische Frau bewunderte. Aber ihr Rang ist ein ganz anderer; sie kreuzt die Erdbahn, doch frei, im eigenen Gesetz. Wie hoch sie die Vernunft auch stellte, so folgte sie doch nicht der Klugheit der Welt. Sie vertraute auf eine Kraft, die gänzlich außerhalb des politischen Denkens liegt: auf die sühnende

Kraft vergossenen Blutes. Durch das vergossene Blut der Christen sollten die Ungläubigen erlöst werden; denn die Ungläubigen sah sie mit den Gläubigen in einer Vision in die Seitenwunde Christi eingehen: »Und indem das Feuer in mir zunahm, gewahrte ich schauend das christliche Volk und das ungläubige in die Seite des gekreuzigten Christus eingehen.« Christus legte ihr das Kreuz auf die Schultern und gab ihr den Ölzweig in die Hand, damit sie ihn den Christen *und* den Ungläubigen bringe. Das Ende sollte sein: Friede unter allen; Rettung der Welt durch die Macht des Blutes, Überwindung des Unglaubens aus dieser Macht. Denn das war der Sinn der Zeit, in der sich eine neue drohende Angriffskraft des Heidentums formte. Osman I. [gestorben 1326] hatte das Türkenreich gegründet, sein Sohn im Jahre 1330 Nicäa erobert; bald fiel auch Gallipoli; Thracien war unterworfen, Adrianopel zur Residenz der neuen Macht erwählt worden. Im Jahre 1375 flehte die Königin von Zypern um Hilfe. Dieser Macht wollte die Heilige unter dem Helm des Heiles begegnen.



Wer verstand sie? Wer mißverstand sie nicht? Wer suchte nicht, sie für die Propaganda geistlicher oder weltlicher Interessen zu mißbrauchen? Sie glaubte, daß es in einer dem Anschein nach fast verfallenen Welt der äußersten Anstrengung, der Glaubenstat ohnegleichen bedurfte, um die Gnade zurück zu erflehen. Städte, Herrscher und – was unvergleichlich schmerzlicher war – die Häupter der Kirche fragten nach Gewinn; oder sie rechneten und beratschlagten, wie man, was dem Himmel vorbehalten blieb, mit irdischen Mitteln bewirken könnte. Katharina sah das Heil der Zeit, der Gläubigen wie der Ungläubigen, deren Lose ja nicht geschieden werden können, im kühnen Glaubenszeugnis der vereinigten Christenheit; das Vorgefühl einer die Kirche beschattenden beispiellosen Gefahr hatte sie auf ihren Weg gedrängt, ihr das Wort entsiegelt, wie auch Nikolaus von Flüe von ihr getrieben wurde; aber die Christenheit wollte sich selber helfen, wie sie es immer getan, mit halben Mitteln und halber Kraft, mit dem längst überholten Versuch, irdische und himmlische Weisheit zu verschmelzen.
Hier geht es nicht um den Kreuzzug, der, nach allem Ermessen, eine

neue Greueltat der vereinigten Christenheit und eine vernichtende Enttäuschung für die Heilige geworden wäre; es geht um das Feuer. Uns ziemt es nicht, was eine Heilige verantwortet hat in ihrer Zeit als das Wort ihrer Zeit, zu bewerten oder zu richten; wir haben ebenso wenig ein Recht, dieses Wort in unsere Zeit zu übertragen. Denn eine jede Zeit hat ihr einmaliges Wort; es kann nicht nachgeholt werden, wenn es nicht gesprochen worden ist. »Die Gedankenwelt Katharinas war die des Mittelalters, und aus dieser lebte sie« [Levasti]. Wenn sie frohlockte, daß der Richter von Arborea ihr zehn Galeeren, tausend Ritter, dreitausend Fußsoldaten und sechshundert Armbrustschützen versprochen hatte, so war sie durchglüht vom Mysterium des Blutes. Sie verleugnete nicht die Einsicht, daß »der Satan sich nicht läßt durch den Satan vertreiben«. Aber freilich glaubte sie, daß sie selbst den gefürchteten englischen Kondottiere Hawkwood – Messer Giovanni Aguto –, dessen des Kriegsdienstes ledig gewordene Truppe Städte und Dörfer brandschatzte, zur heiligen Ritterschaft bekehren könne. Das gehörte ja zu ihrer Fremdheit in der politischen Welt, daß sie späte Botin des Rittertums war: ein wahrer Ritter zu sein, ermahnte sie Urban VI.; männlichen Geistes wagte sie sich selbst einen »Ritter« zu nennen, der auf den Kampfplatz beschieden ist, um mit dem Schilde des heiligsten Glaubens zu kämpfen für seine Braut. Es gehört zur Tragik christlichen Lebens, daß die verzehrende Sorge um das Reich der politischen Welt entgegen ist; und doch ist es wahr, daß der Christ nicht auf diese verzichten kann. Denn wer glaubt, daß »die ganze Welt christlich regiert werden muß... der kann die religiöse Welt von der ethischen, politischen und sozialen Welt nicht trennen«. Darum war es der Heiligen unmöglich, zwischen einer religiösen und politischen Kirche zu unterscheiden; unmöglich, einen christlichen Fürsten, ein Stadtoberhaupt von der Forderung nach bedingungsloser Hingabe, vom Sühnopfer der Christenheit im Mysterium des Blutes auszuschließen.



Sie sah, eben weil sie keine »politische Frau« war, die zwei Gefahren der Stunde: den innern Verfall der Kirche, der Christenheit und den Ansturm des Unglaubens, mit visionärer Schärfe. Aber es war nicht

zu vermeiden, daß sie an der politischen Wirklichkeit scheiterte. Das gilt nicht allein von ihrem höchsten Ziel, dem Kreuzzug, dem sie, nachdem der Riß durchgebrochen war, eine doppelte Gestalt gab: der Kreuzzug gegen die Schismatiker sollte dem nach Jerusalem die Bahn brechen. Es gilt auch in vielen Einzelheiten. Eben die Kreuzzugsidee ihrer Gesandtin nutzten die Florentiner aus, als sie Frieden mit dem Papst wollten. »Glaube mir, Katharina«, sagte ihr Gregor XI. in Avignon, »daß die Florentiner dich betrogen haben und betrügen werden«. Das bestätigte sich, als die florentinischen Gesandten anlangten und der Heiligen erklärten: sie seien beim Papst akkreditiert aber nicht bei ihr. Sie irrte sich, als sie den Ältesten von Lucca schrieb, daß sie der Unterstützung der Pisaner sicher sein könnten; eine Unterstützung war unmöglich. Als sie nach der Erwählung des französischen Gegenpapstes Klemens VII. den französischen König an die Pariser Universität verwies: »Dort habt Ihr die Quelle der Weisheit«, wußte sie nicht, daß der größte Teil der Professoren jener Universität dem Schisma schon zugestimmt hatte. Sie ermahnte den Papst, das Heil der Seelen über die weltliche Macht zu stellen; er solle nach Rom kommen »nicht mit Heeresmacht, sondern mit dem Kreuz in der Hand, wie ein sanftes Lamm« – und Gregor zog mit einem Söldnerhaufen von 2000 Mann ein.

Sein Nachfolger Urban VI. erklärte in einer Bulle vom Jahre 1378: »Wir glauben und hoffen, daß in dem gegenwärtigen furchtbaren Sturm der vom Schiffbruch bedrohten Kirche die Gebete der Gerechten und ihre Tränen vor Gott mehr nützen, als die Waffen der Soldaten und menschliche Klugheit«; zugleich war der Papst, wie der Historiker feststellt, überzeugt, daß man, um zu siegen, Truppen und Waffen anwerben mußte, »man mußte der feindlichen materiellen Macht wiederum mit materieller Macht entgegentreten«. Der Dominikaner Raimund von Capua, den Katharina »ihren Vater und Sohn« nannte, und den sie dem Papst für Gesandtschaftsdienste empfohlen hatte, versagte zweimal völlig aus Kleinmut. So kann der Biograph die Frage aufwerfen: was Katharina überhaupt von den Ereignissen der Zeit gewußt habe? Die Antwort ist: »Nur Einzelheiten, zuweilen mit nicht immer genauen Informationen vermischt, mit Ansichten aus dem Volk, mit mehr oder minder parteiischen Darstellungen durchsetzt.«

Eine verhängnisvolle Verkettung war es, daß gerade die inständig erbetete, erflehte, betriebene Rückkehr des Papstes die Kirchenspaltung hervortrieb, die schon das Ende Gregors XI. verdüsterte. Als Urban VI. unter dem Schutz eines Scheinpapstes, unter Sturmläuten und Waffenklirren gewählt wurde, trat nach dem Konsistorium der Bischof Robert von Genf an den eben Erhobenen heran: »Ihr habt heute die Kardinäle nicht mit der Achtung behandelt, welche sie von eueren Vorgängern empfingen. Ich sage euch in Wahrheit: Wie ihr unsere Ehre mindert, so werden wir auch die euere mindern.« Von Urban urteilte Gregorovius: »Nie hat einem Papst Lebensklugheit so ganz gefehlt.« Robert von Genf trat ihm als Klemens VII. gegenüber. Der Erzbischof von Arles, Kämmerer Gregors XI., hatte nach Anagni, wo sich die französisch-gesinnten Kardinäle versammelten, Papstkrone und die Juwelen des Verstorbenen verschleppt. Selbst der Orden des heiligen Dominikus spaltete sich: der Großmeister Elias von Toulouse erklärte sich für Klemens VII. Die Jünger, die Katharina von Siena um sich gesammelt hatte, fielen auseinander, schon zwei Monate nach ihrer Abreise nach Rom. Und wie sollen wir den Schmerz der Heiligen ermessen, da nicht ein einziger Kardinal auf Seiten Urbans blieb? Gegen alle Mahnungen fiel auch die Königin von Neapel von Urban ab. So verstehen wir es vielleicht, daß Katharina es über sich brachte, den höchst übel beleumdeten Carlo di Durazzo – man nannte ihn Messer Carlo della Pace – zum Kampf gegen Johanna, seine Verwandte, aufzurufen. Wir wissen nicht, wer »sich bemüht haben wird, die Jungfrau zu überzeugen, daß auch mit schlechten Mitteln gute und segensreiche Ergebnisse erzielt werden können«. Levasti meint, der Papst oder ein Kuriale sei es gewesen. Katharina kannte ohne Zweifel das verderbte Leben Carlos, sagte sie ihm doch eindringlich, daß er zuerst seine inneren Hauptfeinde bekämpfen müsse, wenn er nach außen gut kämpfen wolle. Messer della Pace zog denn auch, schon nach dem Tode der Heiligen, ausgerüstet von Urban VI. und von diesem im voraus in Rom zum König von Neapel gekrönt, siegreich dort ein; im Schloß Muro ließ er im Mai 1382 die greise Königin Johanna mit einer seidenen Schnur erwürgen.

Das Bild, das sich der Heiligen am Ende bot, könnte kaum düsterer sein. Die Banden des Papstes und Gegenpapstes bekriegten sich in der

Campagna; wohl siegten Urbans Söldner, die Compagnia di San Giorgio, bei Marino über die Bretonen Klemens VII.; wohl wurde die Engelsburg erobert und gebrochen, der Vatikan zurückgewonnen; Katharina sah in diesen Siegen die Erhörung ihrer Gebete, ihres Opfers, ebenso wie sie früher, und gewiß mit Recht, ihrem Gebet einen wesentlichen Anteil an der Rückkehr Gregors XI. nach Rom und dessen Versöhnung mit Florenz zugeschrieben hatte. Sie war nicht allein von ihrer geschichtlichen Sendung, sondern auch von ihrer Wirkung überzeugt, und wurde niemals wankend in dem Glauben, daß die für Urban Streitenden das Reich Christi verteidigten gegen das Reich des Teufels. Das Ringen der zwei Reiche war für sie Geschichte. Für sich selber entsagte sie; für die Kirche erwartete sie weltlichen Triumph; »zu großes Mitleid ist größte Grausamkeit« hatte sie einst dem Papst vorgeworfen. »Gerechtigkeit tut not; die Barmherzigkeit verliert ihren Wert, wenn sie sich nicht auf Gerechtigkeit gründet.« Hier erscheint ein Bild der Kirche, das vorherrschend geblieben ist, so wenig es auch den Vorstellungen der ersten Jahrhunderte entspricht. Aber die große visionäre Hoffnung auf die »Hochzeit« der Christenheit war erloschen: die Heilige vermochte durch das Leid der Welt ungebrochen zu schreiten; die Leiden der Kirche ertrug sie nicht. Denn nun barst diese auseinander wie ihr Herz sich gespalten hatte. Das furchtbare Wort aus dem »Dialog« muß die Heilige wie eine Versuchung verfolgt haben: »Um die Ordnung wieder herzustellen, ist es notwendig, daß alles bis zum Grunde zerstört werde.« Das war ihre namenlose Angst: »Der Papst ist verlassen, die Kirche geht zugrunde.« Das war ihre eigentliche Agonie. So begreifen wir die Erregung, in die sie ein Aufstand in Rom versetzte. Urban VI. erschien in diesem Augenblick groß: er ließ die Tore des Vatikans weit öffnen und zeigte sich dem Volk auf dem Throne, ohne irdische Wehr den Schwertern sich darbietend, wie umschirmt vom Flehen der Heiligen, die, in zerstörendem Wechsel von himmlischen und höllischen Visionen heimgesucht, von unbeschreiblichen körperlichen Qualen gepeinigt diese apokalyptische Zeit durchlitt.
Auf den letzten Gängen nach Sankt Peter hatte das Mosaikbild über der Basilika sie mit dieser Vision beschenkt: sie sah das mit Unheil aller Art beladene Schiff der Kirche auf sich zukommen; sie fühlte es auf ihrer Schulter, stürzte zu Boden und starb, von der untragbaren Last

erdrückt. Sie verstand, daß sie mit der Tat auch ihren gewaltigen Willen opfern mußte; nun lernte sie, ihn »als unwirksam zu betrachten und immer mehr darauf zu verzichten«. Ihr Leiden, ihr Sterben ist nur noch Gebet für die Kirche und ihr rechtmäßiges Haupt. So vollendet sie sich an der Kreuzung des Himmlischen und Irdischen, an *der* Stelle, wo die unvereinbaren Rechte und Mächte aufeinandertreffen: an dem Ort, der dem Christen zugewiesen ist und den er verantworten soll zum Heil der Welt.

* * *

Was bleibt? Es bleibt die unverrückbare Einsicht der Heiligen, daß es die Krankheiten der Kirche sind, die alle andern Übel erzeugen. Und mit dieser ist unlösbar verbunden die christliche Selbstanklage: »Es geschah wegen meiner Sünden...« Und: »Ach! weh mir Unglückseligen, die ich Schuld trage an allen diesen Übeln.« Was als Schuld der Kirche erscheint, das wird aufgenommen als persönliche Schuld des Christen. Und es bleibt das Feuer: »Jetzt ist die Zeit der neuen Märtyrer. Ihr seid die ersten, die ihr Blut hingegeben haben. Welches ist die Frucht, die ihr davon empfangen werdet? Es ist ewiges Leben.« Verwirrung der Welt! Diese Worte sind an die Söldner der Compagnia di San Giorgio gerichtet, in denen die Heilige nicht die gewerbsmäßigen Kriegsleute, Plünderer und Mörder, sondern »Ritter« sah, »die ins Feld gezogen sind, um das Leben aus Liebe zum Leben hinzugeben und das Blut aus Liebe zum Blute des gekreuzigten Christus zu opfern«, wie sie an ihren Unterführer Alberto Barbiano schrieb.

Es ist eine große Stunde, wenn von draußen das Feuer in die Kirche getragen wird: wie am Karsamstagmorgen, nach der düstersten Nacht, das Feuer vor der Tür entzündet und dann geweihten Händen überantwortet wird. Das war das Werk der Heiligen, eines jeden an seinem Ort, das Zeitlose im Banne der Zeit. Doch bleibt es ein Geheimnis der Geschichte, daß in wechselnden Epochen Notwendigkeiten erscheinen, ergriffen werden, die zueinander in furchtbarem Widerspruch stehen. Unsere Sache ist es nicht, die Dissonanzen zu versöhnen: das ist Gottes. Ein jedes echte Feuer entzündet sich an der echten, der nicht mehr tragbaren Not der Zeit. So bestätigt sich das Wort Leos des Großen, daß Gottes Sprache als brennendes Feuer erkannt wurde; und es

sollte sich wieder bewahrheiten das Wort, das die Heilige aus dem »Mund der Wahrheit« vernahm: »Ich bin das Feuer und ihr seid die Funken.«

DER HEILIGE MARTIN VON TOURS

DER OFFIZIER der kaiserlichen Reiterei, der vor dem Tore von Amiens, der Stadt der Ambianer, unbekümmert um den Spott der Zuschauer seinen Mantel zerteilte, um einen Bettler zu bekleiden, hatte die Taufe noch nicht empfangen; aber der Ruf Christi hatte ihn schon in früher Jugend erreicht. In der Nacht erschien ihm der Herr, in das Tuch gehüllt. Er zog den Soldaten unwiderstehlich auf seinen Weg. Einige Jahre darauf, als der junge Julianus, der als der Abtrünnige in die Geschichte eingehen sollte, sein Heer gegen die über den Rhein vorgebrochenen Franken und Alemannen geführt hatte und vor der erwarteten Schlacht eine Geldspende an die Soldaten verteilen ließ, weigerte sich der Offizier Martinus, sie anzunehmen. »Bis heute«, sprach er zum Kaiser, »habe ich dir gedient; erlaube mir, daß ich jetzt Gott diene. Deine Gabe sollen die nehmen, die kämpfen wollen; ich bin Soldat Christi; es ist mir nicht erlaubt zu kämpfen.« Der erzürnte Cäsar beschuldigte ihn der Feigheit. »Wenn du in der Feigheit, nicht im Glauben den Grund meiner Weigerung siehst«, erwiderte Martinus, »dann will ich mich morgen unbewaffnet vor der Schlachtreihe aufstellen, und im Namen des Herrn Jesus, mit dem Zeichen des Kreuzes, ohne Schild und Helm, furchtlos in die Reihe der Feinde dringen«. Julianus ließ ihn ins Gefängnis werfen und gebot, ihn am folgenden Tag schutzlos gegen die Barbaren zu senden. Aber diese schickten Gesandte und baten um Frieden.

Der Bericht verschweigt ein Geheimnis, die eigentlich in diesem Vorfall wirksame Kraft: das Gebet des Gefangenen. Auf dieses erbarmte sich Gott, »damit nicht«, wie es in dem schönen Buch des glühenden Jüngers Sulpicius Severus heißt, »durch den Tod anderer die Augen des Heiligen beleidigt würden... Denn keinen andern Sieg durfte Christus seinem Soldaten schenken, als die Unterwerfung der Feinde ohne Blutvergießen.«

Mit diesen Worten, mit der großen Szene im Heerlager zu Worms, wo

leidenschaftlicher Glaube und noch einmal aufsteigendes Heidentum zusammenstießen, erscheint, vielleicht zum letztenmal mit solcher Leuchtkraft, die christliche Haltung der ersten Jahrhunderte; es geschah etwa um die Mitte des vierten Jahrhunderts, im Angesichte gewaltiger Veränderungen der Glaubenshaltung wie der Mächte, ja der christlichen Idee der Macht.

Martinus war um das Jahr 316 oder 317, nach andern 310, in Ungarn, in Sabaria an der Raab geboren worden; der Vater war römischer Soldat, dann Militärtribun; in Pavia, wohin die Eltern mit dem Knaben gezogen waren, erlangte dieser, im Alter von zehn Jahren, die Erlaubnis, unter die Katechumenen sich aufnehmen zu lassen; aber noch eh er die ersehnte Taufe empfing, zerstörte ein Befehl des Kaisers die Hoffnung auf ein Leben der Einsamkeit und Versenkung; die Kunde von den in der Wüste entsagenden heiligen Männern, die sich um diese Zeit ausbreitete, zog ihn schon damals auf den Weg der Bestimmung. Das Gebot Cäsars und das Gebot Christi durchkreuzten sich. Der Knabe widerstrebte dem Dienst; doch der eigene Vater zeigte ihn an; so stark war die Macht Cäsars. Martinus wurde gefesselt, zum Eid gezwungen. Als Offizier ließ er sich von einem einzigen Burschen bedienen; auch dessen Dienste vermochte er nur hinzunehmen, indem er mit dem Dienenden abwechselte, ihm dann und wann sogar die Stiefel auszog, um sie zu reinigen und ihm häufig das Essen auftrug. Martinus gehörte dem Weltkönig, nicht dem Cäsar; der Zwiespalt mußte unerträglich, er mußte endlich ausgekämpft werden, wie es vor Julianus Apostata im Lager vor Worms geschah.

Der Offizier legte nicht allein die Waffen ab; er trat aus den weltlichen Ordnungen, um einen neuen Stand und Ort – in der Welt und getrennt von ihr, für sie und wider sie – zu gewinnen; wäre dem Schwertlosen wieder der Bettler im Tor zu Amiens begegnet, er hätte jenem unbedenklich den ganzen Mantel gereicht. Denn wenn wir schon, nach den Worten des Herrn [Matth. 5,40] dem, der vor Gericht mit uns um den Rock streiten will, auch den Mantel lassen sollen, wieviel mehr sollen wir dann in Freiheit »alles« lassen! Um die bedingungslose Hingabe und ihre Freiheit geht es im Leben des heiligen Martin von Tours.

* * *

Ein jeder Heilige steht in einer innig-geheimnisvollen Beziehung zu seiner Zeit, in einem Widerspruch zu ihr, der das Opfer für sie ist, ihre Lösung, die Antwort an ihre tiefste Not. Mit ihm bezeugt sich die Gegenwart des Gottesreiches, in einmaliger geschichtlicher, dieser seiner Zeit antwortender Gestalt. Wir müssen die ungeheuerlichen Kämpfe, Umstürze, Gegensätze uns vergegenwärtigen, die Gefahren spüren, die das Jahrhundert verdüsterten, wenn wir die Bedeutung des heiligen Martin von Tours ahnen wollen. Konstantin der Große hatte die Wiederherstellung des Reiches unter dem Zeichen Christi erstrebt; aber er hinterließ das gewaltige Erbe vier Cäsaren, deren einer schon auf die Nachricht vom Tod des Kaisers [337] samt den ihm anhängenden Männern von den aufständischen Hoftruppen in einem Blutbad zu Konstantinopel erstickt wurde. Durch das ganze Jahrhundert wüten die Kämpfe; in der an Korruption krankenden Verwaltung besteht die Dreiteilung fort, während sich nach außen die verhängnisschwere Zweiteilung zwischen West und Ost vollzieht; die Glieder der kaiserlichen Familie verdrängen einander, das Heer wirft Gegenkaiser auf; immer deutlicher setzt sich im Westen der Herrschaftsanspruch der germanischen Kriegerschicht durch. Indessen toben die Kämpfe an den Grenzen, vom Norden Britanniens, wo Picten und Skoten über die Wälle stürmen bis an die persische Grenze, wo Armenien losgerissen wird und die Schwäche des Ostens, dem der Westen nicht beisteht, offenbar ist; am Rhein soll der nun aufgetürmte Limes gegen Franken und Alemannen schützen, die Donau wird gegen die Sarmaten und Quaden verteidigt; Afrika glüht in nicht zu stillendem Aufruhr; die Sachsen rudern nach England hinüber. Hinter all diesen Konflikten und Zerrüttungen spielen sich geistige Kämpfe ab, die das äußere Geschehen antreiben, aufwühlen und das Weltgeschick entscheiden wollen; vor allem ringt der Glaube mit dem Staat. Konstantin hatte versucht, die Bischöfe zu beherrschen; aber er hatte ihnen eine Stellung eingeräumt, die sie zu Gegenspielern machen konnte: Söhne und Erben des Gründers sollten das erfahren. Aber auch die Bischöfe waren vom Staat bedroht, der sich für den gewährten Schutz durch Dienstbarkeit entschädigen wollte; nur die wahrhaft Großen, Athanasius von Alexandrien, Hilarius von Poitiers, Ambrosius von Mailand behaupteten sich. Die tiefste Not brachten die Häresien, die gerade aus der Verschmelzung

von Kirche und Staat und deren Gefahren immer neue Kraft zogen; im Osten kämpfte Athanasius gegen die Arianer, die in Christus Gottes erstes Geschöpf, nicht Gott verehrten; im Wechsel der Macht mußte der Bekenner fünfmal in die Verbannung; Hilarius von Poitiers, der im Westen gegen die Irrlehre stritt, hatte ein ähnliches Los zu tragen. Der afrikanische Aufruhr wurde von den Donatisten geschürt, die in brennendem Verlangen nach der Reinheit der Kirche die Sünder von ihr ausschließen wollten. Mitten im Streit, im Jahre 361, feierten die totgesagten alten Götter mit Julians umjubeltem Einzug in Konstantinopel den letzten Triumph. In Spanien, eben aus der Stadt Avila, die dereinst zu großem Ruhm sich erheben sollte als die »Stadt der Heiligen und der Steine«, verkündeten die Priszillianer eine heute unter späteren Verfälschungen und Verleumdungen nicht leicht erkennbare Lehre, die sich auf die Leitung des Geistes berief und vor dieser die kirchlichen Ordnungen und Gnadenmittel zurückstellte. In dem allem meldete sich, mit nicht überwundenem Heidentum, eine religiöse Sehnsucht an, die die Kirche in der zerrissenen Welt bisher nicht zu stillen vermocht hatte. Heimsuchungen beispielloser Art schickten ihre Schatten voraus: am Nordufer des Kaspischen Meeres warfen sich die Hunnen aufs Pferd; verbündet mit Ostgoten und Alanen trieben sie die Westgoten aus ihren Siedlungen an der Donaumündung; im Jahre 378 zerschmettert die hochgetürmte Völkerwoge die Macht des Kaisers Valens bei Adrianopel; der Damm war gebrochen. Durch alle Verwirrung, den Wechsel der Lehren und Bekenntnisse, die Flucht der Gewaltigen und ihrer Heere, das Aufflackern und Zusammensinken der Reiche zeichnet sich die Linie, die auf unser Schicksal, vielleicht das des Abendlandes zielt: die sich vertiefende Trennung zwischen der lateinischen und der griechischen Sphäre; der sich vorbereitende Bruch zwischen West und Ost.



Welch ein Jahrhundert! Und welche Hoffnungen sollte es verteidigen, weitergeben außer dem mitten im Sturz geltenden Wort Jesu Christi, daß die das ewige Leben haben, die den Vater erkennen und den, den er gesandt hat! Wenn wir einige Ereignisse, Züge zusammentragen, so ahnen wir doch kaum, was die Menschen erlebt und welche Bilder die

Augen des Heiligen beleidigt haben, die eigentliche Wirklichkeit jener Zeit: fast nichts von Hunger und Angst, vom Anblick entsetzlichster Dinge, von Gewalttat, Gewissensnot, Verzweiflung zwischen altem und neuem Glauben. Es muß Jahre und Orte gegeben haben, da alles ungewiß schien; da weder der Glaube noch die Welt antworteten auf die Frage, wer im Himmel herrsche und wer auf Erden. Martin von Tours verlangte nach der äußersten Einsamkeit; diese Einsamkeit aber war keine Flucht: sie erst bot das Schlachtfeld, wo um Welt und Zeit gestritten werden mußte; wo die wahren Gegner, die Macht Christi und die Macht Satans, aufeinander stießen. Noch als Soldat soll Martin von Tours dem aus Alexandrien vertriebenen Bischof Athanasius in Trier begegnet sein; Athanasius war in seiner Jugend von Antonius dem Einsiedler, dessen Leben er später beschreiben sollte, eingeweiht worden in die Überlieferung ägyptischen Mönchstums.

Wie der Fisch vom Wasser umschlossen ist, lehrte Antonius, so der Mönch von der Einsamkeit. Wie der Fisch stirbt, wenn er aus dem Wasser genommen wird, so der Mönch ohne Einsamkeit. In ihr bestand Antonius den beispiellosen Ansturm der Dämonen, des Luftreiches, das er, in Übereinstimmung mit dem Apostel, als den Ort ihrer Herrschaft ansah. Es ist eine Wahrheit, die uns aufs höchste beunruhigen müßte, deren Ernst wir aber nicht mehr vollziehn. »Denn er erstaunte«, berichtete Athanasius, »als er sah, gegen wieviele Feinde wir kämpfen müssen und mit wievielen Mühen man die Luft durchwandern muß.« So erwies sich der Einsiedler als die erste Macht, an der Stelle der Welt, wo sie am furchtbarsten gefährdet ist. Um den Sieger sammelten sich in der thebäischen Wüste Eremiten, gleich ihm ihr ganzes Leben, ja sich selber umzuwandeln ins Gebet.

Das Gebet kennt keine Grenze; da nach einem von Cassianus überlieferten Wort des Abtes Izaak von Skete der dem Gebet vorausgehende Zustand den Geist des Betens bestimmt: so will das Wort »betet ohne Unterlaß« buchstäblich, Stunde um Stunde, vollzogen werden; wir beten nur recht, »wenn der Geist sich durch ständige Beschauung Gottes nährt«, wenn wir entledigt sind irdischer Dinge. »Sehr wenig nämlich betet jener, der nur dann zu beten pflegt, wenn er die Knie beugt.« Solche Einsichten müssen Martin von Tours geformt haben, sagt doch sein Bewunderer Sulpicius Severus von ihm: »Wie die Schmiede, die

in der Arbeit innehalten und dabei noch immer weiter auf den Amboß schlagen, so betete Martinus unablässig, auch wenn er etwas anderes zu tun schien.« Dieses Gebet war das Ziel härtester Entsagung; im Gebet entschleierte sich der Auftrag des Erwählten, der einsam die Welt in ihrer unsäglichen Bürde und ihrer Not verantworten, für sie einstehen mußte: ein Zeichen und Zeuge des Glaubens, heiliger Furcht auf dem Trümmerfeld, zwischen den geborstenen Säulen der Paläste, zwischen Leichen Erschlagener und Mißbrauchter.

Die ägyptischen Einsiedler wußten von dem dreifachen Ursprung unserer Gedanken: in Gott, in uns selbst und im Teufel; diejenigen nur, die das Selbst bezwungen, gestillt hatten, konnten mit der Macht göttlicher Gedanken den Teufel schlagen. Das Ringen mit dem Satan, dessen Schwingen die Welt umnachteten, war die im wesentlichen verborgen bleibende Tat Martins von Tours. Als er die Waffe dieser Welt abgeworfen hatte – wie hätte er mit ihr die geistige Macht des Bösen verwunden können! – wandte er sich nach Poitiers, an den heiligen Bischof Hilarius; seine Demut sträubte sich gegen die Würde des Diakons, aber das Amt des Teufelsbeschwörers nahm er an. Die Anfechtung währte durch sein ganzes Leben: oft erschien Satan in der Gestalt der alten Götter, Jupiters, Merkurs, der Venus oder Minervas, die noch einmal die Völker umwarben. Aber er täuschte auch die Gestalt Jesu Christi vor, »angetan mit vergoldeten Schuhen, lächelnden Angesichts und heiteren Mundes«. Eben diese weltliche Herrlichkeit verriet den Versucher. »Ich werde«, rief ihm Martinus entgegen, »an die Ankunft Christi nicht glauben, er käme denn in der Erscheinung und Gestalt seines Leidens, angetan mit den Wundmalen des Kreuzes«.

Die Geschichte des Gottesreiches hat ihre Mitte im Leben der Heiligen. Und so ereignete sie sich, als der arianische Bischof Auxentius Martinus mißhandelte und vertrieb, als Martinus nach Ungarn zurückkehrte und die Gnade hatte, seine Mutter zu bekehren, an seinem Vater aber scheiterte, als er, nachdem er in Mailand in einem Kloster gelebt, auf der Insel Galinaria, vor der genuesischen Küste, in Verlassenheit darbte; als er endlich, mit dem Beistand des siegreich zurückgekehrten Hilarius in Ligugé, vor den Toren von Poitiers [Lococagium], ein Kloster gründete, das als das erste Galliens angesehen wird. Von nun an steht der Mönch als entscheidende Erscheinung sichtbar im Raum abendländi-

scher Geschichte: eine tiefernste, von den Erfahrungen der Einsamkeit, von Anfechtungen und Siegen gezeichnete Gestalt, umleuchtet von einem Wissen, das nur in Geschlechterreihen erworben werden konnte, demütig und frei; er ist Weltüberwinder, nicht Flüchtling, und trägt herrscherliche Züge; einer, der Macht hat und der sich gesendet weiß, den Dämonen zu gebieten, den Mächtigen der Erde ins Antlitz zu widerstehen, stark in der Gemeinschaft der Brüder, im Walle des Gebets, und doch allein vor Gott und vor dem Satan. Auf ihn hoffen die Menschen. Aber er ist den Trägern des geistlichen Amtes, die die Apostelgewalt mit dem Staate versöhnen und in beiden Reichen beamtet sein wollen, keineswegs bequem. Fast nur Bischöfe, sagt Sulpicius Severus von Martin, waren unter seinen Verfolgern. So mag es nicht allein Bescheidenheit, es mag tiefes Widerstreben, ja, es mag in einem tragischen Augenblick gewesen sein, als die Bewohner der Stadt Tours Martin zum Bischof begehrten. Er verbarg sich in seiner Zelle; einer der Bittenden, ein gewisser Rusticius, gebrauchte eine List: sein Weib sei krank und bedürfe geistlicher Hilfe. So verließ Martin die Zelle, vor der sich eine gewaltige Menge aus Tours und den umliegenden Städten gesammelt hatte. Sie begrüßte ihn jubelnd als den würdigsten Hirten. Einige Bischöfe widersprachen: »unwürdig des heiligen Amtes sei ein Mensch mit so unansehnlichen Gesichtszügen, schmutziger Kleidung und ungepflegten Haaren«. Doch die Stimme des Volkes war um diese Zeit noch mächtiger als die Stimme der Priester. Der vom Volke gewählte Hirte aber wurde der »Engel der Gemeinde« im geheimnisvollen Sinne der Schrift.

Martin wurde Bischof – und blieb Mönch. Am rechten Ufer der Loire, wo Strom und Felsen eine nur auf schmalem Pfad erreichbare Stelle umfriedeten, baute er sich eine Hütte aus verflochtenen Zweigen; in den Felsen dahinter höhlten die Mönche ihre Zellen. Nun wohl begaben sich viele der unerhörten Wundertaten, deren Sulpicius Severus einige überliefert, Ereignisse, die nur als Zeichen einer tief verborgenen gnadenhaften Macht, als Auswirkungen rastlosen Betens und Dienens zu verstehen sind: Martin erweckte einen Toten auf alttestamentarische Weise, indem er sich bei verschlossener Tür auf den Leichnam legte; nachdem er eine Weile gebetet, »fühlte er im Geiste das Wirken der göttlichen Kraft: da richtete er sich ein wenig auf, sah dem Toten

ins Angesicht, voller Vertrauen die Wirkung seines Gebetes und der Barmherzigkeit des Herrn erwartend. Und kaum waren zwei Stunden verstrichen, da sah er, wie der Tote allmählich seine Glieder bewegte, und die blinzelnden Augen zum Sehen öffnete. Da wandte sich Martinus mit lauter Stimme zum Herrn, dankte ihm und erfüllte die Zelle mit seinem Rufen.« Oder er wagt es, nachdem er in einem Dorf einen Tempel zerstört hat, die Axt an eine für heilig gehaltene Fichte zu legen; die Priester und Ungläubigen wollen ihn hindern. Wenn er aber ein Zeichen gebe, daß er dem Gott, den er verkünde, nur im geringsten vertraue, so wollten sie ihm selber helfen, die Fichte zu fällen. Martin erbringt das Zeugnis: er läßt sich an der Stelle fesseln, wohin der Baum stürzen muß, und als der Stamm schon kracht, »streckt er ihm seine Hand zum Zeichen des Grußes entgegen«. Da, wie von einem Wirbelwind getrieben, schmettert der Baum in anderer Richtung nieder. Der Glaube ist offenbar und muß wieder Glauben erwecken.



Im Jahre 385 ereignet sich des Heiligen härtester Zusammenstoß mit den Bischöfen Galliens und Spaniens. Der vom Heer in Britannien erhobene Magnus Maximus hatte bei Paris den weströmischen Kaiser Gratian geschlagen und in Lyon ermorden lassen; der Bischof von Tours bat in Trier für gefangene Anhänger des Getöteten. Er bewegte sich am Hofe des Usurpators in furchtloser Freiheit, die wiederholten Einladungen des Gewaltherrn ausschlagend mit der Begründung: »er könne nicht am Tisch eines Menschen sitzen, der einem Herrscher das Reich, einem andern das Leben genommen habe.« Maximus sah sich genötigt, sich zu rechtfertigen: Gott selbst habe ihn durch seine Soldaten gezwungen, die Herrschaft zu ergreifen; Gott habe für ihn gesprochen, indem er ihm den Sieg schenkte. Um seiner Schützlinge willen ließ sich Martin herab, an der Tafel zu erscheinen und auf einem kleinen Sessel neben dem Kaiser Platz zu nehmen, einem wilden, ungestümen, unmäßig stolzen Mann, der sich nun an den Schmeichelreden der Präfekten und Grafen berauschte. Als ein Diener Maximus die Trinkschale reichte, bot er sie Martinus; der Bischof trank, dann reichte er die Schale seinem Presbyter als dem würdigsten, die geistliche Hoheit auf das

nachdrücklichste über die weltliche stellend. Unerschrocken kündigte er dem Herrscher Sieg und rasch darauf folgenden Tod an. Die Kaiserin saß häufig zu seinen Füßen; ungern folgte er ihrer Einladung zur Tafel; der greise Bischof sprach niemals mit Frauen, es sei denn, daß Werke der Barmherzigkeit ihn dazu veranlaßten.

Zahlreiche Bischöfe aus verschiedenen Teilen des Reiches umschwärmten den Thronräuber; »an ihnen allen fiel eine abscheuliche Schmeichelei vor dem Fürsten auf, eine schmachvolle Nachgiebigkeit, welche die Träger der Bischofswürde zu kaiserlichen Schützlingen erniedrigte«. Um diesen Preis hatten sie Maximus das Versprechen abgerungen, Priszillianus, den Bischof von Avila, mit seinen Gefährten als Ketzer richten zu lassen; es sollte das erste Ketzergericht der Christenheit werden. Martinus widersprach mit der ganzen Macht seines Ansehens; er wollte sich auf die geistliche Strafe beschränken; das oft mißbrauchte Wort, daß die Kirche kein Blut vergieße, sollte ohne Ausflucht befolgt werden. Aber sobald der Gefürchtete Trier verlassen hatte, trieben Ithacius, ein Bischof aus dem südlichen Portugal, und seine Genossen den Kaiser an, die Häretiker dem Präfekten zu überantworten; man sagt, sie seien nicht allein nach dem Blut, sondern auch nach den Gütern der Verklagten – Priszillianus stammte aus vornehmem Hause – lüstern gewesen. Was von den »Geständnissen« des Priszillianus, den Irrtümern und Schändlichkeiten, deren er sich bezichtigt haben soll, zu halten ist, stehe dahin; wir müßten genau wissen, unter welchen Umständen sie abgelegt wurden. So wurden die Beschuldigten hingerichtet, andere verbrannt: die Nachfolger der Apostel begannen, im Bunde mit weltlicher Gewalt und dieser dienstbar, eine Schuld auf sich zu laden, die durch die Jahrhunderte wachsen sollte und unverwindlich scheint. »Es genügte«, heißt es in einer älteren französischen Darstellung, »bleich zu sein oder die Kleidung zu vernachlässigen, um der Ketzerei verdächtigt zu werden«. Allein der Bischof Theognost widersetzte sich Ithacius. Martin eilte auf die Nachricht vom Ketzergericht zurück; er schied sich auf das augenfälligste von den Verfolgern, denen der Vorwurf solcher Abkehr eines allgemein als heilig angesehenen Mannes unerträglich wurde. Endlich, um die Priszillianer in Spanien, deren Häscher schon bereit waren, zu retten, ließ sich Martinus bewegen, mit Ithacius an der Weihe des Bischofs von Trier teilzunehmen; aber

er versöhnte sich nicht und besuchte von da keine Synode mehr. Auf dem Heimweg verklagte er sich unter Tränen, daß er ein Zugeständnis an Männer gemacht hatte, die der Kirche Blutschuld aufluden. So blieb er treu dem Geiste seines Meisters, des heiligen Bischofs Hilarius, der einst den Kaiser auf das eindringlichste ermahnt hatte, die Verfolger der Kirche nicht mit gleichem zu vergelten und die Untaten nicht zu erwidern, die Arianer römischen Christen zugefügt hatten: Gott wolle keine erzwungene Ehre. Welchen Wert ein Glaube habe, den die Gewalt erpreßte? Ob man Gott etwa täuschen wolle? »Wehe der Zeit, da der heilige Glaube der irdischen Mächte bedarf; da der Name Christi seiner eigentlichen Kraft beraubt, dem Ehrgeiz zum Vorwande dienen muß; da die Kirche ihre Gegner mit Exil und Gefängnis bedroht und zum Glauben zwingen will, sie, die zuerst bekannt worden ist von Verbannten und Gefangenen; da sie sich der Gewalt ihrer Beschützer unterwirft, sie, die geheiligt wurde von der Grausamkeit ihrer Verfolger!«

Diesen Protest vertrat Martin von Tours in Trier vor dem schon vom Tode gezeichneten Magnus Maximus und seinen blut- und habgierigen Bischöfen; es war im Grunde derselbe Protest, den er vor Julian dem Abtrünnigen in Worms abgelegt hatte; eine Auffassung von Christentum und Kirche, von der Stellung und Aufgabe des Christen in der Welt strahlt damit auf, die mehr und mehr von der geschichtlichen Entwicklung umschattet werden sollte; sie wird, als das verpflichtende Erbe der Frühzeit, vielleicht dann wieder hervorleuchten, wenn die Finsternis vollendet und die Klugheit dieser Welt in Sachen des Glaubens und der Kirche ratlos; wenn der Versuch, himmlische und irdische Klugheit zu versöhnen, der Gewalt des Widersachers völlig anheimgefallen ist, die nicht mit Kräften ihrer eigenen Art, sondern nur von oben her erschüttert werden kann. Auch dies ist bezeichnend für die Haltung, das Christentum des Martin von Tours: er verdammte nicht, sondern er trennte sich; er verurteilte nicht, aber indem er sich fernhielt, sprach er sein Urteil unmißverständlich aus.

»Du wahrhaft seliger Mann! in dir war keine Hinterlist, niemanden hast du gerichtet, niemanden verdammt, keinem Böses mit Bösem vergolten. Gegen alles Unrecht hatte er sich mit solcher Geduld bewaffnet, daß ihn, den hohen Bischof, die geringsten Kleriker ungestraft belei-

digen konnten: niemals hat er sie darum ihres Amtes enthoben, niemals, soweit es an ihm lag, sie aus seiner Liebe ausgeschlossen.«

Diese Milde bewies er auch als Gastgeber. Als Sulpicius den Verehrten besuchte, lud er den Jünger an seine »heilige Tafel«; er goß ihm selbst das Wasser über die Hände und wusch ihm eigenhändig die Füße. Er war »immer der gleiche« und schien doch, wenn das ungeschaffene Licht ihn überglänzte, schon »jenseits aller Menschennatur zu sein«. Um Frieden unter den Geistlichen zu stiften, reiste er unter der Bürde hohen Alters nach Condat; am Flusse sah er Tauchervögel, die den Fischen nachstellten; er fand darin ein Bild des furchtbaren Streites, der sein Leben eingefordert hatte: »Das ist ein Bild der Dämonen. Den Arglosen stellen sie nach, die Unwissenden fangen sie, und sie verschlingen ihre Beute und werden doch nie satt in ihrer Gier.« Mit derselben Stimme, mit der er den Dämonen zu gebieten pflegte, befahl er den Vögeln. Und sie »bildeten einen Schwarm, verließen den Fluß und flogen in die Berge und Wälder«. Aber der Friedensstifter fühlte seine Kräfte schwinden; die Jünger flehten ihn an, bei seiner Herde zu bleiben. Und er fügte sich betend in dieses Opfer. »Unter deiner Fahne will ich kämpfen, so lange du es befiehlst.« So bewahrheitete er noch einmal das Wort, das er gesprochen, als er das Schwert von sich tat. Im Büßerhemd, auf dem Aschenbett erwartete er in seinem geliebten Kloster Marmoutiers vor Tours den Tod. »Es ist nicht recht, daß ein Christ anders sterbe als auf Asche.« Aber als er, die Bitte der Jünger, sich zur Erleichterung seiner Schmerzen auf die andere Seite zu legen, nicht erfüllend, ausrief: »Zum Himmel, meine Brüder, zum Himmel laßt mich schauen, nicht zur Erde, damit schon jetzt mein Geist den Weg antrete, der ihn zum Herrn führen wird«, sah er den Teufel neben sich stehen. Er nannte ihn bei seinem Namen: das »blutdürstige Tier«. Und in diesem Augenblick, im Angesichte des Widersachers, der ihn durch sein ganzes Leben verfolgt hatte, vollendete Martin von Tours seinen Sieg: »Unseliger, du wirst in mir nicht finden, was dir gehört: Abrahams Schoß wird mich aufnehmen.«

Es war der 8. November des Jahres 397; am elften geleitete das aus Städten und Dörfern zusammengeströmte Volk seinen Bischof zu Grabe. Sein Tod erscheint wie der Abschied einer Glaubenshaltung, die in solcher Reinheit und Stärke, Milde, Hoheit und Freiheit, in solchem Grade

geprägt vom Ernst der letzten Dinge, nicht wiederkehren sollte. Von ihm gilt, was Makarius von den Vollkommenen, den von allen Leidenschaften gereinigten, sagte: »Denn wie in der Meerestiefe ein Stein von allen Seiten mit Wasser umgeben ist, so sind diese auf jede Weise mit dem Heiligen Geiste vereinigt und Christus angeglichen.« Das Volk entschied für Martinus, für diese Haltung, diese Art, Christ zu sein und der Welt zu dienen, ohne teil an ihr zu haben. Martinus überwand die Mächte der Erde und der Unterwelt, weil er vollkommen frei vor ihnen und von ihnen war. »Wenn jemand die Welt lieb hat, so ist nicht die Liebe des Vaters in ihm« [1.Joh.2,15]. In ihm war die Liebe des Vaters; darum wurde er zum Beschützer aller von den Gewalten Bedrängten, auch der Irrenden und Gegner, zum Bischof im Mönchskleid, aus dem Geiste der Einsiedler, zum Hirten auf Ewigkeit. So war er lange, ist er vielleicht noch der volkstümlichste Heilige. Unter seinem Vorbild und Namen breitete sich die Wahrheit aus, während Heimsuchungen die Völker schüttelten, Reiche untergingen und selbst Rom der Wut der Barbaren anheimfiel. Die ältesten Kirchen diesseits und jenseits des Rheins sind dem Heiligen Martin geweiht, der, als er noch das Schwert trug, seinen Mantel zerschnitt und, nachdem er es verworfen hatte, sein ungeteiltes Leben hingab an Christus, den in die Bettlergestalt gehüllten König.

Das Verhältnis zur Macht ist das brennende Problem der christlich-geschichtlichen Existenz. Es ist keine Frage, daß der Christ Macht verwalten soll im Sinne eines ihm überantworteten Anteils an der Königsmacht Christi. Aber wie soll es geschehen? Und wenn der christliche Verwalter der Macht sich von Augenblick zu Augenblick verantworten soll vor seinem Herrn, so wird er auch von Augenblick zu Augenblick auf Schranken stoßen, die seine Macht begrenzen. Auch jenseits dieser Schranken breitet sich Macht, vielleicht sogar scheinbar gewaltigere; aber sie ist ihm verwehrt. Diese andere widerchristliche Macht drängt gegen ihn an, droht ihn und alles, was ihm anvertraut ist, zu verschlingen. Wie soll er bestehen? Mit welchen Mitteln? Aus welcher Kraft? Die Mittel, die jenseits der Schranke erdacht, geformt wurden, sind ihm nicht erlaubt.

Eine systematische Darstellung kann hier nicht versucht werden; vielleicht ist sie ebenso wenig möglich wie eine systematische Antwort. Es bleibt nur die personale Entscheidung. Hier geht es um Gestalten christlicher Herrschaft; indem wir sie zu erfassen suchen, erkennen wir, daß sie alle am Herzen verwundet sind; sie haben einen Auftrag empfangen, dessen Vollzug in Gefahr ist, unmöglich zu scheinen; je tiefer das Gespräch dringt, das der christliche Herrscher mit sich selber führt, je empfindlicher sein Gewissen wird: um so fragwürdiger wird alles. Forderungen kreuzen sich. Alle Macht ist von Gott; aber gewaltige Bruchstücke sind dem Teufel anheimgefallen. Vielleicht dringt der geschärfte Blick des Mächtigen durch die Spiegelungen, die diese Sprengstücke umblenden. Damit ist nicht alles gewonnen. Denn auch innerhalb der christlichen Sphäre widersprechen sich Notwendigkeiten, fordert das Gebot des Königs im Zwang der Stunde Opfer an Gütern und Werten, deren Behauptung erlaubt, sogar aufgetragen ist. Im Bereich rechtmäßigen Eigentums erscheinen unversehens unheimliche Grenzlinien wie über Nacht die Flecken der Krankheit auf einem vertrauten Gesicht. Was nun? Es bleibt nur das Opfer. Aber in welchem Sinne ist es gemeint? Soll es das Opfer sein der nicht erlaubten Tat? Ist es Gebot, Gott um Gottes willen zu lassen? Wenn aber die Macht herausbricht aus dem Königtum Christi: was gilt sie noch dann? Wenn ihre Verwaltung die Seele kostet: ist sie dann nicht überzahlt? Und es kann ja nicht allein um die Seele des Einen gehn, der sich opfert. Das Dunkel, das in ihn strömt, greift über. Der Umkreis krankt. Der ganze Machtbereich ist überschattet.

Vielleicht ist schon etwas gewonnen, wenn wir diese Fragen wirklich sehen, uns ihnen stellen. Wir können sie nur andeuten als einen wesentlich-unveränderlichen Gehalt christlicher Geschichte. In ausreichendem Maße erforschen können wir das Leiden der Vergangenheit an dem Drama zwischen Macht und Gewissen nicht. Es ist eine offene Frage, ob Geschichtsschreibung überhaupt möglich ist. Menschen, Völker, Zeiten, Mächte sagen sich nicht aus; sie bezeugen sich in Fragmenten, in chiffrierter oder verstellter Schrift. Wir haben wohl Worte, aber die Schwingung, die sie trug, verweht unaufhaltsam. Wir ergründen verweste Herzen nicht. Ist es schon Zufall, daß Dokumente erhalten wurden, so ist der Zufall weit größer, daß sie überhaupt entstanden sind. Die Absicht, die sie hervorbrachte, traf auch die Auswahl zwischen Bekennen und Verschweigen, Wahrheit und Lüge. Und wie können wir erwarten, daß Chronisten und Berichterstatter den Vorgängen gewachsen waren, die sie überlieferten! Was wir von der Macht erfahren haben, das erfahren wir nun vor der Wahrheit. Der Boden bricht ein. Wir wagen nicht, weiter zu gehen. Wir haben Daten, Zahlen, Ereignisse. Aber welche Vermessenheit ist es, von Menschen und Völkern zu sagen, was sie waren und was sie gewollt haben!

Darum wollen die vorausgegangenen Schilderungen nur Bilder sein, in denen die Macht auf wechselnden Stufen der Bewertung steht. Das Bild umschließt die Wahrheit, die sich in Formeln nicht fassen läßt; es ist Zeichen des innersten Kampfes, der durch die Geschichte fortbrennt, und zu dessen Richter wir nicht berufen sind. Bilder bestreiten, ergänzen einander; in ihrem Zusammenwirken ist mehr Wahrheit als in der Summe. Wir müssen Gestalten und Zeiten bestehen lassen in ihrem Eigenrecht, an ihrem Ort, dessen eigentliche Bedeutung allein dem Richter der Geschichte offenbar ist am Ende der Zeit. Und es ist eben das Große der Geschichte, daß in ihr Unvereinbares nebeneinander steht, daß in ihr die Aufträge einander widersprechen. Die Toten sind dem Christen ehrwürdiger als die Lebenden; denn sie sind näher bei Gott. Aber die Tat, zu der sie sich in ihrer Stunde verpflichtet sahen, verpflichtet ihn nicht. Denn der Ruf von oben wechselt mit den Stunden; Herrschformen fallen, verändern sich. Die Frage nach der Verwaltung der Macht, nach der erlaubten Macht, muß um so peinigender, um so zerstörender werden, je mehr sich die Machtbereiche auffüllen mit satanischer Energie.

Dieser Prozeß war immer im Gange. Aber es ist doch ohne Beispiel, wie die Kräfte der gegenwärtigen Welt zusammengerafft werden unter dem Zeichen

des Todes. Damit wird das Problem der Macht im ernstesten Sinne gestellt. Offenbar sind die Zugänge nicht bewacht: der Gedanke, der Blick, mit dem Mensch und Kosmos gesehen werden. Hat das Gewissen die Tore aufgegeben, so meldet es sich vergeblich im Innern, wo der Befehl erteilt wird, die Tat geschieht. Vielleicht aber hat es die Tore nicht einmal verlassen; vielleicht ist es an ihnen überredet, betäubt, geblendet worden.

Gewissen, das ist: Verantwortung vor Christus dem Lebendigen, das Sein und Denken, Weben und Atmen Auge in Auge mit Ihm. Mächtige und Machtformen tragen im höchsten Fall den Widerschein geleisteter Verantwortung; wo der Mächtige verwundet wurde, die Form zerklüftet ist, erscheint dieser Abglanz am deutlichsten. Wir aber, die wir in eine Landschaft gestürzt sind, wo ein jeder Wunsch und Gedanke, ein jeder Schritt und jede Tat – aber auch das Lassen der Tat und des Gedankens – Schuld zu werden drohen, finden an den Trägern weltlicher Macht wohl noch wissende Gefährten; die helfende Weisung können wir kaum von ihnen erwarten. Wir fragen die Heiligen. Auch sie, als Gesendete und Begnadete, verwalteten Macht; auch sie stehen in der Geschichte, und zwar dort, wo sie am heftigsten aufschäumt; wo das Irdische in die Ewigkeit münden sollte; wo ihm diese Mündung verweigert oder erstritten wird. Sie verwalten nicht allein Macht; sie sind es. Aber sie sind es als Zeichen des gegenwärtigen Reiches, welches Zeichen sich auf jeder Stufe der Niederlage und noch in der Agonie erfüllen kann. Da sie für alle stehen, für Gläubige und Ungläubige, so besitzen sie in Wahrheit das Erdreich, mächtiger als alle Gewaltigen, die am Einspruch des Gewissens zerbrachen oder ihn erstickten. Denn sie sind in Christus die Erneuerer der Erde, die verhüllte Hoffnung, die unbekannten Retter des Geschlechtes, dessen Stunde sie teilen. Die Lösung jeder Zeit ist Gnade, und die Hoffnung auf Gnade ruht auf ihnen. Die Macht des Königs entgegnet in ihnen der weltlichen Macht. Sie vergegenwärtigen in ihrer Stunde das Gespräch, in dem der Herr auf dem letzten Grat der Geschichte dem Pilatus gegenüberstand: die vollendete Macht, die sich der Gewalt völlig entäußert hatte.

ENDE

BIBLIOGRAPHISCHE ANGABEN

BIBLIOGRAPHISCHE ANGABEN

PAPST GREGOR DER GROSSE [1945]
AUS: GEDANKEN DES FRIEDENS
HERDER-VERLAG, FREIBURG I. BR.

—

ALFRED DER GROSSE [1935]
AUS: DAS INSELREICH
INSEL-VERLAG, LEIPZIG

—

DIE RITTER [1932]
TOD FRIEDRICH WILHELMS I. [1942]
AUS: DIE HOHENZOLLERN
JAKOB HEGNER VERLAG, LEIPZIG

—

KAISER LOTHARS KRONE [1936]
AUS: KAISER LOTHARS KRONE
INSEL-VERLAG, LEIPZIG

—

INNOZENZ III. UND DAS ABENDLAND [1946]
PHILIPP II. UND DIE SPANISCHE FORM
AUS: WELTREICH UND GOTTESREICH
VERLAG SCHNELL & STEINER, MÜNCHEN

—

SPEYER [1933]
BREMEN [1933]
AUS: AUF WEGEN DEUTSCHER GESCHICHTE
INSEL-VERLAG, LEIPZIG

—

TRAUM DES EROBERERS [1950]
INNOZENZ UND FRANZISKUS [1951/52]
DER GROSSE VERZICHT [1949/50]
ZAR ALEXANDER [1951]
INSEL-VERLAG, WIESBADEN

—

NIKOLAUS VON FLÜE [1946]
FRANZ VON SALES [1942]
AUS: VOM TUN DER WAHRHEIT
VERLAG SCHNELL & STEINER, MÜNCHEN

FRANZISKUS [1942]
AUS: DIE STUNDE DES HEILIGEN FRANZISKUS
F. H. KERLE VERLAG, HEIDELBERG

DIE LETZTEN JAHRE DES PRINZEN EUGEN [1941]
AUS: PRINZ EUGEN
DIE SÄRGE DER HOHENZOLLERN [1952]
CANTERBURY [1935]
YORK [1935]
KATHARINA VON SIENA [1952]
MARTIN VON TOURS [1952]
UNVERÖFFENTLICHT


Digitized by Google

